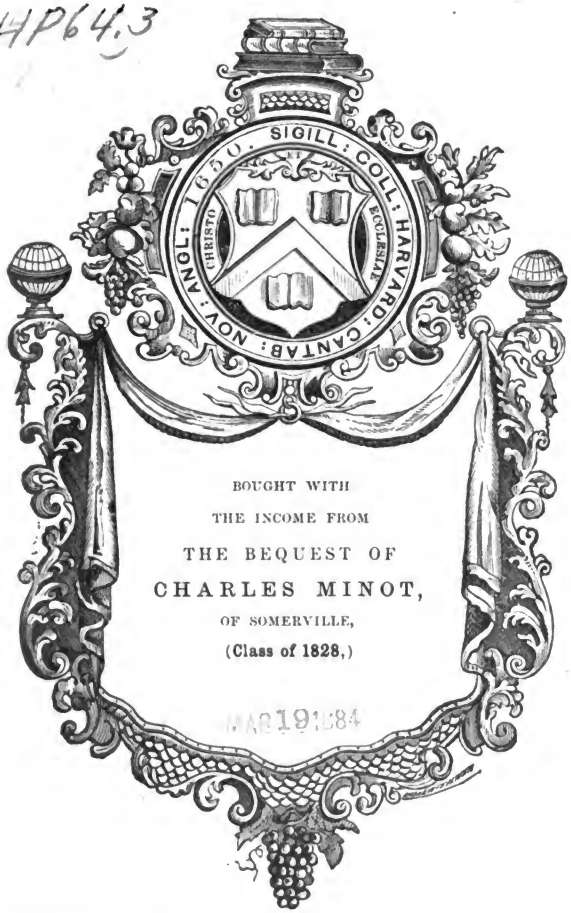
Historisches Taschenbuch

Digitized by Google

HP64.3



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

MAR 19 1884

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Sechste Folge. Dritter Jahrgang.

Digitized by Google

Historisches

Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

Wilhelm Maurenbrecher.

Sechste Folge. Dritter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Digitized by Google

HP64.3

MAR 19 1884

(VI. 3.)

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Dem Herausgeber der VI. Folge des „Historischen Taschenbuches" sind über den bisher erschienenen 1. und 2. Jahrgang mehrfache Aeußerungen sowol von Fachgenossen als auch aus weitern Kreisen zugekommen, welche eine recht günstige Aufnahme des Geleisteten bezeugen. Von allen Seiten wird die Thatsache anerkannt, daß die im „Historischen Taschenbuch" vereinigten Abhandlungen nicht nur durch ihre Darstellung die Leser anziehen und erfreuen, sondern auch die historische Wissenschaft selbst zu bereichern mit Erfolg sich bemüht haben.

Da jetzt der 3. Jahrgang die Presse zu verlassen im Begriff steht, so möchte es erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen, ob das vor zwei Jahren von dem Herausgeber aufgestellte Programm eine wenigstens annähernde Verwirklichung gefunden. Es wurde damals das Versprechen gegeben, in der Auswahl und Zusammenstellung der aufgenommenen Abhandlungen den Stand der historischen Wissenschaft in Deutschland wiederzuspiegeln.

Eine doppelte Forderung enthielt dies Programm.

Es galt den verschiedenen Arbeitsweisen und den mannichfaltigen Richtungen und Bestrebungen, denen heute die deutschen Historiker huldigen, nach Möglichkeit die Gelegenheit zur Aeußerung an dieser Stelle zu verschaffen. Wer die drei vorliegenden Bände prüfend durchmustert, wird das Bestreben des Herausgebers nicht verkennen, allen Richtungen hier das Wort zu gewähren: selbstverständlich mußte eine Ausnahme gemacht werden; ich konnte nicht daran denken, von derjenigen gegenwärtig den Markt überschwemmenden Parteitendenz Beiträge zu erbitten oder zuzulassen,

Digitized by Google

welche die historische Arbeit in den Dienst bestimmter kirchlich-politischer Interessen stellt und dieser Dienstleistung selbst sich rühmt.

Mein eifriges Bemühen war darauf gerichtet, aus allen Perioden der allgemeinen Geschichte, soweit sie gegenwärtig wissenschaftlicher Bearbeitung sich erfreuen, Beiträge zusammenzubringen. Große Schwierigkeiten habe ich dabei auf meinem Wege gefunden. Ganz besonders die alte Geschichte hat sich gegenüber meinen Werbungen sehr spröde verhalten. Die herrschende Richtung der Forschung läßt bekanntlich sich heute auf diesem Gebiete mehr von philologisch-antiquarischen als von eigentlich historischen Gesichtspunkten und Absichten leiten. Erst für den 3. Jahrgang ist es mir geglückt, einen geeigneten Beitrag aus alter Geschichte zu gewinnen. Dem Mittelalter gehören unter den 20 historischen Aufsätzen der VI. Folge 5 an; interessante Probleme der Quellenkritik sind in ihnen gestreift. Die Epoche der Reformation ist mit 7 Arbeiten vertreten. Ich meine, die verhältnißmäßig große Berücksichtigung gerade dieses Zeitalters entspricht der Bedeutung, welche in unserer Gegenwart den reformationsgeschichtlichen Studien zukommt. Die Geschichte der neueren Jahrhunderte hat ebenfalls für 7 Abhandlungen den Stoff gegeben; und neben der vorzugsweise behandelten deutschen sind auch der englischen, russischen, niederländischen und italienischen Geschichte besondere Aufsätze gewidmet worden.

Möchte dem neuen Jahrgang dieselbe freundliche Aufnahme und Beurtheilung zu Theil werden, die seine beiden Vorgänger erfahren: dies würde dem Herausgeber und den Mitarbeitern ein kräftiger Sporn sein zu fortgesetzten und gesteigerten Anstrengungen.

Bonn, im October 1883.

Wilhelm Maurenbrecher.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Das macedonische Königthum. Von Professor Dr. Arnold Schaefer in Bonn 1

Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg. Von Dr. Ernst Bernheim in Göttingen (jetzt Professor in Greifswald) 13

Kanzler Konrad. Gest. 1202. Von Professor Dr. Franz Xaver von Wegele in Wirzburg 31

Der Schwäbische Bund. Von Dr. Karl Klüpfel in Tübingen 73

Johan van Oldenbarnevelt. Der Advocat von Holland. Von Dr. K. Theodor Wenzelburger in Amsterdam 121

Samuel Hartlib. Ein deutsch-englisches Charakterbild. Von Friedrich Althaus in London 189

Die Neapolitanische Republik des Jahres 1799. Von Professor Dr. Hermann Hüffer in Bonn 279

Digitized by Google

Das macedoniſche Königthum.

Von

Profeſſor **Dr. Arnold Schaefer** in Bonn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegen die leitenden Staatsmänner der griechischen Gemeinden ist bis in die jüngste Zeit der Vorwurf erhoben worden, daß sie kurzsichtig und eigensinnig an die vermeintlich freien Einrichtungen ihrer Städte sich angeklammert, statt unter der macedonischen Monarchie ein festgeregeltes Staatswesen zu begründen, und mit Verzicht auf die abgelebte Kleinstaaterei an dem Ausbau der macedonisch-hellenischen Großmacht mitzuarbeiten. Solchen Meinungen gegenüber lohnt es sich, das Wesen dieser monarchischen Verfassung zu erwägen und zu fragen, ob die Griechen Ursache hatten auf die von ihren Vätern ererbte Freiheit Werth zu legen oder nicht.

Das Königthum, im Heroenalter überall bei den Griechen hergebracht, erhielt sich im Laufe der Zeit vielfach nur als ein Name für priesterliche Würden; bei den Spartanern ward das Doppelkönigthum in der Hauptsache auf ein erbliches Heerfürstenthum beschränkt. Nur bei den Molossern in Epirus und bei den Macedoniern blieb das alte Königthum bestehen.

Ueberall, wo es in Geltung war, rühmte sich das Königthum göttlichen Ursprungs. Gleich den dorischen Fürsten leiteten auch die Könige der Macedonier ihr Geschlecht von Herakles ab, von den Temeniden in Argos, mit willkürlicher Uebertragung ihrer nördlichen Heimat, des orestischen Argos, auf den Peloponnes. Die ältere Ueberlieferung kennt die Macedonier sammt ihren Königen nur als eingeborene Söhne des Landes.

Die Sagen von den Vorältern des königlichen Hauses, den Argeaden, sind uns in verschiedenen Variationen überliefert und in die Geschlechtsregister eingetragen. Herodot sowol als Thucydides gehen nicht weiter als bis zu dem ersten Perdikkas hinauf,

Digitized by Google

welchen die Chronographen der 22. Olympiade (692 v. Chr.) zuschreiben. Die göttliche Berufung dieses Fürsten, welcher zuerst die Herrschaft (Tyrannis) der Macedonier gegründet, schildert Herodot (VIII, 137 fg.) in lebendiger Darstellung folgendermaßen:

„Aus Argos flüchtig, kam Perdikkas mit zwei ältern Brüdern nach Illyrien. Von dort stiegen sie über das Gebirge nach dem obern Macedonien und dienten dem Könige des Landes um Lohn, der eine als Roßhirt, der andere als Rinderhirt, der jüngste weidete die Lämmer und Ziegen. Das Weib des Königs buk ihnen das Brot; so oft sie das that, ging der für Perdikkas bestimmte Teig doppelt so hoch auf wie die andern. Da sich dies immer wiederholte, meldete sie es ihrem Manne, und diesem leuchtete sofort ein, daß es ein bedeutsames Wunder sei. Er rief deshalb die drei Knechte und gebot ihnen sein Land zu verlassen. Sie erwiderten, sie hätten gerechten Anspruch auf ihren Lohn, nach dessen Empfange würden sie abziehen. Als der König diese Rede vernahm, wies er, vom Gott mit Wahnsinn geschlagen, auf die durch die Dachluke einfallenden Sonnenstrahlen und rief: «Das ist der Lohn, der euch gebührt.» Ob dieser Rede standen die beiden ältern Brüder betroffen, der jüngste aber, Perdikkas, nahm das Messer welches er an sich trug, umschrieb damit die Sonnenstrahlen auf der Hausflur und ließ sich die Sonne in den Busen scheinen mit den Worten: «Was du uns gibst, o König, nehmen wir an.»“

Damit hatte Perdikkas das Sonnenlehn empfangen, welches aus germanischer Sitte Jakob Grimm erläutert hat („Deutsche Rechtsalterthümer“, S. 278): die Sonne theilt den Menschen herrenloses Gut zu.

Die Brüder zogen nunmehr von dannen. Aber dem König ward der Brauch und das kluge Benehmen des Knaben gedeutet, und er beschloß in seinem Zorn die Brüder zu verderben. Er entsandte Reiter sie zu tödten. Aber jene waren über den Fluß gesetzt, der alsbald so mächtig anschwoll, daß die Reiter ihn nicht überschreiten konnten. Seitdem opferten ihre Nachkommen an der Stelle dem rettenden Gotte. Sie ließen sich in dem eigentlichen Macedonien nieder, nahe den duftenden Rosengärten des

Digitized by Google

Midas, wurden Herren der Landschaft und brachten auch das übrige Macedonien unter ihre Botmäßigkeit. Perdikkas aber ward der Stammvater der folgenden Könige, welche Herodot anführt und nach denen auch Thucydides rechnet.

Perdikkas gründete die alte Königsburg Aegae-Edessa in dem von hohen Bergen umfaßten, von frischen Quellen durchströmten Kessel, aus dem über das reichbewachsene Tiefland der Blick bis zum Meerbusen von Thessalonich, zum Olymp und zum Athos hinüberreicht. Dort waren die Gräber der Könige, auch als deren Wohnsitz nach Pella näher dem Meere verlegt wurde, und es ging die Sage, solange des Perdikkas Nachkommen zu Aegae bestattet würden, werde ihre Herrschaft von Dauer sein. Man führte den Untergang des Geschlechts darauf zurück, daß Alexander anderswo — zu Alexandria — bestattet wurde (Just. VIII, 2, 3).

Neben dem Oberkönig standen noch lange Zeit einzelnen Cantonen (den Lynkesten und den Elimioten) besondere Könige vor, jedoch in Waffengenossenschaft und Botmäßigkeit des Königs der Macedonier.

Die Könige der Hirten und Bauern des Gebirges — denn gewerbfleißige Städte gehörten dem Lande nicht an — bewahren in manchen Zügen den Charakter, den wir von den Fürsten der Heroenzeit aus den Dichtern kennen. Der König ist kein Gebieter über Knechte gleich den asiatischen Despoten, sondern das Haupt freier Männer, in priesterlicher Verrichtung, als Herzog und als Richter.

Opfer für das Heer bringt zu guter Vorbedeutung der König „nach der Weise der Väter" dar, so Alexander zu Soli dem Asclepios, so vor dem Sturme auf Gaza: Knaben aus edelm Geschlechte ministrirten ihm dabei. (Arr. II, 5, 8; 26, 4; Curt. IV, 6, 10; Val. M. III, 3, E. 1.)

Im Gericht saß noch König Philipp II. Er hatte eines Tages achtlos einen ungerechten Spruch gefällt. Der davon Betroffene meldete Berufung an. „An welche Richter", fragte der König. „An dich selbst", war die Antwort, „wenn du mit wachem Ohre mir Gehör schenken willst." Da nahm Philipp sich zusammen, erwog nochmals die Sache und hob zwar den gefällten Spruch

Digitized by Google

nicht auf, aber zahlte selbst die verhängte Buße. (Plutarch, Apophth. Phil. 24. Vgl. 31. Val. M. VI, 2, E. 1.)

Ueber Leben und Tod richtete der König mit dem Volke gemeinsam, im Felde unter Berufung des Heeres. (Curt. VI, 8, 25.) So erhob Alexander vor den macedonischen Truppen persönlich die Anklage des Hochverraths gegen Philotas. Dieser verantwortete sich, andererseits wurden Zeugen gegen ihn vernommen, deren Aussagen als beweisend galten. Danach ward das Todesurtheil von den macedonischen Kriegern vollstreckt: sie stießen Philotas mit ihren Speeren nieder (Ptolemäos bei Arrian. III, 26). Hier war öffentlich verfahren worden, aber des Philotas Vater, der in langjährigen treuen Diensten bewährte Parmenion, ward durch Mörderhand aus dem Wege geräumt. Wo blieb da eine Bürgschaft für Sicherheit des Rechts?

Der Mitwirkung der Truppen bei Anklagen auf Leben und Tod wird auch bei König Philipp V. in dessen ersten Regierungsjahren gedacht, als dieser im Jahre 216 sich seiner Vormünder entledigte: Leontios ward zu Korinth unter Zustimmung der von ihm befehligten leichten Truppen hingerichtet, desgleichen ward über einen seiner Genossen, Ptolemäos, zu Demetrias nach förmlicher Verhandlung unter dem Vorsitz des Königs das Todesurtheil verhängt. (Polyb., IV, 27, 5—8; 29, 6: [Φίλιππος] Πτολεμαῖον κρίνας ἐν τοῖς Μακεδόσιν ἀπέκτεινεν.)

Vornehmlich war es des Königs Beruf, Führer im Kriege zu sein. Er ist der Vorkämpfer, die Männer sind seine Waffenbrüder (Σταῖροι), als solche verpflichtet mit dem Könige ins Feld zu ziehen. Sie hingen dem Könige an: von alters her standen die Macedonier in dem Rufe der Königstreue. (Curt. III, 6, 17: ingenitam illi genti erga reges suos venerationem Plutarch. Aem. 24: φιλοβασίλειοι Μακεδόνες).

Aber die Ehrerbietung, welche sie dem Könige zollten, war eine freiwillige Gabe. Unangemeldet traten die Hauptleute bei dem Herrscher ein: wer zu ihm redete, nahm den Helm ab, aber das freie Wort stand ihm zu. Denn von alters her lebten die Macedonier in einem größern Schatten der Freiheit als andere Völker, in dem Bewußtsein, daß die königliche Herrschaft nicht

Digitized by Google

auf Gewalt, sondern auf Herkommen beruhe. (Rede des Kallisthenes bei Arr. IV, 11, 6: οἰδὲ βίῳ ἀλλὰ νόμῳ Μακεδόνων ἄρχοντες διετέλεσαν. Polyb. V, 27, 6: ἰσηγορίαν. Frontin. IV, 6, 3; Curt. IV, 7, 31.) Daher däuchte es sie ein unerhörtes Ansinnen, vor dem Könige das Knie beugen zu sollen, wie es bei den knechtisch gesinnten Asiaten bräuchlich war.

Das Königthum war erblich und wurde auch auf Unmündige übertragen. Es ging die Sage, der Urenkel von Perdikkas sei frühzeitig hinweggerafft worden, als sein Erbe Aëropos noch ein kleines Kind war. Diesen Umstand machten die alten Landesfeinde, die Illyrier, sich zu Nutze und überzogen Macedonien mit Krieg. Bereits hatten sie eine Schlacht gewonnen, da holten die Macedonier ihren kleinen König in seiner Wiege herbei und stellten diese hinter ihren Reihen auf. Alsdann lieferten sie eine zweite Schlacht, unter den göttlichen Heilszeichen ihres Königs, den sie dem Feinde nicht preisgeben wollten, und erstritten in blutigem Kampfe einen großen Sieg. (Just. VII, 2.) In gleichem Sinne ward dem noch ungeborenen Sohne Alexander's des Großen die Erbfolge vorbehalten und der Treueid geleistet (Curt. X, 7, 9: jusjurandum a singulis exactum, futuros in potestate regis geniti Alexandro).

Uebrigens bedurfte die Nachfolge einer förmlichen Anerkennung. Die Abkömmlinge des lynkestischen Fürstenhauses waren verdächtig, um den Mordanschlag des Pausanias gegen Philipp II. gewußt zu haben, und büßten mit dem Leben, nur der eine der Brüder, Alexander, ward damals begnadigt, weil er der erste gewesen, der Philipp's Sohn Alexander als König begrüßte. (Arr. I, 25, 1. 2; Just. XI, 2; Curt. VII, 1, 6.) Uebrigens hören wir nichts von regelmäßig wiederholten Treugelöbnissen, wie sie von Sparta und von den Königen der Molosser gemeldet werden.

Zu den königlichen Vorrechten gehörte ein ansehnlicher Grundbesitz, namentlich ausgedehnte Jagdgehege. Der König verfügte über den Betrieb sehr ergiebiger Bergwerke (wir hören, daß schon der erste Alexander aus seinen Silbergruben täglich ein Talent Ertrag gezogen habe), über die Münze, über Einfuhr- und Ausfuhrzölle, welche verpachtet wurden. Aber wir lesen

Digitized by Google

auch von Grundsteuern, Zins und persönlichen Leistungen. Alexander gewährte den Aeltern und Kindern der in der Schlacht am Granikos gefallenen Krieger Erlaß von diesen Verpflichtungen (Arr. I, 16, 5; VII, 10, 4). Die reichen Einkünfte setzten den König in den Stand, für ihm erwiesene Dienste fürstlich zu lohnen, Dichter und Künstler an sich zu ziehen, Söldner zu halten.

So entwickelte sich das macedonische Königthum zu hoher Bedeutung und vermochte schon in den Perserkriegen unter Alexander I. in die hellenischen Angelegenheiten einzugreifen. Aber die weithin reichende Macht des seegebietenden Athens drängte Macedonien zurück, und später waren seine Könige darauf angewiesen, mit Sparta, mit Theben oder mit den thessalischen Tyrannen sich abzufinden, ohne außer der Grenzwacht gegen die nördlichen Barbaren eine selbständige Politik durchführen zu können. Gelähmt wurde die den Macedoniern innewohnende Thatkraft durch sittliche Zerrüttung in dem Herrscherhause, Trunkenheit und sinnliche Ausschweifungen. Im Gefolge solcher Laster entstanden Thronrevolutionen, welche öfters geradezu den Bestand des Reiches gefährdeten.

Unter den Söhnen des „Hellenenfreundes" Alexander I. wußte der schlaue Perdikkas II. den Vorrang und schließlich die Alleingewalt an sich zu bringen. Als er nach einer vielbewegten Regierung 413 starb, hinterließ er von seiner rechtmäßigen Gemahlin Kleopatra einen siebenjährigen Sohn, welchem die Thronfolge zugedacht war, aber außerdem einen bereits erwachsenen Bastard Archelaos, den er mit einer Sklavin seines Bruders Alketas erzeugt hatte. Dieser riß alsbald die Herrschaft an sich.

Noch lebte an dem Hofe jener ältere Bruder von Perdikkas II., Alketas, der als Säufer den Beinamen „der Trichter" erhalten hatte, nebst seinem Sohne Alexander. Diese beiden schaffte sich Archelaos zuerst vom Halse. Er lud sie zu einem Gelage, machte sie betrunken und lud sie in diesem Zustande nächtlicherweile auf einen Wagen, der sie von dannen fuhr, niemand wußte zu sagen wohin. Demnächst beseitigte er auch den Thronerben: er warf ihn in eine Cisterne und ertränkte ihn; seiner Mutter, der verwitweten Königin, meldete er, der

Digitized by Google

Knabe sei einer Gans nachgelaufen und darüber in das Wasser gestürzt und umgekommen (Plat. Gorg., S. 47).

So wurde Archelaos König, und wer fragte weiter nach seiner Berechtigung. Denn er verstand zu herrschen. Dichter und Künstler, die seinen Namen verherrlichten, der Maler Zeuxis, der Tragiker Euripides, waren an seinem Hofe willkommene Gäste. Er verlegte seine Residenz nach Pella und schmückte diese Stadt mit königlichen Bauten. Seine Gespanne gewannen Preise auf den hellenischen Festversammlungen und in seinem eigenen Reiche, zu Dion am Fuße des Olympos, stiftete er Spiele zu Ehren des Zeus und der Musen. Und wie den Glanz seines Hofes so nahm er auch die Sicherheit seines Reiches wahr: er baute Heerstraßen, legte feste Plätze an, ordnete das Kriegswesen, kurz er that nach dem Urtheile des Thucydides (II, 100) mehr für das Land, als alle acht Könige vor ihm zu Stande gebracht hatten.

Zwar der gepriesene Herrscher war nach Platon's Urtheil doch infolge seiner Freveltaten der elendeste unter den Macedoniern, und ein glückliches Ende war ihm nicht beschieden. Nach vierzehnjähriger Regierung ward er durch seine Wollüste das Opfer einer Verschwörung: er wurde scheinbar durch Zufall auf der Jagd getödtet.

Nach dem Tode des Archelaos gerieth Macedonien durch Parteiungen im königlichen Hause und wechselnde Regierungen in arge Zerrüttung, bis 389 Amyntas III., ein Urenkel Alexander's II., zum Königthume gelangte. Es war ihm keine friedliche Regierung beschieden: innerer Zwiespalt und äußere Feinde bedrängten ihn, aber er behauptete schließlich doch den Thron und vererbte ihn, als er im Alter natürlichen Todes starb (369), auf seine Söhne. Von diesen ward Alexander II. schon im zweiten Jahre seiner Regierung ermordet (368); Perdikkas III. vollzog an dem Urheber der That, der die Regentschaft an sich gerissen hatte, Ptolemäos von Aloros, die Blutrache seines Bruders und bestand rühmliche Kämpfe mit den Illyriern; aber endlich ward er aufs Haupt geschlagen und in der Schlacht getödtet (359).

Perdikkas III. hinterließ einen unmündigen Erben Amyntas, für den der jüngste Sohn von Amyntas III., Philippos, die

Digitized by Google

Vormundschaft übernahm. Diesem gelang es unter den schwierigsten Verhältnissen, die Oberhand zu gewinnen, andere Thronbewerber, darunter Bastarde seines Vaters, zu beseitigen, auswärtige Feinde vorläufig abzufinden und, was die Hauptsache war, ein kleines, aber zuverlässiges Heer neu zu bilden. Dann wandte er sich gegen den schlimmsten Feind: die Illyrier. Zuvor aber ward ein Orakel in Umlauf gesetzt, unter dem Königthume eines Sohnes von Amyntas werde das macedonische Reich erblühen, und Philipp ließ sich vermögen, selbst als König die Herrschaft zu führen (Just. VII, 5,9—6,2). Unter seinem Namen schlug er die Illyrier in einer großen Schlacht. An seinem Hofe wuchs der junge Amyntas auf und erhielt später eine Tochter seines Oheims Philipp II. von einer illyrischen Frau, Kynane, zum Weibe. So lebte er in untergeordneter Stellung, bis sein Vetter Alexander III. (der Große) zur Regierung kam.

Dessen Erbrecht war nicht unangefochten. Zwar war er als Thronfolger erzogen und hatte lange unbestritten dafür gegolten. Aber die Ehe Philipp's mit Olympias aus dem Königshause der Molosser galt nicht allen Macedoniern für ebenbürtig, und als Philipp nach seiner Heimkehr aus Griechenland, während der Vorbereitungen für den Krieg in Asien, sich mit Olympias entzweite, regten sich andere Bestrebungen. Philipp hatte sich schon früher Kebsweiber gehalten, ohne daß Olympias ihrem Grolle sich hingab, nunmehr aber vermählte er sich mit Kleopatra, einer Frau aus macedonischem Geschlecht, und deren Oheim Attalos forderte bei dem Hochzeitsmahle die Gäste auf, zu den Göttern zu beten, daß diese Gemahlin echte Könige statt der Bastarde gebären möge. Zornentbrannt schleuderte Alexander seinen Becher auf Attalos und erhob sich gegen seinen Vater selbst: hierauf flüchteten er und seine Mutter aus dem Lande.

Dieser Zwiespalt ward einige Zeit danach beigelegt, Olympias und Alexander kehrten an den Hof zurück, und zum Unterpfande der Versöhnung ward Alexander's Schwester Kleopatra mit ihrem Oheim, dem Könige der Molosser, Alexander, vermählt.

Digitized by Google

Aber aus jenen Zerwürfnissen im königlichen Hause erwuchsen Mordgedanken und schärften den Dolch des Pausanias, von welchem Philipp II. bei der Hochzeit seiner Tochter tödlich getroffen wurde. Alexander bestieg den väterlichen Thron; Olympias tödtete das Kindlein, das Kleopatra geboren hatte, in ihrem Schoße und zwang diese selbst sich an ihrem Gürtel aufzuknüpfen. Aber noch sahen viele in Alexander's Vetter Amyntas den echten Thronerben, und Attalos, der von Philipp II. nach Asien vorausgesandt war, gedachte ihn als König ausrufen zu lassen. Ueber diesen Anschlägen ward Attalos selbst umgebracht; aber Alexander mochte auch seinen Vetter Amyntas nicht leben lassen, sondern befahl ihn zu tödten: er wollte nicht, daß ein Prätendent in Macedonien übrigbleibe. Wie Attalos, so wurden auch seine und der Kleopatra männliche Verwandte sämmtlich hingerichtet.

Ein so grausames Verfahren entsprach einer ältern Satzung, welche unter den öftern Thronrevolutionen und Verschwörungen gegen das Leben der Herrscher aufgekommen war: im Falle eines Attentats gegen den König sollte nicht der schuldige Urheber allein, sondern alle seine Verwandten mit ihm getödtet werden. Es gilt für eine besondere Gnade, daß Alexander, als er Philotas den Proceß machte, und ebenso bei der Verschwörung der Edelknaben den unschuldigen Verwandten der Angeklagten das Leben schenkte (Curt. VI, 11, 20; VIII, 8, 18).

Aus den Erschütterungen, denen Macedonien bei dem Wechsel seiner Herrscher so häufig ausgesetzt war, erklärt sich die Mahnung, welche die erprobten Feldhauptleute Antipater und Parmenion an Alexander gerichtet haben sollen: bevor er nach Asien ausziehe, möge er ein Weib nehmen und einen Erben erzeugen (Diod. XVII, 16).

Alexander hörte nicht auf ihren Rath. So geschah es, daß bei Alexander's Tode das Reich und das Heer ohne Haupt war; ein Menschenalter hindurch wütheten die innern Kämpfe, unter denen das alte königliche Haus von Macedonien gar bald zu Grunde ging.

Schließlich behaupteten die Antigoniden als Könige die Herrschaft über Macedonien. Unter ihnen kam kein Unmündiger

Digitized by Google

auf den Thron. Als König Demetrius II. im Jahre 229 starb, war dessen Erbe Philippos V. erst acht Jahre alt. Aber die Umstände waren so gefährlich, daß dieses Knaben Oheim Antigonos Doson sich nicht getraute, als Vormund des Königs die Zügel der Herrschaft mit der nöthigen Energie ergreifen und führen zu können, sondern sich entschloß, selbst das Diadem zu tragen, um als König zu gebieten. Zugleich heirathete er die Witwe seines Bruders und Vorgängers und errichtete ein Testament zu Gunsten seines Neffen, den er als künftigen König erzog und auf den dann auch nach dem Tode des Stiefvaters 220 die Regierung überging.

Noch einmal aber schien unter den Söhnen Philipp's V. Streit über die Erbfolge zu drohen. Von diesen war der ältere, Perseus, von einer Frau niedern Standes aus Argos geboren, einer Nähterin, wie es heißt; der jüngere Demetrios war von einer macedonischen Frau. Dem Perseus war die Thronfolge bestimmt. Indessen stellte Philipp den jüngern Sohn den Römern als Geisel für die Erfüllung des 196 abgeschlossenen Friedens, und Demetrios, von Flamininus und andern vornehmen Römern mit Auszeichnung behandelt, vertrat nach seiner Heimkehr den engsten Anschluß an die römische Politik. Das lief dem Sinne seines Vaters und seines ältern Bruders zuwider und führte, je mehr das Verhältniß des macedonischen Hofes zu dem römischen Senat sich verbitterte, zu einem Conflict in dem königlichen Hause, der durch die Umtriebe der Römer sich bis zu dem Grade verschärfte, daß endlich Demetrios auf Betrieb des Perseus und mit Genehmigung des eigenen Vaters getödtet wurde. Wenn Philipp in der That den blutigen Frevel hinterher beklagte und in Kummer seine Tage beschloß, so änderte diese späte Reue das Schicksal des Reiches nicht, welches unter Perseus und durch dessen Verschuldung zu Grunde ging.

Macedonien hatte große Könige hervorgebracht, aber es war nie zu einer festen Staatsordnung gelangt, welche hellenische Gemeinden reizen konnte, ihre gesetzliche Freiheit aufzugeben, um dem Machtgebote ihnen fremder Alleinherrscher zu dienen.

Digitized by Google

Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg.

Von

Dr. Ernst Bernheim in Göttingen.

Digitized by Google

Seitdem sich die Geschichte zu einer methodischen Fachwissenschaft ausgebildet hat, führt sie nicht mehr vorwiegend den Griffel festlicher Darstellung, wie er das Symbol der Klio war; ihr liebstes Werkzeug ist die schneidige Waffe der Kritik geworden, mit der sie rücksichtslos gegen die entstellenden Traditionen des Vorurtheils, der Parteilügen, der Fabeln und Mythen zu Felde zieht. Wie jede kritische Wissenschaft, muß sie dabei manche Lieblingsvorstellung verletzen oder zerstören; gerade in jüngster Zeit sind eine Reihe von Erzählungen, an denen unser Gemüth mit besonderer Innigkeit hing, die Geschichte vom Tell, von Arnold Winkelried, vom Heldentod der 400 Pforzheimer u. a. als Sagen und Fabeln erwiesen worden, und auch der Glaube an die Erzählung, mit der diese Zeilen sich beschäftigen, ist bereits ernstlich erschüttert. Nur zu begreiflich scheint es, wenn wir uns unwillig sträuben, lang und gern gehegten Glauben als irrig aufgeben zu sollen, und so fürchte ich fast, es möchte sich bei manchem Leser ein leiser Unwille regen, wenn ich versuche, unumstößlicher, als es bisher geschehen, die Erzählung von den treuen Weibern zu Weinsberg als ein Märchen ohne historische Wahrheit darzuthun. Meine Hoffnung ist nur, daß der Einblick in die eigenartige Methode unserer Wissenschaft, den uns dieser Versuch gewährt, mit dem negativ unerfreulichen Resultat versöhnen möge. Denn so lebhaft auch das allgemeine Interesse sich gerade neuerdings der Geschichte zugewendet, so hat das größere Publikum doch kaum die Vorstellung, daß es eine bestimmte Methode der Geschichtsforschung gibt, geschweige denn eine Vorstellung von

Digitized by Google

deren Wesen und Eigenart, während fast jeder Laie die exacten Methoden der Naturwissenschaft und deren Triumphe zu rühmen weiß. Vielleicht ist diese auffallende Erscheinung dadurch zu erklären, daß letztere sich gewissermaßen über Nacht zu plötzlich überraschender Blüte entfaltet hat, indeß jene in langsamerm, weniger bemerklichem Fortschritt zur Entwickelung gelangt ist.[1] Doch steht die historische Methode auf ihrer heutigen Stufe der der Naturwissenschaft an exacter Durchbildung und tiefgreifender Wirkung wahrlich nicht nach, und darum lohnt es sich wol, einen Blick in die Werkstatt derselben zu werfen.

Jedermann kennt die einfach rührende Erzählung von der Weibertreue. Sie spielt gegen Ende des Jahres 1140. König Konrad III. der Staufe lag im Streit mit Welf von Baiern, der das bairische Herzogthum beanspruchte. Konrad belagerte die welfische Burg Weinsberg, im heutigen Würtembergischen nicht weit von Heilbronn gelegen. Ein Versuch Welf's, dieselbe zu entsetzen, ward von des Königs Bruder Herzog Friedrich abgewiesen. Weinsberg mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Als rebellisch gegen das Reich hatte sich die Besatzung des Todes schuldig gemacht. Da, wird uns nun erzählt, gewährte König Konrad großmüthig allen Frauen freien Abzug mit der Vergünstigung, so viel mitnehmen zu dürfen, als sie auf ihren Schultern forttragen könnten. Und diese, eingedenk der Treue gegen ihre Gatten, und auf ihrer aller Rettung bedacht, nahmen nicht etwa — wie es gemeint war — ihre Habe, sondern ließen diese im Stich, um ihre Männer hinabzutragen. Nun meinte zwar Herzog Friedrich, das dürfe man nicht zulassen. Aber der König, gewonnen durch die List der Frauen, sprach: „Ein königliches Wort ziemt sich nicht zu brechen."

So steht die Erzählung zuerst in einer kölner Chronik, die etwa um 1170 geschrieben ist.[2]

---

[1] Ausführlicheres darüber in meiner Schrift „Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie" (Göttingen 1880).

[2] Vgl. die neue Ausgabe „Chronica regia Coloniensis" von G. Waitz in der Octavausgabe der „Monumenta Germaniae historica" (Hannover 1880).

Digitized by Google

Wie ist es nun möglich, überhaupt an einer Erzählung zu zweifeln, welche Jahrhunderte hindurch unverbrüchlich geglaubt, in zahllosen Geschichtsbüchern wiedererzählt, in Bild und Lied verherrlicht worden ist? Wie kommen wir dazu? Durch nichts anderes als eine sehr einfache Ueberlegung, wie sie jeder im alltäglichen Leben anwendet, um die Zuverlässigkeit irgendeiner Angabe, die man ihm macht, zu beurtheilen: wir fragen da den Berichterstatter, ob er selbst gehört oder gesehen, was er berichtet, und wir erkundigen uns bei andern, die davon Bescheid wissen, ob sie das auch gehört oder gesehen, was jener erzählt. Je nach dem Ausfall der Antworten richtet sich dann das Urtheil. Es ist wunderbar genug, daß ein scheinbar so selbstverständliches Verfahren erst seit kaum einem Jahrhundert zu einem consequent angewandten Princip methodischer Geschichtskritik erhoben ist, um so wunderbarer, als es seit seiner consequenten Anwendung unsere Wissenschaft eigentlich neu begründet hat —, eine Erfahrung, die sich freilich auf allen Gebieten des Wissens wiederholt, daß nämlich die einfachsten Grundsätze am schwersten gefunden und zur Anwendung gebracht werden. Gemäß diesem Princip lassen wir uns durch noch so viele spätere Nacherzählungen einer Begebenheit nicht beirren, sondern fahnden auf die ersten ursprünglichen Erzähler, um die Glaubwürdigkeit derselben in der oben erwähnten Weise zu prüfen. Das Resultat dieser Prüfung lautet im vorliegenden Falle nun sehr ungünstig für unsern ersten und einzigen Gewährsmann, den kölner Chronisten. Denn er selbst schreibt erst ein Menschenalter nach der Begebenheit, er schöpft die Kenntniß der Geschichte jener Jahre zweiter Hand aus andern unmittelbaren Quellen, diese aber und auch alle fernern Zeitgenossen, die zum Theil ausführlich und genau von dem Kampf und der Eroberung Weinsbergs erzählen, enthalten kein Wort von jener Capitulationsbedingung und der That der Frauen.[1]

[1] Den geistvollen Versuch Paul Scheffer-Boichorst's in seinem Buch „Annales Patherbrunnenses", S. 202 fg., die Erzählung als ursprünglich in den „Paderborner Annalen" enthalten und daraus vom kölner Annalisten abgeschrieben zu erweisen, darf man als widerlegt ansehen, vgl. darüber „Forschungen zur deutschen Geschichte", XV,

Digitized by Google

Darunter sind solche, wie die Annalen des Harzklosters Pöhlde und die deutsche gereimte Kaiserchronik, welche mit besonderer Vorliebe Anekdotenartiges aufnehmen; darunter ist Otto von Freising, der Stiefbruder König Konrad's, der gewiß keinen Grund hatte, einen so schönen Zug des Königs zu verschweigen. Es kommt hinzu, daß der kölner Chronist gerade in dieser Partie überhaupt unzuverlässiger ist als in andern Theilen seines Werkes, weil ihn hier seine sonstigen Quellen im Stiche lassen. Dieser Sachverhalt genügt an sich, die Glaubwürdigkeit der Anekdote als höchst zweifelhaft erscheinen zu lassen: worauf gründet sich die Kenntniß des kölner Annalisten und welchen Glauben verdient er, wenn Schriftsteller, die augenscheinlich in den betreffenden Dingen viel besser Bescheid wissen und keinen Grund haben, dergleichen zu verschweigen, nichts davon berichten? Ein Rückhalt bliebe nur noch: falls auch die Erzählung nicht in die Geschichtswerke der Zeit drang — was aus den angeführten Gründen freilich an sich sehr unwahrscheinlich wäre —, so könnte sie sich immerhin als mündliche Tradition erhalten haben und so erst später dem Kölner zu Ohren gekommen sein. Dagegen spricht außer anderm namentlich, daß in keiner süddeutschen Quelle eine Spur solcher Tradition auftaucht, einer Tradition, die doch zunächst in Süddeutschland lebendig sein müßte, weder zu dieser Zeit noch je später.[1] Wir

241 fg., und die neue Ausgabe der „Chronica regia Coloniensis" von G. Waitz in der Octavausgabe der „Monumenta Germaniae historica" (1880), wo überhaupt Ausführlicheres über die Zuverlässigkeit der kölner Chronik.

[1] Die einzige Spur einer vielleicht localen mündlichen Tradition über die weinsberger Affaire überhaupt ist nur geeignet zu zeigen, daß diese nichts von der Weibertreue enthielt. Andreas von Regensburg, ein Historiker des 14. und 15. Jahrhunderts, nennt den in der schriftlichen Ueberlieferung nicht vorkommenden Ort der Schlacht Elnhofen („Chronicon de ducibus Bavariae", herausgegeben von Freher, S. 56); wie weit diese Tradition zurückreicht, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da Andreas uns verlorene Quellen benutzt hat; aber wenn es eine Localtradition ist, auf welche die Nachricht zurückreicht, so sehen

Digitized by Google

werden vielmehr noch sehen, daß alle, auch spätere Kunde immer nur auf die einzige Nachricht des kölner Chronisten zurückgeht. Dieser Rückhalt läßt sich demnach nicht zu dessen Gunsten geltend machen.

Ist unser Glaube dergestalt einmal mit Grund erschüttert, so dürfen wir wagen, die innere Wahrscheinlichkeit der Geschichte selbst zu prüfen, um sie vielleicht nicht ganz stichhaltig zu finden. Allerdings haben wir an der eigenthümlich scheinenden Capitulationsbedingung, daß jede nur soviel sie auf den Schultern vermag forttragen dürfe, nicht zu zweifeln: es ist eine in jener Zeit durchaus übliche Maßbestimmung in solchen Fällen; auch an die List der Frauen glauben wir schon, nicht minder an ihre Treue; höchstens könnte uns die Ausführbarkeit der Sache einige Bedenken erregen — doch sind auch diese nicht derart, um ausschlaggebend zu sein: möglich an sich ist die Begebenheit immerhin.

Wir wären also bisher so weit gelangt, die Ueberlieferung für recht schlecht beglaubigt, für recht zweifelhaft zu halten; aber sie positiv als Fabel zu bezeichnen, sind wir bisjetzt noch keineswegs berechtigt. Wir wären das erst, wenn wir ihren fabulösen Charakter wirklich nachweisen könnten. Es stellt sich uns mit andern Worten die Frage: wie entstehen derartige Fabeln auf historischem Gebiet? eine höchst interessante Frage, deren allgemeine Erörterung uns freilich viel zu weit führen würde, die ich daher auf das hier speciell in Betracht Kommende beschränken muß.

Ueberblicken wir nämlich zu unsern Zwecken die Literatur der Sagen und Märchen, so tritt uns alsbald eine höchst seltsame Thatsache entgegen: die Erzählung von treuen Frauen, welche ihre Männer durch Forttragen aus Lebensgefahr retten, kehrt wieder bei der Belagerung und Eroberung verschiedenster Burgen und Städte in Frankreich, Italien, in der Schweiz, namentlich aber in allen Gegenden Deutschlands zu den ver-

---

wir, daß dieselbe nichts von der Weibertreue weiß, da eben Andreas an dieser Stelle nichts Derartiges erzählt.

Digitized by Google

schiedensten Zeiten wol 30—40 mal, und zwar bald ganz so wie bei der Eroberung Weinsbergs, bald von einer einzelnen Frau, bald so, daß das Forttragen heimlich in einem Tragkorb, einer Wanne oder dergleichen geschieht.[1] Nun kann es wohl vorkommen, daß ein Ereigniß sich ein paarmal im Laufe der Zeiten ähnlich wiederholt, aber daß ein Vorfall unter so eigenthümlichen Umständen sich 30—40 mal wiederholt haben sollte, geht an sich über das Maß aller Wahrscheinlichkeit; und zudem können wir in den meisten dieser Fälle leicht nachweisen, daß wir es mit reinen Fabeln zu thun haben. Sonach ist kein Zweifel, daß wir hier eine nicht seltene Art historischer Sagenbildung vor uns sehen: eine sogenannte Wandersage. Es ist das eine Erscheinung, die sich leicht aus Erfahrungen des alltäglichen Lebens erklären läßt. Oft genug kommt es ja vor, daß jemand irgendeine hübsche Anekdote, die er gehört hat, als selbst erlebt oder von einer dem Hörerkreise bekannten Persönlichkeit wiedererzählt, um sie interessanter, drastischer zu machen; wie z. B. die Anekdote von dem zerstreuten Gelehrten, der abends beim Nachhausegehen die Schatten der Bäume für neuangelegte Gräben hielt und mit immer steigender Erbitterung gegen die Stadtverwaltung darüber springt, fast in jeder Stadt von einer andern dort bekannten Persönlichkeit erzählt wird, bald mehr bald weniger verändert, wie es Laune und Phantasie des Erzählers mit sich bringt. Ganz ähnlich geht es im historischen Leben: anziehende Geschichten werden von Ort zu Ort, von Person zu Person übertragen, sie wandern gewissermaßen, sich in mancherlei Abwechselung verändernd, während der ursprüngliche Kern leicht erkennbar derselbe bleibt. Nun ist natürlich eine Erzählung nicht ohne weiteres für unwahr zu halten, weil sie sich in Form einer solchen Wandersage wiederholt — nur die Wiederholungen sind ohne weiteres Fabeln, das erst-

[1] Vgl. Dillenius, „Weinsberger Chronik" (Stuttgart 1868); „Forschungen zur deutschen Geschichte", XV, 242, Note 9; „Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde" (Jahrgang 1880), S. 285 fg.

Digitized by Google

malige Auftreten derselben wird dadurch gar nicht berührt. Ein erstes mal kann dieselbe sehr wohl wirklich passirt sein. Und so liegt es in unserm Falle: von den Weinsbergerinnen wird das Abenteuer zum allerersten mal in der Weise auf europäischem Boden berichtet. Allein wir dürfen uns damit nicht beruhigen; bei der großen Verbreitung der Sage liegt der Verdacht nahe, daß ihre Urform weiter zurückreicht, daß sie vielleicht aus dem uralten Märchen- und Sagenschatz der heutigen Culturwelt, aus Indien stamme. In der That, seit den bahnbrechenden Forschungen, die Theodor Benfey in seinem Werke „Pantscha-tantra" niedergelegt, wissen wir die wunderbare Thatsache, daß ein großer Theil unserer Sagen und Märchen, und selbst ein Theil der anscheinend echt deutschesten Märchen, wie die in Grimm's Sammlungen, nur Nacherzählungen oder Umdichtungen altindischer Fabeln sind. Indische Märchensammlungen wurden ins Persische, Arabische, Hebräische, dann ins Griechische und Lateinische übersetzt und drangen auf weiten Umwegen allmählich in den Occident, namentlich seit der Zeit der Kreuzzüge, wo die Verbindungen zwischen Abendland und Morgenland lebhafter wurden, also gerade zur Zeit, wo unsere weinsberger Geschichte erzählt wird und wo nachweislich so manches orientalische Märchen auf deutsche Könige und Fürsten übertragen worden ist.[1] So wäre es gar nicht unmöglich, daß wir das Urbild unserer wackern Weinsbergerinnen in den phantastischen Gestalten indischer Göttersagen zu suchen hätten. Jedoch vergeblich durchforschen wir all jene Märchensammlungen, die damals im 12. Jahrhundert im Abendlande verbreitet waren, vergeblich die Quellenwerke jener Sammlungen selbst, soweit sie uns zugänglich sind — auf ein Analogon unserer Weinsbergerinnen stoßen wir nicht. Nur eine einzige Spur könnte man in einer Erzählung des Talmud sehen wollen; doch bei naher Betrachtung zeigt sich auch diese unsern Kreisen fremd. Ein Bürger von Sidon, so heißt es da, will sich von seiner

[1] Vgl. Steindorff, „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich III." (Bd. 1, Excurs 4).

Digitized by Google

Frau scheiden lassen, doch gestattet er ihr, das Kostbarste aus seinem Hause, was ihr am liebsten ist, mit sich fortzunehmen. Darauf läßt die Frau ihn selbst im Schlafe forttragen und sagt zu ihm, als er aufwacht: „Nichts gab es in deinem Hause, was mir lieber gewesen wäre als du, ich habe dich in mein Haus tragen lassen, jetzt gehörst du mir an.“ Und sie versöhnen sich.[1] Man sieht, ein gemeinsamer Zug ist in dieser und der weinsberger Geschichte: die Frau schafft statt der Schätze, wie ihr erlaubt, in listiger Absicht den Mann fort. Aber die Pointe unserer Geschichte, jene eigenthümliche Capitulationsbedingung, die Rettung aus der Gefahr, fehlt hier. Und wollte man auch zugeben, es könne das durch Weiter- und Umdichtung hinzugekommen sein, so fehlt doch jede nachweisliche Spur des literarischen Zusammenhangs: die Talmudsage findet sich sonst nirgends, soweit sich sehen läßt, wiedererzählt, was doch der Fall sein müßte, wenn sie durch Wanderung zu einer so abweichenden Form wie die Weinsberger gekommen sein sollte. Nur in einer modernen dänischen Märchensammlung entdeckte ich eine solche Sage von einem Königspaar[2]; doch ist diese so völlig identisch mit der des Talmud, daß man nur an ganz moderne Nachdichtung denken kann, nicht an uralte volksthümliche Entlehnung.

Kehren wir also enttäuscht von diesem Schweifen in die Ferne zurück, so bewährt sich an uns das bekannte Goethe'sche Wort: in unerwarteter Nähe liegt vielleicht die Lösung unsers Problems.

Schon ältere Historiker, wie Pfister, Stälin, haben darauf hingewiesen, daß ein theilweise ähnlicher Vorgang, wie bei Weinsberg, bei Einnahme der oberitalischen Stadt Crema durch Fried-

---

[1] Levi, „Parabeln, Legenden und Gedanken aus Talmud und Midrasch. Uebersetzt von L. Seligmann“, 2. Aufl., S. 169 fg., und Tendlau, „Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit“, S. 54.

[2] „Dänische Volksmärchen, nach bisher ungedruckten Quellen“, erzählt von Svend Grundtvig, übersetzt von Ad. Strodtmann“ (2. Samml., Leipzig 1879), S. 171 fg.

Digitized by Google

rich Barbarossa im Jahre 1160 vorgekommen; da wurde die Capitulation unter der Bedingung geschlossen, daß alle — also hier auch die Männer, nicht nur die Frauen — freien Abzug haben sollten, doch jeder nur so viel mitnehmen dürfte, als er auf den Schultern zu tragen im Stande sei. Das bedeutet an sich nun weiter nichts für unsere Frage, als zu erweisen, daß solche Bedingung im Mittelalter üblich war; denn daß dieselbe bei der Eroberung Cremas wirklich stattgefunden, ist ein durchaus sicheres durch die besten Autoren verbürgtes historisches Factum. Aber bei näherm Zusehen bemerken wir — was bisher nicht bemerkt worden ist —, daß dennoch hier der Schlüssel unsers Problems verborgen steckt. Jene Eroberung Cremas hat auf die Zeitgenossen unverkennbar großen Eindruck gemacht: die ergreifenden Scenen, die bei dem Auszug der abgehärmten Bevölkerung spielten, werden in den gleichzeitigen Berichten zum Theil ergreifend und mit poetischer Ausschmückung geschildert. Otto Morena, ein gleichzeitiger italienischer Autor, erzählt unter lebhafter Darstellung der gemischten Empfindungen, von denen die aus der Stadt Ziehenden bewegt worden seien, daß der Kaiser selbst im Gedränge Hand angelegt habe, um einen Kranken glücklich fortzuschaffen, und er rühmt das als ein Beispiel der Güte, welches allen Menschen vor Augen zu halten sei. „Vergegenwärtige sich der Leser", ruft ein anderer Autor, Burchard von Ursperg, aus, „die ganze Größe des Unglücks! Hier schaffte ein Weib ihre Kleinen, die noch nicht gehen konnten, lieber als ihr Hab und Gut fort, der Mann trug die kranke Gattin, oder die Gattin den Mann voll ehelicher Treue." Das ist poetische Ausschmückung, nicht geradezu Erdichtung. Aber einen Schritt weiter thut ein fernerer Zeitgenosse, und der Schritt ist verrätherisch; dieser Autor erzählt nämlich zuerst die Capitulationsbedingung ebenso wie die andern, und fährt dann fort: „Da trug eine Frau unter Zurücklassung ihrer Schätze mit Erlaubniß des Kaisers ihren gebrechlichen Mann auf den Schultern fort." Mit Erlaubniß des Kaisers? fragen wir befremdet. Eine solche Erlaubniß hatte die Frau ja gar nicht nöthig, da der Autor selbst angibt, es konnte jedweder so viel

Digitized by Google

mitnehmen, als er zu tragen vermochte; wenn die Frau lieber ihren Mann als ihre Habseligkeiten fortschaffte, war das ihre Sache, einer Erlaubniß bedurfte es dazu in keiner Weise. Diese hat nur einen Sinn unter der Voraussetzung, daß der Abzug den Männern nicht erlaubt gewesen wäre, eine Voraussetzung, welche hier nicht zutrifft, aber — Pointe und Kern der weinsberger Geschichte ist. Nun dürfen wir glauben, der Entstehung unserer Sage auf die Spur gekommen zu sein; denn der Autor, welcher so von Crema erzählt, ist unser kölner Annalist, der einzige, der die weinsberger Geschichte überliefert hat! Was seine Phantasie bei der Eroberung von Crema nur schüchtern anzudeuten wagte, weil das Ereigniß noch zu frisch im Gedächtniß der Zeit lebte, das gestattete er sich ungestraft bei der schon im Dämmerlicht der Vergangenheit liegenden Eroberung Weinsbergs mit behaglicher Breite auszuspinnen: aus der einen Frau, die mit Erlaubniß des Kaisers ihren Mann fortträgt, sind die sämmtlichen Frauen geworden, welche die beschränktere Capitulationsbedingung ausnutzen, um ihre Männer zu retten, indem sie die Erlaubniß des Kaisers durch ihre erheiternde List gewinnen.

Wir haben so den kölner Chronisten, dessen Bericht wir vorher bereits aus andern methodischen Gründen für unzuverlässig halten mußten, nun mitten in seiner sagenbildenden Arbeit belauscht und ertappt. Wir können nicht zweifeln, daß Crema der Ort ist, an den die Sage von den treuen Frauen sich angeknüpft hat, um zuerst bei Weinsberg in ihrer classischen Form localisirt zu werden und von da als Wandersage weiter von Ort zu Ort, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu ziehen.

Diesen bunten Zug wollen wir nicht verfolgen. Wir fassen nur noch einen Punkt ins Auge, der uns eine abermalige neue Bestätigung unserer Ansicht gibt.

Erfundene Geschichten, namentlich in naiven Zeitaltern erfundene, sind meist an irgendeiner Stelle nicht ganz in Ordnung, nicht ganz stichhaltig; auch reizt der Stoff an sich durch das Phantastische, das ihm innewohnt, weil er aus der Phantasie entsprungen ist, immer von neuem die Phantasie zur Thätigkeit: wie Kinder, denen man ein Märchen erzählt, weiterdichtend fragen:

Digitized by Google

„und was kam dann?“ und „wie wurde es damit und damit?“, machen es die Völker mit solchen Sagen. Daher kommt es, daß gerade an den Stellen, wo einmal die Dichtung in der Geschichte Wurzel gefaßt hat, die Fabelsucht immer reichere Schösse treibt. Und diese charakteristische Erscheinung bietet uns auch die Erzählung von den Weinsbergerinnen, wenn wir ihre literarischen Schicksale verfolgen. Wir werden dabei zugleich sehen, daß sie wirklich nur durch den Bericht jenes kölner Chronisten und sonst nirgendwoher bekannt geworden ist.

Nämlich bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts blieb die Erzählung der allgemeinen Geschichtsliteratur völlig fremd: keine der weitverbreiteten allgemeinen Chroniken jener Zeit, die so reich an Anekdoten sind, erwähnt bis dahin etwas davon.[1] Zuerst finde ich sie in einer deutschen 1499 ebenfalls in Köln verfaßten Chronik (der sog. Koelhoff'schen Chronik), die ohne Zweifel aus dem uns bekannten kölner Annalisten geschöpft hat. Dann bringt der bekannte Geschichtschreiber Johannes Tritheim, Abt von Sponheim, am Anfang des 16. Jahrhunderts die Erzählung sowol in seiner „Chronik von Hirschau“ wie in den etwas später verfaßten „Hirschauer Annalen“ und in diesen bereits mit einiger Ausschmückung; er hat jene beiden kölner Werke nachweislich eifrig excerpirt. Durch Tritheim's vielgelesene Schriften ward die Geschichte mit einem Schlage populär. Nun, namentlich seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts, taucht sie immer öfter in den Chroniken auf, nun beginnt sie immer lustiger das Spiel weiterdichtender Ausschmückung zu werden. Denn die Volksphantasie will auf ihre naiven Fragen Antwort haben und denkt sie sich aus, wenn sie sie nicht vorfindet.

„Wo blieb denn Herzog Welf nach seiner Niederlage?“ fragte das ewige Kind, die Volksphantasie — er, die Hauptperson mußte doch auch dabei gewesen sein; so wird schon 1539 erdichtet, daß Welf in Weinsberg mit eingeschlossen worden und

[1] Entgegenstehende Angaben älterer Schriftsteller, daß die Geschichte bei Gotfrid von Viterbo, Martinus Minorita u. a. stehe, beruhen auf Ungenauigkeit oder Benutzung interpolirter Texte.

Digitized by Google

daß seine Gemahlin, ihn hinaustragend, den andern als leuchtendes Beispiel vorangegangen sei. „Aber nicht jede Frau hatte doch gerade einen Mann", dachte zutreffend ein anderer, wieder ein kölner Annalist des 16. Jahrhunderts: der setzte daher wohlweislich hinzu: „und die, die keinen Mann hatten, nahmen ihre Freunde." [1]

„Die armen Kinder endlich!" für die mußte doch auch gesorgt werden — bereits Tritheim hatte ihrer Rettung in seinen „Hirschauer Annalen" ausdrücklich gedacht, und ein wittenberger Professor packte gar 1539 den doch so schon recht beladenen Frauen noch ihre Kinder auf den Arm. [2]

Ja bis ins Detail wurde die Situation durchdacht und ausgesponnen: ein Poet des 17. Jahrhunderts läßt in einem (gleich noch zu erwähnenden) Drama Herzog Welf zu seiner Gattin sagen:

Ach, ich besorg', ich sey zu schwer
Dir herzenlieber Gemahl mein, —

worauf die Herzogin erwidert:

Mein Herr, ich will mich schicken d'rein, ...
Ob mir gleich sollt' der Halß d'rob krachen —

und der Herzog tröstet sie:

O, ich will mich so leicht machen,
Will auf den Zehen halb nachgeh'n —
Der Keyser wird's gnädig versteh'n.

Es bemächtigte sich nämlich sehr bald die Kunstpoesie, die Rhetorik des dankbaren Stoffes, um ihrerseits zu dessen Verbreitung beizutragen und denselben mit neuen Details auszuschmücken. Schon 1539 veröffentlichte der eben erwähnte wittenberger Professor, Vitus Winshemius, eine pomphafte Rede, worin er die Befreiung Welf's, die That der Frauen, die Milde des Königs

[1] H. Witkind, „Bearbeitung der Chronica regia Coloniensis", bei Eccard, „SS. rer. Germ.", I, 989.

[2] Vitus Winshemius, „Declamatio in qua recitatur historia quomodo Guelfus dux Bavariae liberatus sit periculo in obsidione Winspergensi etc.", im „Corpus Reformatorum", herausgegeben von Bretschneider, XI, 466 fg. Derselbe erzählt, wenn ich nicht irre, auch zuerst, daß Welf mit in der Burg eingeschlossen gewesen.

Digitized by Google

als Beispiele von Pietät, Güte und Charaktergröße über alle Thaten des Alterthums und der Neuzeit erhebt; 1614 feierte der bekannte Historiker Meibom die Begebenheit unter dem Titel „Guelfus redivivus" durch ein schwungvolles Carmen in vielen tadellosen Hexametern; desselbigen Jahres verarbeitete ein Weinsberger, Namens Petrus Nichthonius, den Stoff mit unleugbarem Geschick zu einem fünfactigen Drama in vierfüßigen gereimten Jamben unter dem Titel: „Weinspergische Belägerung vor etlich 100 Jahren von ehelicher Weibertrew, allen Eheleuten wie auch Jungen Gesellen und Jungfrawen alls zu einem schönen Exempel (Comoedieweiß zu agiren) nützlich zu lesen." Auch der Familieneitelkeit mußte die Geschichte von der Weibertreue dienen und sich zu diesem Zwecke höchst abenteuerliche Ausschmückungen gefallen lassen; ein kölner Bürger, der im 16. Jahrhundert seine Lebensgeschichte schrieb und sein Geschlecht fälschlich von den erlauchten Herren von Weinsberg abzuleiten sich bemühte, dachte sich aus, daß ein Theil der Frauen mit ihren Angehörigen, nachdem sie der nächsten Gefahr entronnen, aus Furcht vor nachträglicher Verfolgung den Rhein hinab nach Köln gezogen sei und sich dort in der obersten Vorstadt niedergelassen habe.[1]

Obwol nun schon im Anfange des folgenden, des 18. Jahrhunderts sich kritische Bedenken gegen die allzu kecken Auswüchse der Sage zu regen begannen, ja Leibniz die ganze Geschichte kurzab für Fabel erklärte, erhielt sich dieselbe doch in ihrem Kern fort und fort. Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen", Jaffé in den „Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter Konrad III.", kürzlich noch der jüngere Stälin in seiner „Würtembergischen Geschichte" haben die Glaubwürdigkeit derselben vertreten; die meisten historischen Handbücher werden sie noch als unbezweifeltes Factum anführen. Doch bezeugt sich ihr phan-

[1] Vgl. C. Höhlbaum über das Buch „Weinsberg" in dem zweiten „Jahresbericht der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde". Die obigen Angaben verdanke ich directer gütiger Mittheilung des Herrn Dr. Höhlbaum nach dem Manuscript.

Digitized by Google

taſtiſcher Charakter immer wieder durch ihre Entführung in die verwandten Kreiſe der Poeſie. Auch neuere Dichter, Bürger, Chamiſſo, Eliſabeth Kulmann, haben die Weibertreue beſungen, jüngſt iſt der Stoff ſogar zu einer Oper verarbeitet worden, die wenn ich nicht irre, zuerſt in Stuttgart gegeben wurde. Namentlich aber bemächtigte ſich der weinsberger Localpatriotismus der Sache. Die erſte Notiz darüber in einer dortigen Chronik ſtammt freilich ohne Frage auch erſt aus der Zeit nach dem ſonſtigen Bekanntwerden der Sage am Anfang des 16. Jahrhunderts[1]; 1614 entſtand das ſchon erwähnte Drama des Nichthonius, 1650 ward ein Gemälde des Vorgangs im Chor der Kirche zu Weinsberg aufgeſtellt, wovon eine Copie in den Rathhausſaal geſtiftet wurde. Die Burg erhielt im Volksmunde den Namen Weibertreu, den Burgweg nannte man den Frauenweg[2], beſonders brachte der Dichter Juſtinus Kerner, der ſich dort niederließ, den Cultus in Schwung; auf ſeine Anregung bildeten die Weinsbergerinnen 1824 einen Weibertreuverein zur Reſtauration der Burgruine, Aeolsharfen wurden dort aufgehängt, Ringe mit geſchliffenen Steinen aus den Trümmern dort zum Verkauf geboten; 1840 wollten die Liedertafeln der Umgegend eine große Säcularfeier veranſtalten, die leider ſcheiterte, weil die Kreisregierung eine ſolche am Sonntag nicht geſtatten wollte; und noch heute und gewiß für unabſehbare Zeit hält ganz Weinsberg mit leidenſchaftlicher Begeiſterung an der Tradition wie an einem Heiligthum feſt — vor allem begreiflicherweiſe die Weinsbergerinnen. Heißt es doch in einer kleinen Broſchüre, die unter dem Titel „Weinsberg und die Weibertreu" dort jüngſt anonym erſchienen iſt: „Wir wollen ſie uns nicht rauben laſſen, die Erzählung von der Weiber Treue, wir ſind

[1] Vgl. Dillenius, „Weinsberger Chronik" (Stuttgart 1868), S. 14 fg., woher auch die folgenden Angaben entnommen ſind.

[2] Die entgegengeſetzte Annahme Ideler's in ſeinem Buch: „Leben und Wandel Karl's des Großen", I, 20, Note 1, daß dieſe Namen Anlaß zur Entſtehung der Sage gegeben haben ſollten, bedarf nach allem Geſagten keiner Widerlegung.

Digitized by Google

überzeugt, daß, solange noch ein Stein von der Burg steht, er immerdar laut redet von der Frauen Lieb' und Treue, die, so hoffen wir, im deutschen Lande nie verschwinden wird." Der Verfasser dieses Aufsatzes theilt, wie er wol nicht zu versichern braucht, trotzdem er die Erzählung von den Weinsbergerinnen für eine Sage halten muß, diese Hoffnung durchaus. Es ist das aber ein kleines Beispiel von jener großen Macht, welche sich der historischen Kritik zu allen Zeiten entgegengestellt hat, der Macht des Gemüths, welches durch seine herzlich empfundene Ueberzeugung alle Gründe ersetzen und widerlegen zu können glaubt, welches daher an lieb gewordenen Vorstellungen trotz aller Argumente festhält und oft den Forscher selbst an rücksichtsloser Erkenntniß hemmt.

In dieser Hinsicht möchte ich noch mit einer Schlußbemerkung an die im Anfang geäußerten Bedenken anknüpfen.

Vielleicht regt sich bei manchem der Leser die Frage, nicht ohne einen gewissen Unmuth: weshalb denn eine so harmlos freundliche Sage mit allem Apparat kritischer Methode vernichten? wozu soviel Mühe um ein im Grunde für die Gesammtheit unserer Kenntniß doch nicht so wichtig erscheinendes Resultat? Darauf könnte man wol antworten, daß für die Wissenschaft das Kleinste wie das Größte ist, daß jeder, auch der geringste unwahre Zug das erstrebte Wahrheitsbild der Vergangenheit unberechenbar entstellt. Doch möchte ich das hier nicht betonen, weil der Gegenstand, den ich behandelte, nicht Selbstzweck dieses Aufsatzes sein sollte. Vielmehr war es ja meine Absicht, an einem wie immer auch geringfügigen Beispiel die ein für allemal im wesentlichen gleiche Methode darzulegen, deren sich unsere Wissenschaft zur Kritik solcher sagenhaften, überhaupt unwahren Ueberlieferungen bedient. Und diese Methode an sich ist etwas Großes, allgemein Bedeutungsvolles. Denn sie ist es, kraft deren es unserer Wissenschaft gelingt, ganze Epochen der Vergangenheit aus einem Wust von Entstellungen zu befreien, wie die alte römische Geschichte, die Geschichte des Mittelalters; sie ist es, die mehr als einer historischen Persönlichkeit noch nach Jahrhunderten das wahre Maß des Ver-

Digitized by Google

dienstes oder der Schuld zuzumessen gelehrt hat; sie vermag tief eingewurzelte Vorurtheile niederzubrechen und dadurch der religiösen, staatlichen, socialen Entwickelung der Menschen neue segensvollere Bahnen zu eröffnen; sie gibt, alles in allem, unserer Wissenschaft die Macht, wie mit einem Zauberschwerte, jenem Helden des Mythus vergleichbar, durch den Irrwald täuschender Traditionen hindurchzudringen zu dem schlummernden Bilde der Vergangenheit, um es zu lebendiger Wahrheit zu erwecken.

Digitized by Google

Kanzler Konrad.

Geſt. 1202.

Von

Profeſſor **Dr. Franz Xaver von Wegele** in Würzburg.

Digitized by Google

Als das begehrenswertheſte und bedeutendſte der deutſchen Bisthümer hat in den frühern Jahrhunderten das von Wirzburg gegolten. Dieſe bevorzugte Stellung muß zum Theil auf den Reichthum, zum Theil auf die politiſche Wichtigkeit des Hochſtifts, die auf deſſen centraler Lage beruhte, zurückgeführt werden. Die Beherrſchung deſſelben ſchien nahezu gleichbedeutend mit der Beherrſchung Süddeutſchlands zu ſein. Unſere Kaiſer haben daher zu allen Zeiten alles aufgeboten, ſich dieſes ſo ungemein wichtigen Poſtens zu verſichern. Wer kennt nicht die Anſtrengungen, welche in der Zeit Kaiſer Heinrich's IV. um den Beſitz von Wirzburg gemacht worden ſind? Unter den Staufern tritt dieſes Streben in beſonders hohem Grade zu Tage; es wurde ihnen allerdings durch den Umſtand erleichtert, daß ihr Stammland in nächſter Nähe lag, und aber auch, daß ſie ſelbſt in Oſtfranken erheblich begütert waren. Unter Kaiſer Friedrich I. erſcheint das Hochſtift faſt wie eine Domäne des ſtaufiſchen Hauſes. Eine Reihe von wirzburger Biſchöfen dieſer Zeit — voran der Kanzler Gottfried von Spitzenberg, der auf demſelben Kreuzzuge mit ſeinem Herrn den Tod gefunden hat — ſind Friedrich's ergebenſte Vertrauensmänner geweſen, und nach ſeinem Tode wurde ſogar der Verſuch gemacht, einen Prinzen ſeines Geſchlechts, ſeinen jüngſten Sohn Philipp, als König Philipp von Schwaben in der Geſchichte bekannt und urſprünglich für die kirchliche Laufbahn beſtimmt, auf den Stuhl des heiligen Burkard zu ſetzen. Philipp iſt im Jahre 1191 in der That und ſchwerlich ohne das Zuthun ſeines Bruders, Kaiſer Heinrich's VI., in ziemlich jungen Jahren zum Biſchof von Wirz-

Digitized by Google

burg gewählt worden und hat als „Erwählter" diese Stellung ungefähr ein Jahr lang behauptet, dann aber, vermuthlich in Hinblick auf seine allzu große Jugend — er war zwischen 1176 und 1177 geboren — hat er auf dieselbe Verzicht geleistet und ist endlich 1193, offenbar infolge dynastischer und politischer Erwägungen, in den weltlichen Stand zurückgekehrt.[1] An seine Stelle als Bischof von Wirzburg trat der mit den Staufern verwandte Heinrich III., aus dem schwäbischen Geschlecht der Grafen von Berg stammend und sicher durch den gleichen schon erwähnten Einfluß gewählt.[2] Heinrich war ein treuer Anhänger seines Kaisers, starb aber bereits 1197. Ihm folgte Gottfried II. von Hohenlohe in der bischöflichen Würde, aber nach ein paar Monaten schon auch im Tode nach, und nun geschah eine Wahl höchst merkwürdiger und folgenschwerer Art: sie fiel wieder auf einen kaiserlichen Vertrauensmann, der jedoch weder dem wirzburger Kapitel angehörte noch fränkischen oder schwäbischen Stammes und zugleich schon vor mehrern Jahren in einer andern Diöcese zum Bischof gewählt worden war, nämlich auf den kaiserlichen Kanzler Konrad. Jene Wahl muß ohne Zweifel zunächst als das Ergebniß des ehrgeizigen Strebens des Gewählten betrachtet werden, nicht minder gewiß ist aber, daß sie nach Lage der Dinge ohne Zustimmung des Kaisers nicht möglich gedacht werden kann und daß dessen Mitwirkung dabei als sichere Thatsache angenommen werden darf. Das Merkwürdigste

[1] Böhmer-Ficker, „Regg. imp. unter König Philipp und Otto IV." u. s. w., S. 1; Abel, „König Philipp von Schwaben", S. 34.

[2] Die Herkunft Bischof Heinrich's III., über die man freilich bis in die neueste Zeit im Dunkeln geblieben ist, steht urkundlich fest und werde ich an einem andern Orte die Nachweise bringen. Eine Urkunde des Stifts Neumünster zu Wirzburg z. B. (vom Jahre 1207) schließt: „Acta sunt haec — sub episcopo Heinrico de Bergk." (Copialbuch von Neumünster im Kreisarchiv zu Wirzburg, V, 559.) Ueber die Verwandtschaft der Grafen von Berg mit den Staufern vgl. Stälin, „Würtembergische Geschichte", II, 230. Wie die Zeitgenossen die Erhebung Heinrich's zum Bischof auffassen, zeigen am besten die „Ann. Colon. Max." (MGH. SS. XVII, S. 802): „— (Heinricus imp.) Wirzburgensibus episcopum prefecit."

Digitized by Google

an diesem Vorgange aber ist, daß der Berechnung, von welcher sich hierbei der Kaiser leiten ließ, eine bittere Enttäuschung vorbehalten war, und daß Konrad, der durch die Gunst des staufischen Hauses von Stufe zu Stufe emporgestiegen ist, demselben zuletzt in einem höchst kritischen Moment den Rücken wendet, ja sich in förmlicher Auflehnung dagegen erhebt und endlich in diesem Conflict ein plötzliches und tragisches Ende findet.[1]

Konrad hatte bereits eine längere und bewegte Vergangenheit hinter sich, als ihn sein Ehrgeiz an die Spitze des Hochstifts Wirzburg führte. Diese Vergangenheit ist immerhin so bedeutend, daß sie schon um ihrer selbst willen in hohem Grade beachtenswerth erscheint und diese Beachtung in der That von jeher gefunden hat. Er entstammte dem Hause der Dynasten von Querfurt, deren Sitz nordwestlich von Merseburg stand und die zu den angesehensten Geschlechtern Mittel- und Norddeutschlands zählten.[2] Der bekannte Preußenapostel und Märtyrer

[1] Bekanntlich hat sich die historische Forschung in neuerer Zeit vielfach mit der Geschichte des Kanzlers Konrad beschäftigt. Ich erinnere u. a. nur an Otto Abel's „König Philipp der Hohenstaufe" und an Lüntzel's „Geschichte der Diöcese und der Stadt Hildesheim" (Hildesheim 1858), Bd. 1; an Toeche's „Geschichte Kaiser Heinrich's VI." und vor allem an Winckelmann's „Philipp von Schwaben" und „Otto IV. von Braunschweig" (Bd. 1 und 2); dazu kommt des Freiherrn Leopold von Borch „Geschichte des kaiserlichen Kanzlers Konrad, Bischof von Hildesheim und von Wirzburg" (Innsbruck 1879), nicht frei von schädlich wirkender Befangenheit. Endlich sind zu erwähnen zwei Inauguraldissertationen: 1) „De Conrado Episcopo Hildesheimensi" von Karl Henschke (Halle 1864), und 2) von Richard Schwemer über „Innocenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites von 1198—1208" (Straßburg 1882). Die letztere, die sich zwar schon dem Titel nach mit Konrad mehr nur nebenher beschäftigt, ist mir erst nach dem Abschluß meiner Skizze bekannt geworden und ich habe mich nur wenig mehr auf sie beziehen können; sie ist aber in jedem Sinn der Beachtung werth. — Zu vergleichen der bezügliche Artikel von Winckelmann in der „Allgemeinen deutschen Biographie" s. h. v.

[2] Der Beweis, daß Konrad ein geborener Herr von Querfurt war und nicht zu den Herren von Rabensburg (Ravensburg) bei Veitshöchheim am Main in der Nähe von Wirzburg gehörte, wird angesichts der Aus-

Digitized by Google

Bruno (gest. 1009) ist aus ihren Reihen hervorgegangen. Kaiser Lothar III. leitete durch seine Großmutter Ida seine Herkunft von ihm ab; durch sein Eingreifen ist der querfurter Konrad 1134 Erzbischof von Magdeburg geworden, und in diesem Zusammenhange hat dessen Bruder Burchard 1136 die Burggrafschaft daselbst übertragen erhalten, die nicht verfehlte, die politische Stellung des Geschlechts um ein Wesentliches zu verstärken.[1] Des Kanzlers Vater war Burchard III., Burggraf

führungen neuerer Forscher, wie Abel u. s. w., und der deutlich redenden Urkunden nicht aufs neue erbracht werden müssen. Die wirzburger Localhistoriker haben bis in die jüngste Zeit mit einer Zähigkeit, die einer bessern Sache werth wäre, an jenem Irrthum festgehalten („Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg", XIII, 250 fg.), und während man Konrad zu einem geborenen Ravensburger machte, sah man in Bischof Siegfried († 1150), der aus dem Hause der Grafen von Truhendingen stammte, einen Herrn von Querfurt. (Vgl. „Corpus Regule domus S. Kiliani" meiner Ausgabe, „Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München, Historische Klasse", Bd. 13, Abth. 2, S. 147.) König Philipp nennt gelegentlich in zwei Urkunden Konrad seinen consanguineus und man hat daraus auf eine Verwandtschaft des Kanzlers mit den Staufern im Zusammenhange mit seiner Abstammung von den Ravensburgern geschlossen. Der Ausdruck consanguineus hat aber an dieser Stelle keinen andern Sinn als den der Courtoisie, und jene falsche Argumentation hat die fränkischen Rabensburger mit den schwäbischen Reichsdienstmannen von Ravensburg verwechselt, von andern Widersprüchen nicht zu reden. Ueber das Geschlecht der Dynasten von Querfurt s. zunächst die älteste authentische Aufzeichnung in Buder's „Sammlung vermischter ungedruckter Schriften", S. 484 fg., wieder abgedruckt in der „Zeitschrift des Harzvereins", IV, 78—85. Ueber Konrad's Abstammung im besondern Dr. F. A. von Aspern in seinem „Codex diplomat. Historiae comitum Schauenburgensium", II, 37—38 (Hamburg 1850). Leop. von Borch, a. a. O., S. 1 fg. — Zu vgl. „Neue Mittheilungen des Historischen Vereins für Sachsen und Thüringen", 7. Jahrgang, 4. Heft, S. 93, 94, 102. Uebrigens hat bereits Ludewig in seinen Anmerkungen zu seiner Ausgabe und Lorenz Fries in den Geschichtschreibern vom Bisthum Wirzburg (S. 536) auf die Abstammung Konrad's von den Dynasten von Querfurt aufmerksam gemacht.

[1] W. Bernhardi, „Lothar von Suplinburg" (Leipzig 1879), S. 550, 808—810.

Digitized by Google

von Magdeburg, seine Mutter Mathilde, eine geborene Gräfin von Gleichen, sein Bruder Gebhard war mit den thüringischen Grafen von Käfernburg verschwägert, seine Schwester Adelheid hat sich später mit dem Grafen Adolf IV. von Schauenburg-Holstein vermählt.[1] Ungefähr um die Mitte des 12. Jahrhunderts geboren, wurde Konrad für die kirchliche Laufbahn bestimmt. Seine Ausbildung erhielt er an der Domschule in Hildesheim, wo er auf eine nachhaltige Weise in das Studium der alten Literatur, so gut es damals in Deutschland überhaupt möglich war, eingeführt wurde.[2] Bald darauf wurde er in das magdeburger Domkapitel aufgenommen und gelangte weiterhin in den Besitz mehrerer stattlichen Pfründen.[3] Eine

[1] Vgl. die in der vorausgehenden Anmerkung angeführte Geschichte der Herren von Querfurt. Die Mutter Konrad's, Mathilde, war eine Tochter des Grafen Lambert von Gleichen, ihre Mutter stammte aus dem Geschlecht der Dynasten von Lobdaburg (auf dem rechten Ufer der Saale, in der Nähe von Jena), die sich auch Herren und Grafen von Arnshaug nannten. So erklärt sich die Verwandtschaft Konrad's mit den Lobdaburgern, die durch ihn aus der Diöcese Naumburg in das Hochstift Wirzburg gelangten und diesem zwei Bischöfe (Otto I. und Hermann I.) gaben. In Betreff der Verwandtschaft der Querfurter mit den Käfernburgern auch zu vgl. die „Magdeburger Schöppenchronik", deutsche „Städtechroniken", VII, 129.

[2] Diese Thatsache geht deutlich hervor aus dem Schreiben Konrad's aus dem Jahre 1196 an den hildesheimer Dompropst Hartbert, der seinerzeit sein Lehrer in der hildesheimer Domschule gewesen war. Vgl. „Arnoldi Lubec. Chronicon Slavorum", lib. V, c. 19 (SS. XXI, S. 192, 40 u. f. w.). Dieses Schreiben, bezüglich diese durch dieselbe gesicherte Thatsache der Erziehung Konrad's in Hildesheim hätte allein schon die Anwälte der Herkunft desselben aus dem Hochstift Wirzburg bekehren sollen. Daß Konrad bereits vor seiner Erwählung dem hildesheimer Domkapitel angehörte, ist sicher; „frater noster" nennt ihn die Chronik der hildesheimer Bischöfe (MGH. SS., p. 838), und aus dem Erlaß Papst Innocenz' III. an den Bischof Hartbert von Hildesheim, datirt Lateran 24. Februar 1203 (vgl. „Epp. Innocenz III", II, I, 241) geht es aufs deutlichste hervor. Innocenz verfügt hier über die von Bischof Konrad innegehabte Präbende.

[3] Zu welcher Zeit Konrad in das magdeburger Domkapitel eingetreten ist, läßt sich mit Sicherheit schwer nachweisen; deutlich ge-

Digitized by Google

glänzende Zukunft durfte ihm unter diesen Umständen gesichert erscheinen.

Konrad war in der That eine ausgezeichnete Persönlichkeit, von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet, beredt, geschäftsgewandt, freilich auch kein Verächter irdischer Güter und erfüllt von aufstrebendem Ehrgeiz. Die bis in die neueste Zeit festgehaltene Ueberlieferung, daß er die hohe Schule von Paris besucht und dort in nähere Beziehungen zu dem spätern Primas von England, Thomas Becket, und dem jungen Grafen Lothar Segni, dem spätern Papste Innocenz III., getreten sei, steht freilich auf gar schwachen Füßen und wird besser fallen gelassen werden. Thomas Becket ist im Jahre 1170 bekanntlich bereits seinem Schicksal erlegen, und viel früher konnte Konrad überhaupt nicht nach Paris gegangen sein[1]; Graf Lothar Segni, 1160 oder 1161 geboren, begab sich um 1178 dahin und der Zeit nach könnten sie allerdings daselbst zusammengetroffen sein. Jedoch ein bestimmtes Zeugniß suchen wir vergeblich für diese

---

nannt wird er erst im Jahre 1182 (vgl. von Mülverstedt, „Regesta Archiepiscopatus Magdeb.", S. 693). Ob er auch schon unter einem der beiden Konrade, die im Jahre 1172 (ebend., S. 627) als Zeugen auftreten, gesucht werden darf, muß zum mindesten dahingestellt bleiben. Daß er gerade in das magdeburger Kapitel eintrat, erklärt sich leicht aus der politischen Stellung, welche sein Geschlecht daselbst durch die Burggrafschaft einnahm. Im Jahre 1188 erscheint er als Propst des Collegiatstiftes zu Goslar (vgl. K. Stumpf, „Die Reichskanzler", III, 3., 239—240), im Jahre 1190 als Propst von Sanct-Peter und Nikolaus in Magdeburg (von Mülverstedt, a. a. O., I, 739). Die goslarer Propstei ist später an seinen jüngsten Bruder Wilhelm übergegangen.

[1] Die Nachricht, daß Konrad zugleich mit Thomas Becket in Paris studirt habe, beruht meines Wissens auf einer Notiz in der münchener Handschrift „Michael's de Leone", des bekannten Stiftsherrn von Neumünster in Wirzburg, gest. 1355, wo Konrad „contemporaneus et combursalis b. Thome de Kantelbug" genannt wird. Sowol Abel als Toeche haben sie im guten Glauben wiederholt. Thomas Becket hat allerdings in Paris studirt, da er aber 1162 bereits Erzbischof von Canterbury geworden ist, kann Konrad, der schwerlich vor 1150 geboren war, unmöglich irgendwo sein Studiengenosse gewesen sein.

Digitized by Google

Angabe, und die spätern Aeußerungen Innocenz' III. für seine frühere Bekanntschaft mit Konrad weisen keineswegs unmittelbar auf Paris, sondern nur auf einen nahen Verkehr zwischen beiden in den Jahren vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl.[1] Von nachwirkenden philosophischen oder theologischen Anregungen, wie solche Innocenz in der That in Paris empfangen, ist bei Konrad ebenso wenig zu entdecken, sodaß es angezeigt erscheinen dürfte, die in Frage stehende Ueberlieferung vorläufig auf sich beruhen zu lassen. Dagegen ist das Auftreten Konrad's als magdeburger Domherr seit dem Jahre 1172 wahrscheinlich, seit dem Jahre 1182 gewiß. Von hier an jedoch häufen sich die Schwierigkeiten, Klarheit in die nächsten sechs Jahre seines Lebens zu bringen. Als sicher darf angenommen werden, daß er in dieser Zeit oder auch zuvor dem kaiserlichen Hofe näher getreten ist; nicht im Stande aber sind wir, bestimmt nachzuweisen, wer oder was ihm den Weg dahin geebnet hat, jedoch liegt die Vermuthung nahe, daß die notorisch engen Beziehungen seines Vaters zu dem Kaiser ein Wesentliches dazu beigetragen haben werden.[2] Wenn die Ueberlieferung recht hat, daß Konrad zu-

[1] Ein directes Zeugniß für den gleichzeitigen Aufenthalt des spätern Innocenz III. und Konrad's in Paris habe ich bisher vergebens gesucht. Papst Innocenz spricht in der Zeit des Bruches mehrfach von dem zwischen beiden früher bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse, aber nicht von einem gemeinschaftlichen Aufenthalte in Paris; z. B. Epp. I, Nr. 574, p. 328: „— unde maluimus in te, licet olim delectum nobis, cum in minori essemus officio constituti" u. s. w. Die nähere Bekanntschaft zwischen beiden wird wol auf die Zeit des Aufenthalts Konrad's in Italien zurückzuführen und das „minus officium" auf das Cardinalat Innocenz' zu deuten sein. Zur Zeit seines Verweilens in Paris hat der junge Graf Lothar wol überhaupt noch kein (geistliches) „officium" bekleidet, das man der päpstlichen Würde gegenüber als „minus" bezeichnen konnte. Innocenz ist 1188 zum Cardinalat erhoben worden. Vgl. auch Hurter, „Papst Innocenz III." (1. Aufl., I, 22 u. 42 fg.). Es schließt das alles nicht aus, daß Konrad Paris besucht hat, aber die dafür vorgebrachten Zeugnisse genügen nicht.

[2] Auf diesen Umstand hat mit Recht von Borch, a. a. O., S. 10, aufmerksam gemacht. Die Art, in der uns Konrad später entgegentritt, legt

Digitized by Google

erst als Lehrer des jungen Königs Heinrich — des spätern Kaisers Heinrich VI. — berufen[1] und zur Anerkennung dieser seiner Verdienste mit dem Bisthum Lübeck belohnt worden ist, so muß er mehrere Jahre vor 1183 an den kaiserlichen Hof gekommen sein, denn in diesem Jahre tritt hier der vielbesprochene „Konrad, Erwählter von Lübeck" zuerst auf, erscheint urkundlich bis zum Jahre 1185 zu wiederholten malen und resignirt dann das Bisthum in die Hände seines Metropoliten von Bremen. Jener „Erwählte von Lübeck" begegnet uns in den Jahren 1184 und 1185 in Italien zugleich als kaiserlicher Hofvicar und Hofrichter und verschwindet dann wieder als solcher. Die Identität Konrad's von Querfurt und des „Erwählten von Lübeck" ist aber neuerdings nicht ohne Erfolg angefochten worden, ohne daß man behaupten könnte, daß jene ältere Annahme damit bereits vollständig beseitigt erschiene.[2] Zu dem später notorisch

---

ja die Vermuthung nahe, daß er eine Universität besucht hat; man könnte noch an Bologna denken, wo er ebenfalls mit Lothar Segni zusammengetroffen wäre — nur daß die Deutschen damals dahin zu gehen nicht gewohnt waren. Letzterer ist in der That von Paris nach Bologna gegangen (Hurter, a. a. O., S. 25) und gegen 1181 nach Rom zurückgekehrt.

[1] Noch Toeche (a. a. O., S. 35 u. 59, Anm. 2, und S. 307) behauptet dies wiederholt, unterläßt es aber leider, seine Quelle dafür anzugeben.

[2] Während die Identität des „Erwählten von Lübeck" und des Kanzlers Konrad die längste Zeit unbezweifelt geblieben war, haben in neuester Zeit Scheffer-Boichorst, „Gött. gel. Anzeigen", 1867, I, 231 und J. Ficker in seinen „Beiträgen zur Reichsgeschichte Italiens", I, 335, Anm. 8, sich dagegen ausgesprochen und hat von Borch (a. a. O., S. 9) mit beachtenswerthen Gründen sich ihnen angeschlossen. Gleichwol will mir die Streitfrage noch nicht endgültig entschieden erscheinen. Arnold von Lübeck (a. a. O., III, 6) sagt allerdings kein Wort darüber, woher der Bischof von Lübeck kam, den der Kaiser selbst auf Bitte des Kapitels ernannte, außer daß er vom kaiserlichen Hofe kam und sein „Kaplan" war, und noch weniger, wohin er nach der Verzichtleistung ging; aber aus seinen Worten, die unverkennbar mit überlegter Zurückhaltung gewählt sind, geht doch hervor, daß er mehr von seinem spätern Leben wußte, als er sagen wollte, denn

Digitized by Google

so engen Vertrauensverhältnisse zwischen Kaiser Heinrich VI. und Konrad muß doch in diesen Jahren der Grund gelegt worden sein, und diese Vermuthung wird durch die beglaubigte Thatsache bestätigt, daß Konrad noch bei Lebzeiten Kaiser Friedrich's I. und während dessen letztem Aufenthalte in Deutschland in seiner Umgebung und zwar als „kaiserlicher Hofkaplan" auftritt, eine Würde, die auf vorausgegangene nähere Beziehungen schließen läßt. Im Jahre 1188 erscheint Konrad zugleich als Propst des Collegiatstifts in der königlichen Stadt Goslar, und es steht zu vermuthen, daß er diese Würde nicht ohne die Mitwirkung des Kaisers erhalten hat. So begleitet er denn den Kaiser bis Regensburg, von wo aus dieser den Kreuzzug antrat, von welchem er nicht wiedergekehrt ist.[1]

Der Tod des Heldenkaisers und der Uebergang der Reichsgewalt auf Heinrich VI. führt Konrad erst so recht auf den Schauplatz der Geschichte und gibt ihm Gelegenheit, zunächst die ihn auszeichnenden Eigenschaften der Weltklugheit, Beredsamkeit und staatsmännischen Geschäftsgewandtheit zu bewähren

---

so deute ich die Worte: „— vel quia ad altiora aspirabat." Konrad von Querfurt war dann in der That kaiserlicher „Kaplan", nur daß er als solcher ausdrücklich erst 1188 erscheint („Walkenrieder Urkundenbuch", I, 28). So manches ferner, wie Cohn seinerzeit („Gött. gel. Anzeigen", a. a. O., mit Recht hervorgehoben hat, was Arnold von dem „Erwählten" Konrad sagt, paßt auf das, was wir sonst von ihm wissen. Und was die ausdrücklichen Erwähnungen anlangt, so darf man vielleicht daran erinnern, daß Konrad, als er bereits „Erwählter" von Hildesheim war und sich so genannt hatte, diesen Titel gelegentlich auch weiter ausließ. Vgl. Stumpf, „Die Reichskanzler", II, 3., 455, Nr. 4977 und 4984.

[1] Konrad erscheint am 10. Mai 1189 zu Regensburg als Zeuge in einer Urkunde Kaiser Friedrich's für Kloster Reinfelden („Acta Imperii", S. 151). Freilich ist zum Zwecke der Würdigung der Anwesenheit Konrad's in Regensburg nicht zu übersehen, daß dieselbe auch seinem Bruder, dem Burggrafen Burchard von Magdeburg, mit gegolten haben wird, der den Kaiser auf dem Kreuzzug begleitet hat und aus demselben nicht wieder zurückgekehrt ist. Daß Konrad selbst in Deutschland zurückblieb und nicht mit nach Syrien zog, ist bekannt, obwol auch früher letzteres behauptet worden ist.

Digitized by Google

und aber auch seinen, wie man annehmen muß, bisher mit oder ohne Willen zurückgehaltenen Ehrgeiz zu befriedigen. Es hat nicht lange gedauert, so hat ihn Kaiser Heinrich in seine Nähe gerufen, um ihn bei der Ausführung der umfassenden Pläne, von welchen seine Seele erfüllt war, zu verwenden. Zunächst treffen wir vom Jahre 1190 an bis 1195 Konrad wiederholt diesseit der Alpen in der Umgebung Heinrich's[1]; es muß als ein Act des Wohlwollens von Seiten des Kaisers betrachtet werden, daß, als dessen Bruder Philipp 1194 völlig in den weltlichen Stand zurückkehrte, die von diesem resignirte Propstei zu Aachen an Konrad übertragen wurde.[2] Im Jahre 1195 folgte Konrad dem Kaiser nach Italien; und jetzt geschah es, daß ihn dieser zu seinem Kanzler ernannte und somit zum ersten Manne an seinem Hofe und seiner Regierung erhob.[3] Heinrich war damals mit der Kräftigung des kaiserlichen Ansehens in der Lombardei und in Mittelitalien und mit der Befestigung seiner Herrschaft in dem ihm vor noch nicht langer Zeit zugefallenen Königreiche beider Sicilien beschäftigt; und gerade hierbei mußte ihm sein geschäftsgewandter Kanzler die besten und nicht immer leichtesten Dienste thun. Dieser erste Aufenthalt Konrad's in Italien

---

[1] Am 25. März 1190 erscheint Konrad bei Heinrich in Frankfurt (vgl. Boczeck, „Codex diplom. et epistolaris Moraviae", I, 330). Ebenso öfter 1192—1194; vgl. von Borch, „Beweisstücke", a. a. O., S. 23.

[2] Philipp, Kaiser Heinrich's Bruder, hat wahrscheinlich noch im Verlaufe des Jahres 1193 die Würde eines Propstes zu Aachen niedergelegt, nachdem er bereits das Jahr zuvor auf das Bisthum Wirzburg verzichtet hatte. (Vgl. Anm. 1, S. 34.) Am 28. Februar 1194 tritt bereits Konrad als Propst von Aachen auf. Vom Jahre 1195 an, seit er als Kanzler in Italien fungirt, führt er jedoch jenen Titel nicht mehr. Toeche (a. a. O., S. 599) erinnert zwar daran, daß nach Quix („Necrol. Aqu.", 37, adn. 1) Philipp bis 1197 Propst des aachener Münsterstifts gewesen sei, ihn hat aber bereits Winckelmann („König Philipp", S. 15, 4) widerlegt.

[3] Am 30. März 1195 tritt Konrad zum ersten mal als kaiserlicher Kanzler, zugleich mit dem Bischof Walter von Troyan, dem Kanzler für Apulien und Sicilien, auf. (Boehmer, „Acta imp.", S. 182.)

Digitized by Google

dauerte vom März bis zum Juni 1195.[1] Die noch übrige Zeit des Jahres brachte er, meist an der Seite des Kaisers, in Deutschland zu. In diese Zeit fällt seine Erwählung zum Bischof von Hildesheim, die schwerlich ohne das Zuthun oder den Wunsch des Kaisers erfolgt ist.[2] Wenn Konrad jemals in der Lage gewesen war, auf das Bisthum Lübeck zu verzichten, so durfte er sich sagen, daß ihm dafür jetzt ein geeigneter Ersatz geworden sei. Thatsache aber ist, daß seine Meinung nicht war, sich mit dieser Erhöhung, die ihn auf den Schauplatz seiner Jugend zurückführte, abgefunden zu betrachten und als Bischof von Hildesheim zu sterben. So wenig war das der Fall, daß er sich bald darauf vom Papste Cölestin III. das Privileg erwirkte, das Bisthum Hildesheim gelegentlich mit einer „höhern Würde" vertauschen zu dürfen.[3] Mit diesem Vorbehalt hängt es wol

[1] Nach Sicilien ist Konrad in dieser Zeit nicht gekommen; am 4. Juni 1195 ist er wieder in Mailand, am 24. August dieses Jahres in Hagenau. Es wird genügen, hier daran zu erinnern, daß Toeche, a. a. O., S. 593 fg.) bereits den evidenten Beweis geführt hat, daß die Recognitionen Konrad's in seiner Eigenschaft als Kanzler für sein Itinerar werthlos sind, und so die Verwirrung, welche Lüntzel und Henschke (a. a. O.) durch die Nichtbeachtung dieses Umstandes angerichtet haben, siegreich beseitigt hat.

[2] Bischof Berno von Hildesheim war am 28. October 1194 gestorben (Lüntzel, a. a. O., S. 478). Die Zeit der Erwählung, resp. Ernennung Konrad's ist nicht genau überliefert; sie geschah aber ohne Zweifel erst nach der Rückkehr nach Deutschland; als „Erwählter von Hildesheim" wird Konrad sogar erst am 29. October 1195 — also genau ein Jahr nach seines Vorgängers Tode, genannt („Chronicon Saupetr. Erfurt", ed. Stübel zum Jahre 1195); urkundlich tritt er als solcher erst vom 28. November 1195 auf. (Stumpf, „Reichskanzler", III, 277.)

[3] Es ist nicht unwichtig, dieses Privileg Papst Cölestin's und, was dasselbe ist, Konrad's Vorbehalt wegen der spätern sich daran knüpfenden Verwickelung im Gedächtniß zu behalten. Wir wissen das alles allerdings nur aus einer Anführung Papst Innocenz' III. (Epp. II, 234): „Cum per illam non possit indulgentiam excusari, quam a bonae memoriae C. papa praedecessore nostro se asserit impetrasse, quae potius impetranti turpem ambitionis notam ingessit, ut, si videlicet eum ad majorem dignitatem contingerit

Digitized by Google

zusammen, daß er es vorläufig unterließ, sich die priesterliche und bischöfliche Weihe ertheilen zu lassen.[1] Zunächst waren es auch gar nicht die Angelegenheiten seines Bisthums, welchen er seine Aufmerksamkeit zuwendete, sondern der Dienst des Kaisers, welcher ihn jetzt mehr als je in Anspruch nahm. Heinrich war zu dieser Zeit mit zwei großen Entwürfen beschäftigt. Der eine betraf den kühnen Versuch, das Reich in seinem Hause erblich zu machen und so der Noth und den Gefahren des Wahlreiches ein Ziel zu setzen. Wir können überzeugt sein, daß der Kanzler in diesen Plan, der zugleich das normannische Reich mit dem deutschen verschmelzen sollte, von Anfang eingeweiht und damit vollkommen einverstanden war.[2] Die andere Angelegenheit, welche den Kaiser in Athem hielt, war die Veranstaltung eines neuen Kreuzzuges, welchen er dem Papste zugesagt hatte, der aber zugleich mit seinen auf die Ausdehnung der kaiserlichen Macht über den Orient gerichteten Absichten aufs engste zusammenhing. Heinrich scheute keine Anstrengungen und keine Opfer, um eine möglichst zahlreiche Betheiligung an dem geplanten Unternehmen zu Stande zu bringen. Auf dem Reichstage zu Gelnhausen (Ende October 1195) wurde ihm in

invitari, eam sibi liceret assumere, dummodo nihil ei de statutis canonicis obviaret." Konrad hatte sich unzweifelhaft in Italien selbst, wohin er bald nach der hildesheimer Wahl ging, jene Indulgenz erwirkt.

[1] Erst angesichts des Kreuzzuges, dessen Führung ihm übertragen wurde, schritt er dazu, doch muß das vor dem 22. Juni 1197 geschehen sein, da er an diesem Tage die neuerbaute Kirche in Bari eingeweiht hat, welcher Act seine eigene bischöfliche Weihe unbedingt voraussetzt.

[2] Bezeichnend in dieser Beziehung ist eine Stelle in dem bereits erwähnten Schreiben Konrad's an seinen ehemaligen Lehrer Hartbert, worin er ihn aufforderte, selbst nach Italien zu kommen und mit eigenen Augen in Apulien und Sicilien zu schauen, was er ihm beschrieben hat („Arnoldi Chron. Slav.", l. c. V, 19, p. 153): „Nec id vobis videatur difficile, terminos imperii non opportet egredi, Teutonici orbem dominii non est transeundum, ut ea videatis, circa que poëte multa consumpserunt tempora." In den Augen Konrad's ist das normannische Reich offenbar mit dem römisch-deutschen bereits vereinigt.

Digitized by Google

dieser Richtung der erste erhebliche Erfolg. Eine stattliche Anzahl deutscher geistlicher und weltlicher Fürsten nahmen hier das Kreuz, darunter einer der einflußreichsten, der Erzbischof Konrad von Mainz, und der neu „Erwählte von Hildesheim", Kanzler Konrad.[1] Der letztere war zugleich vom Kaiser zum besondern Werkzeug in der Vorbereitung dieses Vorhabens und der Wahrung der kaiserlichen Interessen in Italien überhaupt ausersehen. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die nahen Beziehungen, in welche Konrad zu dieser Zeit ohne Zweifel bereits zu dem Cardinal Lothar, der trotz seiner Jugend eines der einflußreichsten Mitglieder des Collegiums war, stand, ihn zu einem solchen Auftrage in hohem Grade berufen erscheinen lassen mußten.[2] So ging denn Konrad nach einem kurzen Besuche in Hildesheim[3] Anfang 1196 wieder über die Alpen und eröffnete mit dem Versuche einer Friedensvermittelung zwischen den miteinander streitenden Parteien in der Lombardei[4], als kaiserlicher Legat für ganz Italien, Apulien und Sicilien, seine Thätigkeit. Neapel und Palermo haben ihn jetzt kraft kaiserlicher Vollmacht in der gedachten Eigenschaft walten und befehlen sehen. Angesichts der Opposition, auf welche die staufische Herrschaft im Königreiche stieß, war es keine leichte Aufgabe, vor welche er sich gestellt sah. Die Mauern von Neapel und Capua hat er, um dem Willen seines Herrn nachzukommen, zerstören müssen.[5] Damit soll nicht behauptet sein, daß er mit den vielbesprochenen Maßregeln grausamer Strenge, zu welchen

[1] Vgl. u. a. „Chronic. Sanpetr. Erfurt" zum Jahre 1195 („Geschichts-Quellen der Provinz Sachsen").

[2] Bei Petrus de Ebulo, „Carmen de motibus Siculis etc." Del Re, „Cronisti Scrittori sincroni", I, 400, heißt es von Konrad: „Diligit ecclesiam, nec matrem filius odit."

[3] Im December 1195. Vgl. „Annales Stederburg." (SS. XVI, S. 521.) Lüntzel, a. a. O., S. 486.

[4] Die Urkunde Konrad's d. Borgo San Donnino 20. Januar 1196 (bei Toeche, a. a. O., S. 633).

[5] Diese Thatsache, soweit sie Neapel betrifft, erwähnt Konrad in seinem gedachten Schreiben an seinen ehemaligen Lehrer Hartbert selbst; sie ist jedoch noch anderweit bestätigt.

Digitized by Google

weiterhin der Kaiser gegen die aufflammende Verschwörung wider seine Herrschaft gegriffen hat, einverstanden gewesen sei. Aber an Erfolg und Anerkennung hat es dem genialen Manne in diesem Falle nicht gefehlt. Eben dem Jahre 1196 entstammt auch das in mehr als einer Beziehung merkwürdige, von Arnold von Lübeck überlieferte Schreiben, welches Konrad vom Süden her an seinen frühern Lehrer, den gegenwärtigen Dompropst Hartbert von Hildesheim, gerichtet hat und worin er seine Reise von der Wiege Virgil's bis zu dessen Grabe und über die Meerenge hinüber beschreibt und mit Belegstellen römischer Dichter illustrirt, ein Schreiben, das den berechnenden Staatsmann zugleich vollständig als den leichtgläubigen und unkritischen Sohn seiner Zeit vor Augen führt.[1] Jedoch ist an diesem Schreiben hervorzuheben, daß es als eines der seltenen Zeugnisse von den Eindrücken erscheint, welche in jenem Jahrhundert gebildete Deutsche in Italien empfangen haben. An Sinn für Poesie und Kunst scheint es Konrad überhaupt nicht gefehlt zu haben, wenn man auch nicht vergißt, daß dahin zielende Lobsprüche Peters von Ebulo aus dem Munde eines Schmeichlers kamen.[2] Die Vorarbeiten Konrad's für den Kreuzzug waren gesteigert worden, als der Kaiser (im Juli 1196) selbst in Italien eingetroffen und im October im Königreiche erschienen war. Gleichwol verfloß die Zeit bis tief in den Sommer des nächsten Jahres hinein, ehe die Dinge so weit waren, daß an den Aufbruch gedacht werden konnte. Die Leitung des Zuges hatte

[1] Vgl. Anm. 2, S. 37.

[2] Vgl. Del Re, „Cronisti e Scrittori sincroni", I, 400, 399:
„Hic Conradus adest, juris servator et aequi
Scribens edictum certa tributa legens
Cancellos reserans, mundi signacula solvens
Colligit Italicas alter Homerus opes.
Nulla fames auri, sitis illi nulla metalli.
Res nova, quam loquimur, mens sua numen habet.
Diligit ecclesiam, nec matrem filius odit,
Dux Evangelii, juris aperta manus.
Angelus in multos, nec non Paracletus in omnes
Mittitur, et missi Pater in ore Deus."

Digitized by Google

Heinrich in erster Linie seinem bewährten Kanzler anvertraut, während er selbst aus guten und naheliegenden Gründen es vorzog, in Italien zurückzubleiben.[1]

Anfang September 1197 fuhr die kaiserliche Flotte mit den Kreuzfahrern — darunter viele deutsche Fürsten geistlichen und weltlichen Standes — aus dem Hafen von Messina aus. Konrad hat sich im Laufe des Jahres die bischöfliche Weihe ertheilen lassen, doch wol, weil er es für angezeigt hielt, ohne sie nicht zu der Ausführung des ihm anvertrauten Mandats zu schreiten.[2] Der Kaiser hatte ihn mit den nöthigen Mitteln reichlich ausgestattet, und er selbst zugleich aus eigener Kraft in seiner Weise dafür gesorgt, seiner hohen Stellung gemäß stattlich und glänzend auftreten zu können.[3] Er war zugleich von

---

[1] Nebst dem Kanzler fiel zugleich dem Erzbischof Konrad von Mainz ein hervorragender Antheil in der Führung des Kreuzzuges zu; er hatte bereits den Kaiser in der Agitation für denselben diesseit der Alpen mit höchstem Eifer unterstützt.

[2] Vgl. oben S. 44, Anm. 1.

[3] „Arnoldi Chron. Slav.", V, 2 (l. c., p. 234, 16 fg.): „E. quibus omnes meliores et ipsa imperatoris tota familia cum domino Conrado cancellario devotissimum illud peregrinationis iter unanimes susceperunt. Qui quoniam in Apulia diutius erat, ad ipsum iter summo apparatu se preparaverat. Nam preter aliam suam suppellectilem et thesauros amplissimos, quos large postea erogavit, in mensa cottidiana vasa aurea et argentea, quibus cibus et pocula inferebantur, ad mille marcas sunt appreciata. Ipse vero cancellarius in eadem profectione ordinatus sacerdos et episcopus alacrianimo profectus est, multas gazas portans secum cum tyronibus ab imperatore deputatas, qui prelia domini civiliter exercerent." Die deutsche Uebersetzung der Chronik Arnold's von Laurent (Berlin 1853, S. 208) bezieht die Stelle „Qui quoniam in Apulia diutius erat etc." auf den Kaiser, offenbar verführt durch die Worte des unmittelbar darauf folgenden Satzes: „Ipse vero cancellarius etc."; es erscheint mir unzweifelhaft, daß jene erste Stelle auf den Kanzler bezogen werden muß, so gut als die Worte: „quos large postea erogavit" nicht nach Laurent mit „den er nachher in Fülle von den Unterthanen sammelte", sondern „welche er nachher (d. h. auf dem Kreuzzuge selbst) freigebig vertheilte", übersetzt werden müssen.

Digitized by Google

seinen beiden Brüdern Gebhard und Gerhard, wie von seinem Schwager, dem Grafen Adolf von Schauenburg, begleitet, während sein Vetter Bischof Gardolf von Halberstadt ihm vorausgeeilt war.[1] Ob sich Konrad alle Schwierigkeiten des Unternehmens klar gemacht, ist schwer zu sagen; sicher aber hat, von den allgemeinen Motiven abgesehen, einen Ehrgeiz wie den seinigen die Aussicht gereizt, im Falle des Gelingens als Sieger in dem befreiten Jerusalem einzuziehen. Allerdings hat der Ausgang solchen Hoffnungen nicht entsprochen. Während das Gros der Kreuzfahrer den geraden Weg nach Syrien (Accon) einschlug, hielt der Kanzler in Cypern an, um in Nicosia, der Hauptstadt des Landes, an dem König Amalrich, der sich jetzt vom oströmischen dem weströmischen Reiche zuzuwenden in seinem Interesse fand, im Auftrage Heinrich's VI. die Krönung zu vollziehen. In Syrien angelangt, betrieb Konrad die militärischen Zwecke der Unternehmung mit Eifer und nicht ohne Erfolg, die Einnahme des festen und wichtigen Beirut geschah unter anderm unter seiner Führung, — als er, eben mit der Belagerung der Feste Thoron in der Nähe von Tyrus beschäftigt, die Nachricht erhielt, daß Kaiser Heinrich VI. am 28. September (1197) zu Messina unvermuthet rasch dahingestorben sei.

Diese Nachricht verwandelte mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge im Orient und wendete die Aufmerksamkeit der Kreuzfahrer plötzlich von Osten nach dem Westen zurück. Das Kreuzheer löste sich wie von selbst auf, die Interessen aller in der Heimat schienen mit diesem unerwarteten Ereignisse in Frage gestellt. Das Reich war so gut als ohne Oberhaupt. Der junge Friedrich II. war allerdings bereits als Nachfolger Heinrich's bei dessen Lebzeiten gewählt worden, und die in Syrien anwesenden deutschen Fürsten erneuerten auch vor ihrer Heimreise noch einmal ihren demselben geschworenen Eid; aber

[1] „Annales Reinhardsbrunn.", S. 88, und „Gesta epp. Halberst." (SS. XXIII, S. 112), wo Bischof Gardolf Konrad's consanguineus genannt wird. Ueber Konrad's Verwandtschaft mit den Schauenburgern vgl. oben S. 35, Anm. 2.

Digitized by Google

angesichts seiner großen Jugend lag die Befürchtung nahe, der unvermuthete Thronwechsel werde schwerlich ganz glatt vorübergehen. So drängten denn alle zur Heimkehr, und das unter so glänzenden Anzeichen begonnene Unternehmen des Kreuzzuges verlief im Sande. Kanzler Konrad hatte zuerst die erschütternde Todesnachricht erhalten und, indem er sofort, nicht ohne Uebereilung, wie es scheint, das Lager von Thoron verließ, den Anstoß zum allgemeinen Aufbruch gegeben: eine Eilfertigkeit, welche ihm schon die Zeitgenossen schwer verdacht und die von gegnerischer Seite als Grundlage einer bösen Anschuldigung gegen ihn ausgebeutet worden ist. [1]

Im März 1198 traten die Kreuzfahrer von Accon und Tyrus aus die Heimfahrt an, aber erst im Juni kamen sie auf verschiedenen Wegen nach Deutschland zurück. Hier war in der Zwischenzeit eine wichtige Entscheidung gefallen: der Tod Kaiser Heinrich's VI. und die Nachfolge seines noch im Kindesalter stehenden Sohnes waren von der welfischen Partei als Vorwand benutzt worden, sich von der ihr verhaßten staufischen Partei abzuwenden und mit Erfolg eine Neuwahl zu betreiben. Daher war dem Oheim des jungen Friedrich, Herzog Philipp von Schwaben, nichts anderes übriggeblieben, als, um die Krone seinem Hause zu erhalten, im Einvernehmen mit seinen Anhängern auch seinerseits von seinem Neffen abzusehen und selbst als Thronbewerber aufzutreten. So war es zu jener unseligen Doppelwahl gekommen, die auf der einen Seite den Welfen Otto, auf der andern Seite den Staufer Philipp einander als König gegenüberstellte und einen Thronstreit hervorrief, der der Macht des deutschen Königthums eine Wunde schlug, die sich niemals wieder geschlossen hat.

[1] Winckelmann, a. a. O., S. 60 fg. Ueber die dem Kanzler erwachsene Nachrede vgl. Arnold von Lübeck (a. a. O., V, 4) und die „Continuatio Sanblasiana" (SS. XX, S. 327). Der bezügliche Bericht der „Annales Reinhardsbrunn." (S. 89, 8) ist zu verwirrt, als daß man etwas darauf geben könnte. Vgl. auch Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge", V, 42 fg. Die Nachrede der bezüglichen „Bestechung" Konrad's hat vielleicht erst Bestand gewonnen nach seinem Abfall von Philipp.

Digitized by Google

Kanzler Konrad, der, wie wir uns erinnern, drei Jahre zuvor zum Bischof von Hildesheim gewählt worden war, traf ungefähr um die Mitte Juni in Deutschland ein [1], und auch an ihn trat nun die Nothwendigkeit heran, zu der brennenden Frage seine Stellung zu nehmen. Freilich lagen für ihn die Dinge so, daß er keinen Augenblick in Zweifel sein konnte, für welche Partei er sich entscheiden wolle. Abgesehen von seiner ganzen Vergangenheit, die ihn wie zwingend auf die Seite der Staufer wies, war seit dem Herbste des Jahres 1197 ein neues verstärkendes Moment hinzugekommen. Konrad war nämlich während seiner Abwesenheit auf dem Kreuzzuge zum Bischof von Wirzburg gewählt worden. Mit diesem Vorgang beginnt der letzte und wichtigste, aber auch verwickeltste Abschnitt seiner Geschichte. Ueber die nähern Umstände bei dieser Wahl sind wir leider nicht so gut unterrichtet, als man es wünschen möchte.[2] Wir wissen nur, daß er einen solchen Fall längst in das Auge gefaßt und sich bei oder nach der Uebernahme des Bisthums Hildesheim den Uebergang zu einer höhern Würde, oder, wie er dies verstand, zu einem reichern Bisthum ausdrücklich vorbehalten hatte.[3] Laut einer jüngern, aber innerlich glaubwürdigen Nachricht hatte er schon bei dem Tode Bischof Heinrich's III.

---

[1] Das „Chron. Sanpetr. Erfurt." (zum Jahre 1198) sagt zwar, daß Konrad mit verschiedenen andern deutschen Fürsten „circa festum S. Jacobi" aus Syrien heimgekehrt sei, jedoch dem widerspricht, was Konrad angeht, die Thatsache, daß er bereits am 29. Juni 1198 bei König Philipp in Worms urkundlich erscheint. Vgl. Böhmer-Ficker, „Regg. Imp.", S. 8, Nr. 18.

[2] Bischof Heinrich III. von Wirzburg starb im Juni 1197, sein Nachfolger Gottfried II. (von Hohenlohe) zwei Monate darauf, am 24. August. Dieser sein Todestag, die längste Zeit unbekannt, ist durch das von mir im Jahre 1877 edirte „Corpus Regule seu Kalendarium necrologicum domus S. Kiliani" bekannt geworden. Damit stimmt die gedachte Notiz der „Chron. Sp. Erfurt.", die Gottfried zwei Monate nach seinem Vorgänger, der „mense Junio" gestorben war, sterben läßt. Vgl. Ussermann, „Episcopatus Wirceb.", S. 73.

[3] Vgl. oben S. 43, Anm. 3.

Digitized by Google

von Wirzburg, der im Monat Juni 1197 erfolgt war, sich um dieses Bisthum, wenn auch ohne Erfolg, beworben.[1] Um so näher lag es jetzt für seine Freunde und für Kaiser Heinrich VI., der freilich am 28. September des Jahres gestorben ist, angesichts der wiederholten Erledigung des bischöflichen Stuhles in Wirzburg, die Wahl eines Mannes, der sich ihm nahezu unentbehrlich gemacht hatte, ungesäumt und aufs kräftigste zu betreiben. Der Zeitpunkt der Wahl ist nicht ausdrücklich überliefert, aber alles spricht für die Annahme, daß man nicht monatelang gewartet haben, und daß Konrad während der Kreuzfahrt Nachricht von seiner Erwählung erhalten haben wird.[2] Wie dem aber sein mag, die in Frage stehende Thatsache wies ihn mit verdoppelter Gewalt auf die Seite Philipp's, davon nicht zu reden, daß der größere Theil der deutschen Fürsten vorläufig sich diesem anschloß. Wir treffen ihn darum auch gleich nach seiner Heimkehr, nachdem er von seinem neuen Bisthum Besitz ergriffen[3], in der Umgebung König Philipp's, dem die Dienste eines so erfahrenen und geschäfts-

[1] Vgl. L. Fries bei Ludewig, „Geschichtschreiber vom Bisthum Wirzburg" (Frankfurt 1713, S. 532).

[2] Da Bischof Gottfried nachgewiesenermaßen am 24. August 1197 starb und Kanzler Konrad am 6. September dieses Jahres von Messina aus die Kreuzfahrt antrat, so ist es nicht wohl denkbar, daß die Nachricht von Gottfried's Tode Ende des Monats schon in Sicilien eingetroffen war. Wenn also die „Annales Reinhardsbrunn." (S. 88) von Konrad sagen: „in eodem procinctu ad electionem Herbipolensis episcopatus insigniter declaratus", so kann und will das nichts anderes sagen als „während der Kreuzfahrt". (Vgl. Winckelmann, a. a. O., S. 133, Anm. 4.)

[3] Daß Konrad vom Süden kommend, und dann ausdrücklich zuerst wieder in Worms (am 29. Juni) erscheinend, den Weg über Wirzburg genommen haben wird, bedarf wol keines weitern Beweises, wenn es auch nicht in der Natur der Dinge selbst läge. Eine urkundliche Bestätigung seines Aufenthalts zu Wirzburg in dieser Zeit liegt nicht vor. Die Urkunde, die Lang, „Regg. Bav.", I, 379, mit dem Vorbehalt „circiter" zum Jahre 1198 verzeichnet, gehört nicht in dieses Jahr, denn Konrad hat sich in dieser Zeit stets nur „electus Wirceburgensis" genannt.

Digitized by Google

kundigen Staatsmannes von höchstem Werthe sein mußten. Philipp hat ihm daher auch ungesäumt die Investitur für Wirzburg ertheilt und ihn im Kanzleramte bestätigt.[1] Konrad seinerseits versäumte ebenso wenig etwas, die Partei Philipp's zu verstärken und den einen und andern der noch unentschiedenen deutschen Fürsten für ihn zu gewinnen. Darin ging er so weit, daß er, um den noch schwankenden Bischof Hermann von Münster von König Otto ab- und zu König Philipp herüberzuziehen, das wirzburger Domkapitel zu dem Versprechen bewog, denselben im Falle seines Todes zu seinem Nachfolger zu erwählen.[2] In ähnlicher Weise hat er etwas später einen seiner Verwandten, den Bischof Gardolf von Halberstadt, der auf der Kreuzfahrt sein Genosse gewesen war, zum Anschluß an die staufische Partei bestimmt.[3]

Für Konrad handelte es sich aber nicht blos darum, den eigenmächtigen Uebergang von Hildesheim nach Wirzburg zu behaupten: er hat vielmehr die Frage um ein Beträchtliches weiter und schwieriger gestellt, da er unzweideutig zu verstehen gab, daß er es nicht etwa blos auf eine Vertauschung Hildesheims mit Wirzburg abgesehen habe, sondern daß sein Wunsch und seine Absicht sei, beide Bisthümer zu behalten. Wenn etwas den kühnen Ehrgeiz dieses Mannes zu beleuchten vermag, so ist es dieses sein Vorhaben. Ob dieser Versuch dem Interesse König Philipp's in Wahrheit entsprach, erscheint zweifelhaft, und

[1] Der Beweis für die Bestätigung Konrad's in der Kanzlerwürde liegt in der Thatsache, daß er sofort nach seiner Rückkehr wieder als Kanzler fungirt.

[2] Das geschah im Jahre 1199 (vgl. Winckelmann, a. a. O., S. 86, Anm. 3), die Thatsache selbst erfahren wir durch Papst Innocenz (Epp., II, Nr. 204, S. 452). Das Vorgehen Konrad's gegenüber dem wirzburger Domkapitel und der Zwang, den er ihm auferlegte, ist allerdings nicht frei von Gewaltsamkeit — vorausgesetzt, daß der Papst genau unterrichtet war. In diesem Zusammenhange erzählt Innocenz zugleich, daß Konrad dem Kapitel das eidliche Versprechen abgenommen habe, nach seinem Tode seinen Hausgenossen („familiae suae") 2000 Mark zu zahlen.

[3] „Gesta epp. Halberst." (SS. XXIII, S. 113).

Digitized by Google

gewiß ist, daß derselbe den Ueberlieferungen des päpstlichen Stuhles und der geltenden Praxis schnurgerade widersprach.

Es kam also darauf an, ob Konrad seine Absicht würde durchführen können. Und da muß man denn sagen, daß er in diesem Falle die Staatsklugheit, die man ihm sonst nachrühmt, nicht bewährt hat. Er hat durch die Nichtachtung des herrschenden Herkommens die politische Situation nicht blos um ein Wesentliches erschwert, sondern zugleich sich selbst einen Conflict heraufbeschworen, dem er nicht gewachsen war und an welchem sein Charakter gescheitert ist.

Während der Thronstreit die Autorität der Reichsgewalt in verhängnißvoller Weise gefährdete und das Reich spaltete, saß seit dem Februar 1198 ein Mann auf dem päpstlichen Stuhle, der die kühnsten Pläne seiner Vorgänger auf Begründung einer Universaltheokratie und die Unterwerfung aller weltlichen Gewalt, also in seinem Sinne auch des Kaiserthums, zu seinem Programm erhob und welchem der Reichthum seines Geistes und aber auch die Gunst der Verhältnisse bei diesem Beginnen in ganz außerordentlichem Grade zu statten kamen: Papst Innocenz III. Obwol dazu herausgefordert, hat dieser bekanntlich nicht sofort und unmittelbar in den Thronstreit eingegriffen oder sich für den einen oder andern der miteinander ringenden Gegenkönige ausgesprochen, wenn auch seine Sympathien von Anfang an für den Welfen sprachen; die möglichst rasche Beendigung des Streites lag wol im Interesse des Reiches, schien ihm aber nicht in seinem Vortheil zu liegen, und wäre überdies nach dem Maße der Machtverhältnisse vorläufig nur durch die Anerkennung König Philipp's zu erreichen gewesen, und diese entsprach leider nicht den politischen Zielen, welche der Papst wohl oder übel verfolgte. Um so aufmerksamer beobachtete Innocenz den Gang der Dinge in Deutschland, und so konnte ihm das eigenmächtige Beginnen Konrad's am allerwenigsten entgehen. Hatte Konrad wahrscheinlich auf die Connivenz seines Freundes von ehedem gerechnet, so war dieser hingegen um so entschlossener, eine herausfordernde Umgehung eines von ihm für unverletzbar gehaltenen Axioms um so weniger zu dulden, als Konrad nicht blos eigen-

Digitized by Google

mächtig das Bisthum Hildesheim mit dem von Wirzburg vertauscht hatte, sondern beide Bisthümer zugleich behalten wollte. Konnte es eine erwünschtere Gelegenheit geben, dem deutschen Bisthum die Ueberlegenheit seiner hierarchischen Allgewalt in einem recht drastischen Falle vor aller Welt zu zeigen? Der Kanzler hatte dem Papst nicht gar lange nach seiner Heimkehr in einem nicht erhaltenen Schreiben seine Erhebung auf den Bischofsstuhl von Wirzburg angezeigt und sich dabei wahrscheinlich auf das erwähnte Privileg Papst Cölestin's III. berufen. Als Antwort darauf erließ Innocenz im August (1198) den Befehl, Konrad habe binnen 20 Tagen auf die geistliche und weltliche Verwaltung des Bisthums Wirzburg und nicht minder auf das von Hildesheim zu verzichten; für das letztere ordnete er sofort eine Neuwahl an, während er sich für das erstere offenbar den Entschluß vorbehielt und den Wirzburgern das Wahlrecht bis auf weiteres entzog; mit dieser Verfügung verknüpfte Innocenz aber zugleich die Androhung, daß, falls Konrad ihm nicht gehorche, sämmtliche deutsche Bischöfe angewiesen seien, nach Ablauf gedachter Frist den Kirchenbann über ihn auszusprechen.[1] In dem Einen mochte Innocenz hierbei im Rechte gewesen sein, nämlich wenn er die Berufung des Kanzlers auf das Privileg Papst Cölestin's mit der Bemerkung zurückwies, daß, wenn jenes eventuell den Uebergang vom hildesheimer Bisthum zu einer „höhern Würde" gestattete, darunter der Uebergang von der hildesheimer zu der wirzburger Kirche nicht wohl verstanden werden könne, die sich im Grunde gleich ständen und reichere Einkünfte eines Bisthums den Vorzug einer „höhern Würde" nicht begründen könnten.[2] Der an-

[1] „Epp. Innocentii III" (II, Nr. 204, S. 468—469).

[2] Freilich kam es immer noch auf die Auslegung der altior dignitas an, doch spricht der sensus communis in diesem Falle mehr für die Interpretation des Papstes, nur ist uns nicht recht klar, womit die hildesheimer Kirche durch ihren „geistlichen" Vorzug den „weltlichen" der wirzburger aufwiegen konnte: „nam licet Herbipolensis sit in temporalibus habundantior, tamen in spiritualibus nobilior

Digitized by Google

gegriffene Kanzler war jedoch weit entfernt zu gehorchen, er hob vielmehr den Handschuh auf, behielt die Verwaltung des Bisthums Wirzburg bei und mahnte das hildesheimer Kapitel nachdrücklich ab, eine Neuwahl vorzunehmen. Gleichwol wurde hier auf eine im Mai des nächsten Jahres ergangene Anordnung des Papstes hin eine solche vorgenommen und fiel auf den ehemaligen Lehrer Konrad's, den Dompropst Hartbert, während jedoch die Stadt und noch mehr die Ministerialen des Hochstiftes ihm die Anerkennung versagten und fortfuhren, Konrad als den rechtmäßigen Bischof zu betrachten.[1] Inwieweit Innocenz bei diesem Vorgehen gegen den Kanzler blos von hierarchischen Beweggründen sich leiten ließ, inwieweit politische Motive bei dem auf des Staufers einflußreichsten Rath geführten Schlage im Spiele waren, ist mit Bestimmtheit schwer zu sagen: daß man es in der Umgebung des Königs so verstanden, läßt die vielerörterte Erklärung der größern Anzahl deutscher Fürsten vermuthen, die am 28. Mai 1199 von Speier aus zu Gunsten Philipp's und zur Wahrung der Selbständigkeit des Reiches an den Papst erlassen wurde.[2] Genug, Konrad verharrte in seinem

---

perhibetur" sagt der Papst. (Schannat, „Vind. liter.", S. 187, in einem Schreiben des Papstes an das hildesheimer Kapitel.)

[1] Hartbert (Heribord, Herbord) wurde noch im Jahre 1198 vom hildesheimer Kapitel gewählt; daß er der ehemalige Lehrer Konrad's war, hat man bisher nicht bemerkt, gleichwol ist es so, denn er war Dompropst zur Zeit seiner Erwählung, und gerade so redet ihn Konrad in dem mehrfach erwähnten Schreiben aus dem Jahre 1196 an. (Vgl. oben S. 37, Anm. 2.) Im übrigen zu vgl. Lüntzel, a. a. O., S. 495 u. 508 fg. Das „Chron. epp. Hildesh." (SS. VII, S. 858) erzählt, daß das Kapitel und der Klerus von Hildesheim auf Antrieb des Papstes Hartbert „einstimmig" zum Bischof gewählt hätten, freilich „omnibus laicis omnino contradicentibus", und fährt dann fort: „propter quod ecclesia nostra multos et graves labores, expensas, pericula, tam communium quam privatarum rerum dispendia et episcopalium possessionum alienationes perpessa est."

[2] Bekanntlich gehen über die Bestimmung der Zeit, in welcher diese Erklärung zu Stande kam, Mai 1199 oder 1200, die Ansichten auseinander; unter andern stimmt Winckelmann für 1200), Ficker in der neuen Be-

Digitized by Google

Widerstande auch ferner, und es braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, daß der König in seinem Vertrauen zu seinem Kanzler dadurch nicht im mindesten irre wurde, als der Papst selbst am 1. August den großen Kirchenbann über den Ungehorsamen feierlich verhängte und in Deutschland denselben verkündigen ließ. Ebenso wenig hatte es einen Erfolg, als Innocenz dem mainzer Erzbischof als Metropolitan den Auftrag gab, die Verleihung der kirchlichen und weltlichen wirzburger Lehen durch Konrad zu widerrufen und sie anderweitig zu vergeben.[1] Das Weihnachtsfest 1199 beging König Philipp mit einem glänzenden Hoftage zu Magdeburg, dessen Erzbischof Ludolf ebenfalls zu seinen Anhängern zählte. Als am Christtage selbst die zahlreiche Versammlung der Fürsten, Philipp und seine edle Gemahlin Maria an der Spitze, feierlich zum Dome zogen, erntete der Kanzler als Ordner des Festzuges von allen Seiten rühmende Anerkennung. Der Bann, der auf ihm lastete, hatte in diesen Kreisen offenbar seine Macht verloren. Von Magdeburg wendete sich der Hof nach Hildesheim (Januar 1200), wo Konrad unter dem Schutze des Königs und trotz des ergangenen päpstlichen Verbotes wie im tiefsten Frieden als rechtmäßiger Bischof auftrat und sich von der Stadt und den Dienstmannen des Stifts huldigen ließ.[2]

---

arbeitung der Böhmer'schen „Regg. imp." (S. 11) für 1199. In meinen Augen entscheidend ist die Thatsache, daß Konrad sich am 28. Mai 1200, nach seiner Bußfahrt nach Rom, unmöglich noch Bischof von Hildesheim nennen konnte. Dagegen ist nicht gut anzukommen und verlieren alle andern Gegengründe an Kraft. (Vgl. auch die Inauguraldissertation Schwemer's, S. 13, Anm. 1.)

[1] Vgl. „Epp. Innocentii III", B. II, Nr. 21, S. 466.

[2] Konrad recognoscirte am 19. Januar 1200 in Hildesheim eine Urkunde König Philipp's für die bremer Kirche. Böhmer-Ficker, ‚Regg. Imp.", S. 14. Konrad nennt sich „C. Hild. episcopus, Wirceb. electus, imp. aule cancellarius". Das „Chron. Epp. Hildesheim." (MGH SS. VII, S. 858) weiß auch von Wohlthaten Konrad's gegen die hildesheimer Kirche zu reden. „Ipse ecclesie nostre ornatum decenter ampliavit ite etc." „Preterea advo-

Digitized by Google

Angesichts dieses fortgesetzten, aufs höchste getriebenen Widerstandes des Kanzlers gegen den Papst hätte man wol annehmen mögen, er würde in demselben bis zuletzt verharren, und eine Umkehr, eine Unterwerfung, wenn überhaupt denkbar, wäre wenigstens fürs erste nicht zu erwarten. Und doch ist es anders gekommen. Schon in den nächsten Monaten suchte und erhielt Konrad die Aussöhnung mit dem Papste, und wieder nach relativ kurzer Zeit fiel er von König Philipp ab und hob seine Hand gegen ihn auf.

Man nimmt mit Recht an, der Papst hatte mit seiner Offensive gegen den Kanzler nicht dessen Vernichtung, sondern nur dessen Unterwerfung bezweckt und aus diesem Grunde absichtlich das Bisthum Wirzburg offen gehalten. Auf dieser Linie war er stehen geblieben, auch als Konrad's Widerstand ihn zu strengern Maßregeln gegen ihn antrieb. Er hatte seinen Freund von ehedem besser gekannt, als dieser sich selbst kannte, und richtig gerechnet, wenn er die Hoffnung festhielt, der Widersetzliche werde sich doch noch eines andern besinnen oder sich zur Besinnung zurückführen lassen. An dieser auffallenden Wendung ist aber viel weniger die Umkehr des Kanzlers an sich das Befremdende, als vielmehr die Plötzlichkeit und Unvermitteltheit derselben, die nahezu den Eindruck der Inspiration machen müßte, wenn sie sich ganz rein und glatt vollzogen, und wenn die darauf folgende Haltung des Bekehrten von unwürdiger Zweideutigkeit sich frei gehalten hätte. Es ist wol möglich, wie man vor einiger Zeit vermuthet hat, daß der Erzbischof Konrad von Mainz, ein Prinz des wittelsbachischen Hauses, ein hochbedeutender Fürst, der ebenfalls den Kreuzzug des Jahres 1197 mitgemacht und an seiner Leitung nebst dem Kanzler Antheil gehabt hatte, auf den bezüglichen Entschluß desselben Einfluß ausgeübt hat.[1] Er hatte sich auf seiner später erfolgten Heimreise am päpstlichen Hofe aufgehalten und so Gelegenheit gehabt, die Absichten

---

caciam civitatis nostre pecunia non parva expedivit, partem advocacie super villicacionem" (Lede) „fratibus contulit".

[1] So vor allem Winckelmann, a. a. O., S. 167 fg.

Digitized by Google

des Papstes über die deutschen Angelegenheiten im allgemeinen und den schwebenden Fall im besondern kennen zu lernen, vielleicht auch Aufträge in dieser Richtung mitgenommen. Der Erzbischof war der Metropolitan von Wirzburg, an ihn hatte sich Innocenz auch bereits einigemal in Sachen des widerspenstigen Kanzlers gewendet und ihm die weltliche Verwaltung des wirzburger Hochstifts übertragen. Daß der Erzbischof im Auftrage des Papstes auch in Mainz den über Konrad ausgesprochenen großen Bann verkündigt hatte, würde jener Vermuthung gerade nicht im Wege stehen.[1]

Es liegt aber zugleich ein authentisches Zeugniß vor, kraft welchem der Papst durch Vertrauensmänner an den Kanzler eine nochmalige Aufforderung zur Unterwerfung gelangen ließ, im Falle des fortgesetzten Widerstandes allerdings eine Verschärfung der über ihn verhängten Maßregel in Aussicht stellte, zugleich jedoch seine Geneigtheit zu verstehen gab, im Falle der Unterwerfung Gnade für Recht ergehen zu lassen, d. h. ihn wieder als Bischof von Wirzburg anzuerkennen. Auf dem Hoftage zu Nürnberg, Mitte März (1200), müssen diese Mittheilungen an den Kanzler ergangen sein; hier waren der Bischof von Mainz und Bischof Thiemo von Bamberg, an welche Innocenz jenes Versöhnung athmende Schreiben gerichtet hatte, beide zugegen.[2] Die Wirkung der Konrad gewordenen Mittheilung war überwältigend und entscheidend, er faßte den Entschluß, ungesäumt nach Rom zu eilen und die Aussöhnung mit dem Papst zu suchen. Es ist ja schwer, dem Menschen in das Herz zu schauen, aber von länger her vorbereitet konnte dieser Entschluß unmöglich sein: noch Anfang Januar z. B., während seines Besuches in Hildesheim, hatte der Kanzler unerschüttert auf seinem einmal ergriffenen Standpunkt des unbedingten Un-

[1] Die zuletzt erwähnte Thatsache berichten die „Annal. Reinhardsbrunn.", aber freilich in einem falschen Zusammenhange, S. 88.

[2] „Epp. Innocent. III.", II, 326, Nr. 278. — Böhmer-Ficker, „Regg. Imp.", S. 16, Nr. 41. Zu vgl. Winckelmann, a. a. O., S. 512—513.

Digitized by Google

gehorsams gegen Innocenz gestanden, und aus den nächsten Monaten liegt nichts vor, was auf eine Aenderung seiner Gesinnung zu schließen ein Recht gäbe. Gerne geben wir zu, daß mit dieser plötzlichen Umkehr Konrad's nicht schon ein Abfall von König Philipp gegeben war, dies um so weniger, als Innocenz noch immer nicht für oder wider einen der beiden Gegenkönige sich ausgesprochen hatte und somit die Möglichkeit noch bestand, daß er sich unter Umständen für Philipp aussprechen werde. Vielleicht hat dieser selbst die Reise seines Kanzlers nach Rom nicht ungern gesehen, und gutmüthig wie er war, aus der Unterwerfung desselben einen Vortheil für seine eigene Sache erwartet. Konrad selbst aber verurtheilte mit jenem Schritte offenbar sein bisher standhaft durchgeführtes Gebaren in der Festhaltung beider Bisthümer (von Hildesheim und von Wirzburg); er hatte sich wahrscheinlich überzeugen lassen, daß er auf die Dauer diese Position nicht würde behaupten können. Es wird zugleich schwerlich unbillig sein, wenn man annimmt, daß die Aussicht, daß er sich durch die Unterwerfung das Bisthum Wirzburg würde retten können, auf jenen seinen Entschluß mit eingewirkt hat. Genug, er machte sich ohne weiteres Bedenken gleich nach dem 15. März (1200) auf den Weg und muß bereits Anfang April in Rom eingetroffen sein, von wo aus Innocenz am 9. dieses Monats seine vollbrachte Unterwerfung mittheilt.[1] Konrad hat in der That in die Hände seines Freundes von ehedem, der nun sein Richter geworden war, als ein Reumüthiger das Geständniß des begangenen Unrechts, der

[1] Vgl. Schannat, „Vind. liter.", S. 185, das Schreiben des Papstes an das hildesheimer Kapitel. Es verdient jedoch darauf hingewiesen zu werden, daß der welfische Gegenkönig Otto IV. in dieser Zeit noch nicht die mindeste Ahnung von der Möglichkeit einer Aussöhnung Konrad's mit dem Papste hatte. Fast zu derselben Zeit, in welcher der letztere die Unterwerfung des Kanzlers nach Deutschland meldete, richtete Otto unter anderm an denselben die Aufforderung, „gegen den gewesenen Bischof von Hildesheim und Wirzburg als gegen einen ganz Nichtswürdigen mit aller Strenge vorzugehen". (Vgl. Böhmer-Ficker, a. a. O., S. 61—62, Nr. 213.)

Digitized by Google

unbedingten Unterwerfung und somit der Verzichtleistung auf beide Bisthümer abgelegt, ohne freilich durch diese Demüthigung zunächst mehr als die Aufhebung der über ihn verhängten Kirchenstrafen, keineswegs aber seine episkopale Rehabilitirung zu erlangen. Bezeichnend für die Denkungsweise Konrad's ist es doch, daß er versucht hatte, Innocenz mit kostbaren Geschenken beizukommen oder ihn milder zu stimmen; dieser aber hat sie durch noch reichere Gegengaben erwidert und ist dann auf dem angedeuteten Wege seines unerbittlichen Richteramtes vorgegangen. Darüber, was sonst zwischen dem Papste und dem Kanzler besprochen und verhandelt wurde, haben wir keinerlei Nachricht und sind es nur die sich allmählich entwickelnden Handlungen des letztern, die einen Rückschluß gestatten. Mit Gewißheit darf man jedoch annehmen, daß die brennende Frage des deutschen Thronstreites bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen worden ist, dies um so weniger, als Innocenz eben im Begriffe war, kraft seiner prätendirten Vollgewalt sich das Schiedsrichteramt in diesem Processe zu vindiciren und sich für Otto von Braunschweig auszusprechen. Die spätern Handlungen Konrad's legen aber im Zusammenhange mit der angedeuteten neuesten Wendung der päpstlichen Politik mit höchster Wahrscheinlichkeit die Folgerung nahe, daß er unter dem Eindruck der persönlichen Ueberlegenheit seines wiedergewonnenen Freundes in seinen bisher festgehaltenen Ueberzeugungen erschüttert wurde und sich zu Zusagen herbeiließ, die wenigstens in ihren Consequenzen ihn zum Abfall von der staufischen Sache führen mußten und wirklich geführt haben. Für Innocenz war es allerdings schon ein nicht geringer Erfolg, sein hierarchisches System gegen einen der einflußreichsten deutschen Bischöfe, der zugleich eine so hervorragende politische Stellung einnahm, siegreich durchgeführt zu haben: er war aber schwerlich so genügsam, den Gedemüthigten zu entlassen, ohne sich im Hinblick auf den verschärften Kampf gegen die staufische Partei seiner zu versichern. So kommen wir in Anbetracht aller dieser Erwägungen zu dem Ergebnisse, daß der Kanzler, als er den Heimweg antrat, innerlich bereits mit König Philipp gebrochen hatte.

Digitized by Google

Es ist für den Historiker keine angenehme Aufgabe, einem Manne von der Vergangenheit Konrad's und von dieser Begabung auf die schiefe Ebene zu folgen, auf welcher er von nun an herabgleitet. Mochte er aus diesem oder jenem Grunde — freilich spät genug — an seinem Glauben an das Recht König Philipp's irre werden, so war bei einem Staatsmann seiner Stellung und Voraussetzungen das einzig Richtige und Ehrenhafte, sich, sobald es so weit war, offen zu erklären und vom öffentlichen Schauplatz abzutreten. Zu solch einem mannhaften Entschlusse scheint ihm aber der Muth gefehlt zu haben, und so entschied er sich für das Schlimmste, was er wählen konnte, d. h. er fuhr nach seiner Rückkehr nach Deutschland fort, einer Sache zu dienen, der offenbar sein Herz nicht mehr ganz angehörte. Indeß hat er mit dieser Zurückhaltung nicht verhindern können, daß bald genug Mistrauen und Verdacht gegen ihn erwachte.[1] Philipp allerdings, wie bereits angedeutet, sah in der Romreise und in der Unterwerfung seines Kanzlers nichts Arges: blieb dieser nach seiner Rückkehr doch nach wie vor an seiner Seite und begleitete ihn auf seinen Kriegszügen gegen den Welfen.[2] Genug, der König beließ ihn in seinem wichtigen Amte, auch als Innocenz sich offen für den Gegenkönig aussprach und Konrad im Februar 1201 mit Zulassung des Papstes aufs neue zum Bischof von Wirzburg gewählt wurde.[3] Freilich protestirte eine

[1] Was uns Arnold von Lübeck, a. a. O., VII, Kap. 2, das „Chronicon Montis Ser. ad a 1200" (a. a. O., S. 168) und die „Magdeburger Schöppenchronik" (a. a. O., S. 107) in Betreff des Dekan Heinrich von Magdeburg und seine Absichten gegen Konrad und das gewaltsame Dazwischentreten von dessen Bruder Gerhard berichten, beweist das Eine deutlich, daß der Verdacht gegen den Kanzler erwacht war.

[2] Im Juli 1200 unternahm Philipp eine Heerfahrt nach Sachsen und belagerte unter anderm Braunschweig. Der Kanzler war bei ihm und kam schützend dazwischen, als einige räuberische Kampfgenossen des Königs angefangen hatten, die Kirche des noch außerhalb der Stadt gelegenen Sanct-Aegidienklosters zu plündern. Arnold von Lübeck, a. a. O., IV, 4.

[3] Der Papst hatte bekanntlich nach der von ihm ausgesprochenen Absetzung Konrad's in seiner Eigenschaft als Bischof von Hildesheim und Erwählter von Wirzburg dem Domkapitel der letztgenannten Kirche

Digitized by Google

Minorität des Kapitels gegen diese Wahl bei Innocenz und brachte zugleich noch andere Beschwerden, wie z. B. wegen Verschleuderung des Kirchengutes wider Konrad vor, aber dieser stand bereits wiederum so fest in der Gunst des Papstes, daß er jenen Protest nicht blos ohne weiteres zurückwies und die übrigen Beschwerden so gut als niederschlug[1], sondern ihn zugleich bald mit Aufträgen auszeichnete, die nur als eminenter Vertrauensbeweis ausgelegt werden konnten.[2] Mittlerweile hatte der Thronstreit immer weitere Dimensionen angenommen und waren die Eingriffe des Papstes in die Rechte des Reiches immer dreister und herausfordernder geworden. Kein Wunder daher, daß im September 1201 auf Philipp's Anregung ein großer Theil der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten in Bamberg zusammentrat und eine nachdrückliche Verwahrung gegen jenes Vorgehen des Papstes und seines Legaten beschloß. Dieser Versammlung hat Konrad noch beigewohnt und gerade in diesen Tagen neue Gunstbeweise von seiten des Königs er-

---

ausdrücklich untersagt, eine Neuwahl vorzunehmen, und demnach sich selbst die Entscheidung über das Bisthum Wirzburg reservirt, dasselbe aber zugleich für alle Fälle offen gehalten. Es geschah also mit seiner Zulassung, wenn, etwa im Februar 1201 — Konrad als Bischof von Wirzburg wiedergewählt wurde. Am 3. Juni (oder 5. Juli?) erscheint Konrad urkundlich zuerst wieder als „Wirzburgensis electus" (Potthast, „Papst-Regg.", I, 127, und Böhmer-Ficker, a. a. O., S. 20, Nr. 56), während er sich seit seiner Rückkehr von Rom nur kaiserlicher Kanzler nennt (Böhmer-Ficker, S. 19, Nr. 50, zum 27. September 1200). Als „episcopus Wirc." begegnet er am 8. September 1201 wieder (ebend., S. 21, Nr. 57). Die päpstliche Bestätigung und die neue Weihe waren demnach bereits vorausgegangen (vgl. Winckelmann, a. a. O., S. 233, Anm. 2—5, und Potthast, a. a. O., S. 132, Nr. 491—493, der die betreffenden Schreiben des Papstes aber (nach Theiner, „Vet. Mon. Slav. I.") zum October 1201 aufführt.

[1] Nach der in der vorausgehenden Anmerkung mit Beziehung auf Winckelmann und Potthast zuletzt angezogenen Urkunde.

[2] Vgl. Potthast, a. a. O., I, 138, zum Januar 1202, womit zu vgl. ebend., I, 152.

Digitized by Google

halten.[1] Wenn diese jedoch etwa die Bestimmung hatten, den zweifelhaft gewordenen Anhänger der staufischen Sache auf dieser Seite festzuhalten, so verfehlten sie die beabsichtigte Wirkung.

Der Kanzler scheint der zweideutigen Rolle, die er seit dem April 1200 spielte, endlich selbst müde geworden zu sein. Nun mit einem male, ohne daß etwa ein neues greifbares Motiv für einen solchen Entschluß entdeckt werden könnte, wirft er die Maske ab; freilich waren die Stimmen des Mistrauens gegen ihn auf der staufischen Seite immer lauter geworden und nahm zugleich der Verlauf des Bürgerkrieges nun für Philipp eine ungünstige Gestalt an. Genug, im Herbst 1201 wendet Konrad seinem Herrn den Rücken und bereitet seinen bevorstehenden unverhüllten Abfall vor. Am 20. September (1201) recognoscirt er als Kanzler die letzte Urkunde und erscheint seitdem nicht wieder am königlichen Hofe. Er thut das jetzt, was er besser vor mehr als einem Jahre gethan hätte. Den im September, in seinem Beisein, zu Bamberg beschlossenen Protest der Fürsten, der nun, im Januar 1202, vollzogen wurde, hat er nicht mehr unterschrieben.[2] Auch König Philipp konnte sich über die Fahnenflucht seines Kanzlers nun nicht mehr täuschen, zumal dieser jetzt notorisch in intime Beziehungen zu dem wankelmüthigen Landgrafen Hermann von Thüringen trat, Beziehungen, deren Spitze unverkennbar sich gegen den König richteten.[3]

Unter diesen Umständen durfte man nicht erwarten, daß Philipp, trotz seines Optimismus und seiner Langmuth, diesem Treiben seiner neuen Gegner mit gekreuzten Armen zusehen würde. Die drohende Auflehnung des Landgrafen und des Bischofs von Wirzburg konnte seiner Machtstellung nur höchst gefährlich werden; Mittel- und Süddeutschland, die bisher zu

[1] Vgl. Böhmer-Ficker, a. a. O., S. 21, Nr. 57 und 58 zum 8. September 1201 und 20. April 1201.

[2] Böhmer-Ficker, a. a. O., S. 22—23, Nr. 65.

[3] Vgl. „Annales Reinhardsbrunn.", S. 95. Landgraf Hermann hatte allerdings den Protest an den Papst mit unterschrieben. Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Digitized by Google

ihm gestanden hatten, gingen ihm auf diesem Wege verloren. Er hat zunächst, wol aus der Entfernung, Schritte gegen den abtrünnigen Kanzler gethan, sodaß dieser besorgt zu werden anfing und dem Papste seine gefährdete Stellung zu Gemüthe führte.[1] Konrad machte sich aber zugleich auf einen unmittelbaren Angriff von Seiten des Königs gefaßt und befestigte den Marienberg über Wirzburg. König Philipp hatte sich die zweite Hälfte des Jahres 1202 hindurch mit der welfischen Partei mit wechselndem Glück herumgeschlagen und sich zuletzt nach Schwaben gewendet, um von hier aus seine und seiner Anhänger Dienstmannen zu einem Zuge gegen Wirzburg aufzubieten.[2] So schien es nicht mehr zu vermeiden, daß der König und sein ehemaliger Kanzler sich als erklärte Gegner und mit gezücktem Schwerte einander gegenübertraten; aber noch ehe Philipp mit seinen Scharen an den Main gelangte, war der Abtrünnige auf anderm Wege von seinem Schicksal ereilt worden.

Es hatte nicht ausbleiben können, daß der Bruch Konrad's mit der staufischen Partei, welcher er ursprünglich seine Erhebung in Wirzburg zu verdanken gehabt hatte, auf seine Stellung im Hochstift empfindlich zurückwirkte. Unter dem Adel und den Ministerialen des Landes fehlte es nicht an Anhängern Philipp's, die die neueste Schwenkung ihres Lehnsherrn mitzumachen nicht geneigt waren. Eben diese suchte Konrad nun dadurch zu strafen, daß er ursprüngliches Kirchengut, das seine Amtsvorgänger, und auch er selbst, im kaiserlichen Interesse als Lehen hinausgegeben hatten, nun ohne weiteres zurückforderte.[3]

---

[1] Es geht das aus dem Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Mainz vom 23. August 1202 hervor.

[2] „Continuatio Sanblasiana", SS. XX, p. 307: „— contra regnum conspirans Conradus episcopus montem S. Marie in ipsa urbe pro castello muniens publice rebellavit." Die „Casus S. Galli", SS. II, 162, sagen von dem Abt Heinrich von Sanct-Gallen: „ad curiam Ulmae habitam 30 marcas expendit, expeditionem ad episcopum Erbipolensem promisit et haec 150 marcis adimplevit."

[3] Arnold von Lübeck (a. a. O., VII, 15), gibt deutlich genug die Veranlassung der Ermordung Konrad's an, indem nach ihm der zweite Nach-

Digitized by Google

Von dieser Maßregel des Bischofs sind auch die Junker von Rabensburg, ein verwegenes Geschlecht, dessen Stammsitz bei Veitshöchheim über dem Main lag, betroffen worden.[1] Sie und andere in ähnlicher Lage leisteten aber diesem Ansinnen Konrad's entschlossenen Widerstand. In einem darüber entstandenen bewaffneten Zusammenstoß ist ein Vertrauensmann Konrad's, der sogenannte Graf Eckard, umgekommen.[2] Und

folger desselben, A. Otto von Wirzburg, der zugleich Konrad's Verwandter war, auf dem Hoftage zu Halberstadt nur unter der Bedingung den Welfen als König anerkennen will, daß ihm Bürgschaft gegen Beeinträchtigungen gegeben werden, die diesem von den letzten staufischen Königen zugefügt worden seien: „— ecclesiam suam damnificatam a Philippo rege et ejus predecessore Heinrico imperatore quovis anno ad 1000 marcas, pro qua etiam iniuria Conradus ipsius predecessor occisus est." (Vgl. nach Winckelmann, „Kaiser Otto IV. von Braunschweig", S. 112, Anm. 1.) Um so besser versteht sich unter diesen Umständen Philipp's Resignation auf ein wirzburger Kirchenlehn, welches er und seine Vorfahren getragen hatten, in die Hände Konrad's, Bamberg, 14. September 1201 (Böhmer-Ficker, „Regg. imp.", S. 31, Nr. 58). Die Worte Arnold's bei der Erzählung der Ermordung Konrad's (a. a. O., VII, 231) sprechen nicht minder deutlich von der Recuperation von Kirchengut durch den Bischof gegenüber seinen Ministerialen: „— quia erat zelator iustitie, cum pro ecclesia sua conflictum cum ministerialibus suis haberet, qui quadam presumptione res ecclesie invaserant, conditione pacis interposita, ut ipsum negotium mediante iustitia terminaretur, ab ipsis contradictoribus suis in ipsa civitate Erbipolensi dolose occisus est."

[1] Es sind dies die Rabensburger, von deren Geschlecht die wirzburger Tradition Konrad irrthümlich abstammen lassen wollte. Vgl. Anm. 2, S. 35. Sie werden meistens als Ministerialen aufgeführt.

[2] Das „Chronicon Montis Sereni" (a. a. O., S. 170) erzählt: „Hic (Conradus) Ekkehardum quendam nobilem civem Herbipolensem exaltaverat, cuius consiliis in quibusque negociis, quia iusti tenax erat eique fidelissimus, utebatur. Duo quoque fratres, quorum nomina sunt Heinricus et Bodo de Ravensburgk, quorum erat avunculus Heinricus de Calathin marscalcus regis Philippi, cives ejusdem erant civitatis; inter quos et predictum Ekkehardum discordia diu tracta finem habuit, ut Ekkehardus

Digitized by Google

als der darob erzürnte Lehnsherr in seinem Unmuth sie zur Strafe ziehen wollte, wuchs ihre Erbitterung und sie beschlossen sein Verderben. Trotzdem daß zwischen dem Bischof und seinen Widersachern eine Waffenruhe verabredet worden war, um eine gütliche Beilegung des Streites zu erzielen, überfielen sie eines Abends den nichts Arges Ahnenden, als er von seiner Wohnung nach dem nahen Dom zu gehen im Begriffe war, meuchlerisch und erschlugen ihn. Dies gethan, flüchteten sie, von ihren herbeieilenden Anhängern gedeckt, aus der Stadt.[1]

---

idem ab iis interficeretur. In cujus facti ultionem episcopus edificium eorum, quod in civitate habuerunt funditus evertit" u. s. w. Der erwähnte Ekkehardus nobilis civis Herbipolensis ist kein anderer, als der sogenannte „Graf Eccard", „Ekkehardus comes", der in den wirzburger Urkunden jener Zeit als solcher häufig vorkommt und der angesehenste und bedeutendste der bischöflichen Ministerialen war. Er führte den Beinamen comes statt vicecomes, als Stellvertreter des Burggrafen, „vicem prefecture gerens", wie ihn eine Urkunde vom 5. April 1182 („Mon. Boica", 37, 119) treffend und deutlich bezeichnet. Die Thatsache seiner Ermordung wird durch das von mir edirte „Corpus regule seu Kalendarium S. Kiliani" bestätigt, wo es zum 14. December (S. 66) heißt: „Ekehardus comes interfectus est." Vgl. über ihn auch mein Schriftchen „Graf Ekkard zu Wirzburg" (1859). Wenn die gedachte nekrologische Angabe des Todestages zum 14. December richtig ist, und man hat kein Recht sie in Zweifel zu ziehen, so ist Ekkard fast ein Jahr vor Bischof Konrad ermordet worden und hat das Zerwürfniß zwischen letzterm und den Rabensburgern bald nach dessen Rückzug vom Hofe Philipp's begonnen; bis in das Jahr 1200 zurückzugehen, erscheint nicht gestattet, da zu dieser Zeit der Bruch Konrad's mit Philipp noch nicht erfolgt oder erklärt war.

[1] Ueber die Ermordung Konrad's geben noch mehrere gleichzeitige Quellen Nachricht, nur aus Wirzburg selbst erfährt man in diesen, wie aus so vielen andern Fällen nichts. Zu vgl. „Innocentii III epp.", V, 155; VI, 51, 113, 114. — Hierher ist noch folgende corrumpirte Stelle der „Annales Herbipol. Minores" (SS. XXIV, p. 828) zu beziehen: „A. D. 1250 (!) Occisus est Richardus comes in Wireburg ab illis de Risenberg Ydus Decembris. In secundo anno occisus est episcopus Conradus a supradictis 2. Nonas eiusdem mensii Wirczburg." — Jener Richardus comes ist nie-

Digitized by Google

Schon in den nächsten Tagen erschien König Philipp vor den Thoren von Wirzburg, die sich ihm nun willig öffneten, da

---

mand anderes als der Ekkehardus nobilis des „Chronicon Montis Ser." und der von mir nachgewiesene Vicegraf Ekkard, und jene de Risenberg sind die de Ravensburg. — Anlangend den Todestag Konrad's, so ist er bis auf den heutigen Tag zweifelhaft geblieben. Die längste Zeit hatte man den 3. December (vigilia S. Barbare) festgehalten, bis neuerdings Winckelmann („König Philipp", S. 269, Anm. 1) für den 6. December eingetreten ist. Jedoch erweckt diese Annahme einige Bedenken und sprechen einige Gründe für den 4. December. Das schon öfters angeführte „Corpus Regule" oder „Kalendarium necrologicum S. Kiliani" (l. c., p. 63) erwähnt den Tod Konrad's zum 4. December. „II. Nonas Dec. Conradus episcopus et cancellarius interfectus est." Und sagt dann weiterhin: „Item pro eodem Cunrado episcopo contulit nobis Otto episcopus" (sein zweiter Amtsnachfolger) „et pro se ipso IV talenta" u. s. w. L. Fries in seiner „Geschichte der Bischöfe von Wirzburg" (bei Ludewig, a. a. O., S. 543, 546) berichtet auf urkundlicher Grundlage, daß das Kloster Anhausen (im eichstädter Sprengel gelegen) seit dem Jahre 1208 vertragsmäßig jährlich nach Wirzburg 10 Pfd. Wachskerzen liefern mußte, die dann am Tage Sanct-Barbara im Dome an dem Grabe des Bischofs Konrad angezündet wurden. Der Tag Sanct-Barbara (4. December) war also offenbar der dies anniversarius Konrad's und würde, wenn das „Necrologium" recht berichtet, mit dem Todestage zusammenfallen, was zwar nicht immer, jedoch meistens der Fall war. Die spätere wirzburger Tradition, die den 3. December (vigilia S. Barbara) als Todestag Konrad's annimmt, käme sonach jener ältern Angabe näher, als die Nachricht der „Annales Colon." und des „Chronicon Sanpetr. Erfurt.", die den 6. December (S. Nicol.) überliefern. Aus den von mir angeführten Gründen erscheint mir der 4. December dem 3. und 6. December vorzuziehen, für jeden Fall der Erwägung werth. Das erwähnte Kloster Anhausen war eine Stiftung der im 10. Jahrhundert aus Franken in das Osterland verpflanzten Dynasten von Lobdaburg, deren Geschlecht Bischof Otto I. von Wirzburg notorisch angehörte, welcher erst durch Bischof Konrad, dessen Mutter aus demselben Hause hervorgegangen war, vom naumburger Kapitel in das von Wirzburg versetzt worden war, und der selbst wieder seinen Neffen Hermann (den spätern Bischof Hermann I. von Wirzburg) nach sich gezogen hat. Vgl. Anm. 1, S. 37, und Ed. Schmid, „Die Lobdaburg bei Jena" (Jena 1840), S. 50, 64, 71, 74).

Digitized by Google

nach dem Tode des Bischofs an keinen Widerstand weiter gedacht wurde. Die Geistlichkeit der Stadt zog ihm klagend entgegen und wies ihm die blutigen Kleider und die bei dem Ueberfall abgehauene Hand seines ermordeten ehemaligen Kanzlers. Philipp soll bei diesem Anblick bittere Thränen vergossen haben, und so gelegen ihm auch die Beseitigung eines solchen Gegners kommen mochte, es ist kein Zweifel, daß sie aufrichtig waren. Und so gewiß der Untergang Konrad's im äußern Zusammenhang mit seinem Bruche mit Philipp steht, so sicher ist, daß dieser selbst in keiner Weise dafür verantwortlich gemacht werden kann. Der notorisch edle und milde Charakter des Königs war der Anstiftung eines solchen Frevels nicht fähig. Wie nahe auch ein solcher Verdacht lag, und auch bald hier und da laut wurde, so hat doch Innocenz, der sich über das gewaltsame Ende seines wiedergewonnenen Freundes genau unterrichtet hat, auch nicht mitten im heißesten Kampfe es gewagt, eine Beschuldigung der Art offen anzudeuten. Der König hat sich allerdings nicht berufen gefühlt, als Rächer der begangenen Freveltat aufzutreten, und es nur geschehen lassen, daß die erbitterten Anhänger Konrad's die Stammburg der Rabensburger zerstörten, die Bestrafung der Mörder aber hat er dem Papst überlassen[1], der ihre Verfolgung anordnete, ihre ewige Lehnsunfähigkeit aussprach, und als sie vor ihm erschienen, ihnen eine so harte lebenslängliche Buße dictirte, der gegenüber ihnen der Tod hätte wünschenswerther erscheinen müssen, wenn sie

[1] Die von dem „Chron. Montis Ser." (vgl. oben Anm. 2, S. 65) hervorgehobene Verwandtschaft der Rabensburger mit dem Marschall Philipp's, Heinrich von Kalden(-Pappenheim) ist öfters betont worden, nicht blos um die Nachsicht des Königs gegen die Mörder, sondern die Anstiftung des Mordes von der Seite der Umgebung des Königs her plausibel zu machen. Der von mir dargelegte natürliche Zusammenhang der Dinge und Vorgänge scheint mir aber ein solches hypothetisches Auskunftsmittel nicht zu verlangen, davon nicht zu reden, daß eine Vermuthung der Art, für wie naheliegend man sie auch halten mag, zu belastend ist, als daß man sie ohne directes Zeugniß legitimiren möchte.

Digitized by Google

nicht die Hoffnung auf Begnadigung festgehalten hätten. Und in der That hat jener ihr Frevel nicht verhindert, daß sie in vergleichungsweise kurzer Zeit rehabilitirt wurden, und nur wenig hat gefehlt, daß sie das an Konrad verübte Verbrechen an seinem Nachfolger nicht wiederholten.[1]

König Philipp, der nicht versäumt hatte, für einen ihm ergebenen Ersatzmann auf dem bischöflichen Stuhle von Wirzburg zu sorgen, hat noch sechs Jahre lang für seine Sache, die zugleich die Sache der Nation war, den Kampf fortgesetzt, und war bekanntlich nahe daran seines Gegners Herr zu werden und den Papst zur Verständigung zu bewegen, als auch ihn ein gewaltsames Ende ereilte und das Reich sich aufs neue einer ungewissen Zukunft ausgeliefert sah.

Schließen wir die Rechnung eines so bewegten und lange Zeit glänzenden Lebens, wie das Konrad's war, ab, so läßt sich nicht verkennen, daß es mit einem Deficit geendigt hat. Mit glänzenden Gaben ausgestattet, von der Gunst der Verhältnisse getragen, bringt Konrad von Stufe zu Stufe zu dem Ziele empor, das sich sein Ehrgeiz gesetzt hat. Mitten in den schweren Gegensätzen der Zeit nimmt er früh eine bestimmte Stellung ein und schließt sich dem Kaisergeschlechte an, dessen Interesse gewiß auch in seinem Sinne mit dem Wohle und der Selbstständigkeit des Reiches zusammenfiel. Nachdem er sich auf diesem Wege an Macht und Ehren vollgesogen, steht er plötzlich still, kehrt dann um und wendet dem Hause, dem er alles verdankte, und noch dazu in einem Moment, wie er für dieses gefahrvoller nicht sein konnte, den Rücken und schließt sich einer Politik an, die das gerade Gegentheil von alledem bedeutete, wofür er sein Leben lang gearbeitet und gestrebt hatte. Ehre jeder Ueberzeugung, die in klaren und wohlgegründeten Motiven wurzelt, aber ein anderes ist es den Standpunkt zu wechseln in der Gärung der Jugend und sich drängender Ideale, und wieder ein anderes, dies zu thun im Hochsommer des Lebens, wo alle Täuschungen und Selbsttäuschungen längst ihre Kraft

[1] Winckelmann, a. a. O., S. 270 und Anm. 4.

Digitized by Google

verloren haben. Man mag dem Charakter eines Innocenz, der unentwegt seine stolze Bahn durchschreitet, die Achtung nicht versagen, wie wenig man auch auf seiner Seite steht: man wird aber an einem Manne irre, der die Ideale seiner Vergangenheit in dem Augenblicke über Bord wirft, wo die Errungenschaften seines Ehrgeizes gefährdet erscheinen. So ist es gekommen, daß der glänzende Name des Kanzlers mit dem Makel der Untreue behaftet auf die Nachwelt überging. Wollte man vielleicht sagen, daß er an dem schweren Conflict zwischen der päpstlichen Theokratie und dem staufischen Hause gescheitert sei, dürfte man nicht unterlassen hinzuzusetzen, daß er selbst wol zur Verschärfung, aber nicht zur Abschwächung desselben etwas beigetragen hat.

Für die Geschichte des Hochstifts Wirzburg ist Konrad von geringer Bedeutung geworden. Die Dauer seines Episkopats war kurz, und als er daran ging, in die innern Verhältnisse desselben einzugreifen, wurde er vom Schauplatze abgerufen. Das Wichtigste vielleicht war, daß er dem ihm nahe verwandten Geschlecht der Lobdaburger den Weg in das Hochstift eröffnet hat, denn aus ihrer Mitte sind im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwei wirzburger Bischöfe, darunter der gewaltige Hermann I., hervorgegangen.[1] Nicht mit Stillschweigen soll zum Schlusse die Thatsache übergangen werden, daß Konrad sich in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Antrage auf die Heiligsprechung eines seiner Vorgänger auf dem bischöf-

[1] Vgl. Anm. 1, S. 37. Arnold von Lübeck (a. a. O., VII, 2) erwähnt bei der Erzählung von Konrad's Ende des Gerüchtes, man habe diesen bei seinem Tode mit einen härenen Bußgewande bekleidet gefunden, und er habe während seiner Lebzeit für die Armen gesorgt und für dieselben jede Woche ein Goldstück ausgegeben, drückt aber zugleich seine Verwunderung über dieses Gerücht drastisch aus und kann es mit dem, was er sonst von des Bischofs weltlichem Wandel (seculari forma) weiß, nicht zusammenreimen. Nun, freigebig war Konrad immer (vgl. oben Anm. 3, S. 47), und das „härene Bußgewand" konnte ihm der Ernst der Zeit und seiner eigenem Lage seit dem Bruche mit Philipp gar leicht an die Hand gegeben haben.

Digitized by Google

lichen Stuhle von Wirzburg, des Bischofs Bruno (1015—1045) beschäftigt hat. [1]

---

[1] Darauf hat bereits Winckelmann (a. a. O., S. 268, Anm. 1) aufmerksam gemacht. Vgl. „Mon. Boic.", XXXVII, 158, 399. Konrad's Verwandter, Bischof Hermann I. von Wirzburg, hat im Jahre 1237 den Gedanken wieder aufgenommen, der jedoch niemals verwirklicht worden ist. Konrad hat übrigens auch für die damals durch Papst Innocenz III. vollzogene Heiligsprechung der Kaiserin Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrich's II., Theilnahme gezeigt und ist im Dome zu Bamberg (September 1201) als mittelbarer Zeuge zum Zwecke der Bestätigung eines von derselben gewirkten Wunders aufgetreten. (MGH. SS. VI, p. 818.)

Digitized by Google

Der Schwäbiſche Bund.

Von

Dr. Karl Klüpfel in Tübingen.

Digitized by Google

IV. Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern.[1]

Dem Adel und den Städten des Bundes, sowie den brandenburgischen Markgrafen erschien die Ausfechtung des Handels mit den bairischen Fürsten als die nächste und wichtigste Aufgabe des Bundes. Bald nach Errichtung desselben war zu den bisherigen Beschwerden ein neuer Zusammenstoß gekommen. Ein Beamter und Lehensträger des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, der Statthalter zu Weißenhorn, Ludwig von Habsberg, hatte die Abtei Roggenburg — eine Prämonstratenser-Abtei im jetzigen bairischen Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Neu-Ulm — ein Glied des Schwäbischen Bundes, mit 30 Reitern überfallen, geplündert und die Hintersassen des Klosters gezwungen, dem Herzog Georg Gehorsam zu schwören. Der Abt wendete sich klagend an den Bundesrath und an den Kaiser. Jener verlangte von dem Herzog Georg, als dem Lehensherrn Habsberg's, Schadenersatz, und der Kaiser sprach über den Friedensbrecher sogar die Acht aus. Da nun Herzog Georg den Schadenersatz verweigerte, so griff der Abt von Roggenburg, ein muthiger und wehrhafter Mann, auf Grund der kaiserlichen Achterklärung selbst zu den Waffen und besetzte mit Hülfe von ulmer Bürgern mehrere Güter und Schlösser Habsberg's. Den Ulmern war dies eine willkommene Gelegenheit, in bairisches Gebiet einzufallen, da die bairischen Amtleute schon öfters ulmische

[1] Vgl. Jahrg. II, S. 91—135.

Digitized by Google

Kaufleute überfallen und geplündert hatten. Der Herzog aber nahm ſich ſeines Beamten an und ſchrieb an den Bund, er ſolle ſeine Angehörigen anhalten, dem Herrn von Habsberg ſeine Güter wieder zurückzugeben, und verlangte auch von dem Kaiſer Aufhebung der über ihn ausgeſprochenen Acht, da Habsberg zu dem Vorgehen gegen den Abt berechtigt geweſen ſei. Er ſuchte dies zu beweiſen durch ein beigelegtes Schreiben Habsberg's, worin derſelbe erzählte, er ſei von den Mönchen in Roggenburg, die von ihrem Abt mishandelt worden, um Schutz angerufen worden. Der Kaiſer, welcher auch von den Bundeshauptleuten Bericht über die Sache erhalten hatte, beauftragte den Bund zu näherer Unterſuchung mit dem Bedeuten, man ſolle dem Herzog Georg, der gegen den Kaiſer ſeine Bereitwilligkeit zu gütlicher Verhandlung ausgeſprochen hatte, auch von ſeiten des Bundes entgegenkommen. Aber bei den Verhandlungen, die auf einem Bundestag zu Stuttgart mit dem Herzog gepflogen wurden, wollte er doch nicht zugeben, daß ſein Beamter im Unrecht geweſen ſei, und denen vom Bund war es ganz willkommen, daß der Herzog ſich nicht beſonders verſöhnlich zeigte. Sie kamen auf die alten Beſchwerden gegen Baiern zurück, und ließen dem Kaiſer durch ſeinen Commiſſar, Ludwig von Emershofen, ſagen, ſie könnten um ſo weniger auf die Forderung des Herzogs in Betreff der Zurückgabe der Habsberg'ſchen Güter eingehen, als Georg keine Anſtalt mache, die vom Bunde gegen ihn erhobenen Beſchwerden zu erledigen, und namentlich die Einlöſung der von Erzherzog Sigmund verpfändeten Grafſchaft Burgau verweigere, und deren Eintritt in den Schwäbiſchen Bund verbiete. Dies leuchtete dem Kaiſer ein, und auch er verweigerte nun die von Herzog Georg verlangte Aufhebung der Acht Ludwig von Habsberg's. Georg erbot ſich nun aufs neue zu gütlicher Verhandlung, erneuerte aber die Bitte um Aufhebung der Acht. Dies gewährte der Kaiſer auch endlich durch ein Mandat vom 17. Februar 1489, welchem ein Gebot an den Bund folgte, alle weitere Feindſeligkeiten gegen Herzog Georg zu unterlaſſen und die dem Herrn von Habsberg abgenommenen Güter und Schlöſſer ungeſäumt herauszugeben.

Digitized by Google

Dies war nun gar nicht im Sinne der Bundeshäupter, welche der Meinung waren, man müsse dem Herzog Georg Ernst zeigen, und zum Kriege drängten. Als nun der Herzog Georg sich beeilte, die ihm günstige Stimmung des Kaisers im Bundesgebiete zur allgemeinen Kunde zu bringen, und die betreffenden Mandate in Nördlingen öffentlich anschlagen lassen wollte, verbot es der dortige Magistrat, und einige Wochen später beschloß der Bundesrath auf einer Versammlung zu Eßlingen am 22. Mai 1489 eine Erklärung, nach welcher die Mitglieder sich verpflichteten, wenn der Kaiser fortfahre, auf Anstiften derer, welche auf Trennung des Bundes hinarbeiteten, Mandate zu erlassen, welche gegen die Beschlüsse und die Bestrebungen des Bundes gerichtet wären, denselben nicht zu gehorchen und die Mandate zu weiterer Berathung den Bundeshauptleuten vorzulegen.

Der Kaiser und sein Sohn und die Mehrzahl der Bundesglieder nahmen in der bairischen Frage einen ganz verschiedenen Standpunkt ein. Den Bundesständen war es in erster Linie darum zu thun, die bairischen Fürsten zu demüthigen, und ihrem Bestreben, ihre Landeshoheit auf die schwächern Nachbarn auszudehnen, einen Riegel vorzuschieben. Dem Kaiser und seinem Sohn, die auch gern jede Gelegenheit ergriffen, die Macht und den Besitz ihres Hauses zu vermehren, erschien das Bestreben der beiden Herzoge nicht so verwerflich, und sie waren gern bereit, mit diesen Concurrenten sich zu verständigen, wenn sie nur für ihre Nachsicht andere Vortheile eintauschen konnten. Da ihnen nun die Baiern in Aussicht gestellt hatten, sie wollten ihnen für den niederländischen Krieg Hülfstruppen schicken, wenn sie ihnen vor den Beschwerden des Schwäbischen Bundes Ruhe verschaffen wollten, so war ihnen dies Grund genug, ihre Partei zu ergreifen und für den Frieden zu arbeiten. Es war ihnen daher sehr unbequem, daß die Bundesstände sich gegen Baiern so gar unnachgiebig zeigten und auf keine ihrer Forderungen verzichten wollten. Endlich gelang es dem in Vermittelungsversuchen unermüdlichen römischen König, doch einen Vergleich zwischen dem Bunde und Herzog Georg zu Stande zu bringen.

Digitized by Google

Am 10. Juni 1489 wurde zu Dinkelsbühl ein Vertrag unterzeichnet, welcher die wichtigsten Streitpunkte erledigte. Herzog Georg versprach die Einlösung der ihm verpfändeten Markgrafschaft Burgau und ihren Eintritt in den Schwäbischen Bund zu gestatten. Auch wollte er dafür sorgen, daß dem Abt von Roggenburg sein Kloster und andere geraubte Güter zurückgegeben würden. Dagegen versprach auch der Bund die bisher verweigerte Herausgabe der Habsberg'schen Güter. Auch den Markgrafen von Brandenburg, deren Beschwerden in den Streitigkeiten des Bundes mit Baiern eine so wichtige Rolle spielten, wurde Wiedereinsetzung in das bestrittene Geleitsrecht und die entzogene Gerichtsbarkeit zugesagt. Das nach Weißenhorn in Schwaben verlegte bairische Landgericht sollte gegen die schwäbischen Insassen und Unterthanen stillstehen, bis der Bischof von Eichstätt und der Graf Eberhard von Würtemberg die beiderseitigen Ansprüche näher untersucht haben würden.

Eine Reihe anderer Streitfragen wurde in dem Vergleich nur berührt, und die Entscheidung einem künftigen Schiedsgericht vorbehalten. Man war sehr froh, den Frieden wiederhergestellt zu sehen, und das Ereigniß wurde durch Freudenfeuer und Beleuchtung gefeiert. Aber bald zeigte es sich, daß der römische König in seinem Vermittelungseifer es zu leicht genommen und keine Bürgschaften für die sofortige Ausführung von Georg's Zugeständnissen erlangt hatte. Es erhoben sich nun allerlei Schwierigkeiten bei neuen Verhandlungen der streitenden Parteien; auf einem Tag in Ellwangen kamen sie scharf hintereinander. Die Räthe Herzog Georg's beschwerten sich, daß die Vertragsbestimmungen von den Bundesräthen falsch ausgelegt würden, und andererseits zeigten die Bundesstände, namentlich die Vertreter von Ulm, tiefes Mistrauen gegen Herzog Georg. Sie klagten, der Bund sei mit dem Vertrag von Dinkelsbühl überrumpelt worden, es sei dem Herzog gar nicht Ernst damit gewesen, er habe nur Zeit gewinnen und durch den Schein der Friedfertigkeit den römischen König auf seine Seite bringen wollen. Bei den weitern Verhandlungen, die nun von beiden Seiten mit dem Kaiser zu Linz geführt

Digitized by Google

wurden, zeigte es sich, daß auch dieser stark auf die Seite Baierns sich neigte und dem Bunde zumuthete, seine guten Rechte zu vergeben. Die Bundeshauptleute stellten dem Kaiser vor, der Bund sei ja sein eigenes Werk und habe ihm und seinem Sohne schon viel Nutzen gebracht, er solle ihn nun auch in seinen Rechten schützen. Der Kaiser erkannte jenes an, versprach aber den Schutz nur unter der Bedingung, daß der Bund, wie bisher, sich ihm zu Gefallen halte.

In den ersten Monaten des Jahres 1490 wurde zwischen den königlichen Commissarien und den Vertretern des Bundes noch weiter in Augsburg verhandelt, aber ohne daß man zu einem entscheidenden Ergebniß gekommen wäre, da der Bund auf vollständiger Ausführung des dinkelsbühler Vertrags bestand, die Räthe Herzog Georg's aber an den einzelnen Artikeln abmarkten wollten. Eine für den Bund günstigere Wendung trat ein durch den Entschluß des Erzherzogs Sigmund von Oesterreich, seine den Herzogen von Baiern verpfändeten Erbländer, die österreichischen Vorlande Burgau, Vorarlberg und Tirol, seinem Stammesvetter, dem römischen König, zuzuwenden und ihn schon bei seinen Lebzeiten gegen einen Jahresgehalt von 52000 Gulden als Erben einzusetzen. Die feierliche Uebergabe der genannten Länder wurde am 16. März 1490 zu Innsbruck vollzogen, und der neue Besitzer der genannten österreichischen Länder meldete sich als Nachfolger Sigismunds zur Aufnahme in den Schwäbischen Bund. Diese erfolgte denn auch auf einem Bundestage zu Ulm (am 5. Mai). Um seinen neuen Bundesgenossen zu zeigen, daß er ihnen ganz angehören wolle, erklärte sich Maximilian bereit, auch jener Erklärung vom 22. Mai 1489 beizutreten, welche gegen etwaige den Bundesbeschlüssen zuwiderlaufende kaiserliche Mandate gerichtet war. Damit entsagte er der von seinem Vater, dem Kaiser, geübten Begünstigung der bairischen Herzoge in ihrer Streitsache gegen den Bund. Zunächst wollte er die Bereitwilligkeit des Bundes zur Hülfeleistung für einen Eroberungszug nach Ungarn erkaufen. Der König Matthias Corvinus von Ungarn, welcher auch das Erzherzogthum von Oesterreich innegehabt hatte, war am 6. April gestorben,

Digitized by Google

und es schien jetzt Maximilian der günstigste Augenblick, seine Ansprüche sowol auf Oesterreich als auf die ungarische Krone geltend zu machen. Dazu brauchte er Geld und Mannschaft, und beides sollte ihm der Schwäbische Bund liefern. Er bat ihn 1000 Mann zu stellen und diese auf drei Monate zu versolden. Obgleich nun die Eroberung Ungarns und Oesterreichs für das Haus Habsburg den Schwäbischen Bund, der zum Zweck der Handhabung des Landfriedens im südwestlichen Deutschland errichtet war, eigentlich nichts anging, wollten die Mitglieder des Bundes dem neuen Genossen, der zugleich die Anwartschaft auf die Würde eines Reichsoberhauptes hatte, ihre Hülfe nicht versagen, und erklärten, sie könnten ihm zwar keine Mannschaft stellen, da das Bundescontingent nicht für auswärtige Kriege verpflichtet sei, sie wollten ihm aber 8000 Gulden zur Anwerbung von Mannschaft leihen. Die Fürsten wollten 4500 Gulden übernehmen und die Städte 3500. Maximilian nahm dieses Anerbieten an und warb eine ansehnliche Schar in Schwaben und Franken, welche an der Wiedereroberung Oesterreichs und an dem Versuch, Ungarn zu gewinnen, rühmlichen Antheil nahm.

Während dieses Krieges wurden die Verhandlungen zwischen dem Bunde und Herzog Georg fortgesetzt, aber ohne befriedigenden Erfolg. Es war immer die alte Geschichte: der Bund drang auf Ausführung des dinkelsbühler Vertrags, und Herzog Georg gab sich alle Mühe, dem auszuweichen. Der Kaiser und römische König stellten sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um den Krieg nicht zum Ausbruch kommen zu lassen.

Gleichzeitig mit den Streitigkeiten zwischen dem Bunde und Herzog Georg spielte auch ein Handel mit dem Herzog Albrecht von Baiern-München. Dieser suchte den in seinem Gebiet angesessenen reichsunmittelbaren Adel seiner Landeshoheit zu unterwerfen und fing damit an, ihn zur Steuer beizuziehen. Eine neue Steuerordnung, welche er im September 1488 einführte, wurde auch auf die Ritterschaft des straubinger Landes ausgedehnt. Darüber beklagten sich mehrere Ritter und erhoben mit Berufung auf ihre Freiheitsbriefe Vorstellungen dagegen. Als

Digitized by Google

diese kein Gehör fanden, verbanden sich die Unzufriedenen zu einem Verein und gründeten im Juli 1489 die Gesellschaft zum Löwen, welche sich die Vertheidigung der ritterschaftlichen Freiheiten und Rechte gegen Vergewaltigung zur Aufgabe stellte. Ein silberner Löwe, an einer Kette am Halse getragen, war das Abzeichen der Mitglieder. Herzog Albrecht mahnte ab, erbot sich zu Verhandlungen und wandte sich an die fränkische Ritterschaft und an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz mit der Bitte um Beistand und Vermittelung. Auch die Löwenritter sahen sich um Protection und Unterstützung um und suchten ebenfalls den genannten Kurfürsten für sich zu gewinnen. Sie traten mit der bairisch-landshuter Landschaft in Verbindung. An die wiederholte Forderung Herzog Albrecht's, ihren Bund aufzulösen und wenigstens keine neuen Mitglieder aufzunehmen, kehrten sie sich nicht und wurden durch den Beitritt zweier Brüder des Herzogs, welche Ansprüche auf Mitregierung gemacht hatten, aber abgewiesen worden waren, zum Beharren ermuthigt. Es lag nahe, auch bei dem Schwäbischen Bunde Hülfe zu suchen. Aber ein Theil der Gesellschaft trug Bedenken, weil der Bund als erklärter Feind des Hauses Wittelsbach angesehen wurde, und durch die Verbindung mit ihm alle Verhandlungen mit Herzog Albrecht abgeschnitten werden konnten. Auch war es fraglich, ob der Bund die Löwenritter aufnehmen würde. Denn unter den Mitgliedern waren die Ansichten getheilt, die einen sahen in den Löwenrittern eine willkommene Verstärkung des antibairischen Elements, während andere eine unnöthige Verschärfung der feindlichen Stellung des Bundes zu Baiern fürchteten. Auch war ein Theil der Städte gegen eine Verstärkung der Ritterschaft im Bunde. Doch wurde, als die Löwenritter wirklich um Aufnahme baten, auf einem Bundestage zu Eßlingen im November 1490 von der Mehrzahl der Bundesstände die Aufnahme beschlossen, und da die Minorität nicht auf ihrem Widerspruch beharrte, einige Wochen später, am 30. November, auch wirklich vollzogen. Herzog Albrecht erhob, wie zu erwarten war, Einsprache dagegen und wandte sich an den Kaiser mit der Bitte, daß er durch sein Veto die Aufnahme

Digitized by Google

rückgängig mache. Darauf ging der Kaiser nicht ein, beauftragte aber den römischen König, eine Vermittelung zu versuchen.

Der Schwäbische Bund hatte kurz vorher Gelegenheit gehabt, durch schleunige Hülfeleistung, die er einem seiner Mitglieder gewährte, sein Ansehen zu befestigen. Ein Dienstmann des Grafen Eberhard von Würtemberg, der zugleich Lehnsträger des Bischofs von Speier war, Eitelschelm von Bergen, hatte im September 1490 von einem pfälzischen Dienstmann, Hans Lindenschmid, einen Fehdebrief erhalten und zugleich die Nachricht, daß sein Gegner ihm sein Schloß Nilsheim bei Bretten abgebrannt, dasselbe geplündert und die Beute auf pfälzischem und speirischem Gebiet geborgen und verkauft habe. Der Beschädigte verklagte nun sowol den Thäter als den Bischof von Speier, der seinen Lehnsträger nicht geschützt hatte, bei dem Schwäbischen Bunde. Dieser schritt sogleich ein und zog den Bischof von Speier und den Pfalzgrafen zur Rechenschaft, und gebot ihnen, dem Beschädigten Schadenersatz zu leisten. Als dieser verweigert wurde, erließen sie ein Ausschreiben, worin der Hergang erzählt wurde, und beschlossen ein Executionsheer von 1690 Reitern und 9000 Fußknechten aufzustellen. Auch diesmal gebot der Kaiser dem Kriegseifer des Bundes Halt; er erließ von Linz aus ein Mandat an den Bund, welches dem Bunde jeden thätlichen Angriff verbot und darauf hinwies, daß es nöthiger wäre, dem römischen Könige Hülfe gegen Ungarn zu leisten. Der Bund aber, dessen Häupter schon vorher verabredet hatten, wenn der Kaiser Mandate erließe, man solle mit dem Aufgebot stillstehen, diesen nicht zu gehorchen, ließ sich nicht irremachen und hielt das Aufgebot fest. Die Contingente sammelten sich, und die ernstliche Rüstung hatte auch die beabsichtigte Wirkung. Der Bischof von Speier bot schleunigst einen Vergleich an, der angenommen wurde und nicht nur dem Beschädigten Ersatz für den verübten Raub, sondern auch dem Bunde Entschädigung für den durch die Rüstungen gehabten Aufwand gewährte. Dies alles vollzog sich von Ende September bis Mitte November.

Während dieser Vorgänge wurde das Verhältniß des Bundes gegen Herzog Albrecht zum Bruch immer reifer. Der Bund

Digitized by Google

rüstete sich eifrig und suchte zugleich auch neue Bundesgenossen zu gewinnen. Auf einem Bundestage zu Schwäbisch-Hall (10. Januar 1491) beschloß man nach verschiedenen Seiten Werbungen ausgehen zu lassen. Die Stadt Köln und ihr Erzbischof, der Landgraf von Hessen, die Herzoge von Jülich und die Stadt Frankfurt sollten angegangen werden. Auch an die Eidgenossen, von denen man hörte, daß sie mit den Baiern in Unterhandlung stehen, sollte eine Botschaft geschickt werden. Da die Gegner des Bundes sich rühmten, einen Rückhalt an Frankreich zu haben, so wurde vorgeschlagen, an den König von Frankreich, Karl VIII., eine Gesandtschaft abzuordnen, um ihm den Zweck des Bundes auseinanderzusetzen, damit er sich von niemand dagegen bewegen lasse. Doch wollte man vorher noch bei dem römischen König anfragen. Dieser aber wollte nichts davon wissen, denn er hatte bei dem Gedanken an auswärtige Kriege, für welche er auf die Hülfe des Schwäbischen Bundes rechnete, hauptsächlich Frankreich im Auge, und die Franzosen hatten nicht so unrecht, wenn sie meinten, der Schwäbische Bund sei gegen sie gerichtet.

Auffallend ist es, daß der Kaiser, der in den Händeln des Bundes mit dem Herzog Georg immer eine Neigung gezeigt hatte, diesem durchzuhelfen, sich gegen den Herzog Albrecht, der doch sein Schwiegersohn war, viel ungünstiger stellte. Er war es, der zum Bundeskriege gegen ihn trieb. Statt, wie Albrecht bat, den Bund zur Herausgabe der Verschreibung der Löwenritter zu zwingen, bestätigte er ihre Aufnahme ausdrücklich und drängte den Herzog zur Freigebung der Stadt Regensburg. Nachdem es eine Zeit lang geschienen hatte, er wolle den Gewaltstreich der Unterwerfung Regensburgs stillschweigend hingehen lassen, brachte er auf einmal wieder die Sache zur Sprache. Er scheute sich zwar, von Albrecht selbst die Herausgabe Regensburgs zu verlangen, aber er erließ an den städtischen Rath den Befehl, die Unterwerfung Regensburgs unter Baiern zu widerrufen (1. October 1491). Da dies nicht geschah, so erklärte er die Stadt wegen ihres Abfalls vom Reiche in die Acht und beauftragte den Schwäbischen Bund mit Vollziehung derselben.

Digitized by Google

Der Bund hielt sich zunächst still, aber die Löwenritter ergriffen eilig die Gelegenheit loszuschagen, und machten Angriffe auf einzelne regensburger Bürger. Albrecht verfolgte dafür die Löwenritter, nahm mehrere gefangen und brach ihre Burgen. Nun erklärte der Kaiser auch Albrecht in die Acht und beauftragte den eifrigsten Feind der Wittelsbacher, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, unter Ernennung zum Reichsfeldhauptmann, mit Vollziehung der Acht. Auch der Schwäbische Bund bot nun seine Mannschaft auf. Mitte Mai 1492 standen das schwäbische Bundesheer und das Reichsheer kampfgerüstet nebeneinander. Das erstere, 12000 Mann stark, stellte sich zwischen Augsburg und Donauwörth auf. Graf Hugo von Werdenberg befehligte die Truppen des Adels und der Bürgermeister von Ulm, Wilhelm Besserer, die Mannschaft der Städte. Ein fast ebenso starkes Reichsheer zog sich bei Kaufering am Lech zusammen. Herzog Albrecht war in schlimmer Lage; sein Vetter Georg, den er zweimal um Hülfe gemahnt, mußte verneinend antworten, da er von seinen Landständen einen ablehnenden Bescheid erhalten hatte. Er ermahnte seinen Vetter, er solle doch nicht wegen des Besitzes einer Stadt die Stellung seines Hauses auf das Spiel setzen, und bot seine Vermittelung an. Aber man bedurfte seiner nicht, denn der römische König erschien am 17. Mai im bündischen Lager und lud die streitenden Parteien nach Augsburg zu Verhandlungen ein. In wenigen Tagen (am 25. Mai) kam ein Vergleich zu Stande, in welchem Herzog Albrecht auf den Besitz der Stadt Regensburg verzichtete, und auch das Schloß, welches er dort zu bauen angefangen hatte, dem Reiche zu übergeben versprach. Auch mit dem Löwenbunde wollte er sich vergleichen und den Löwenrittern alle eroberten Ortschaften, Güter und Schlösser zurückgeben, und allen seinen Unterthanen und Vasallen, die er wegen ihres Eintritts in den Schwäbischen Bund verfolgt und ihre Lehen gekündigt hatte, volle Amnestie gewähren. Auch erklärte er sich bereit, die Vermächtnisse und Verschreibungen, welche Erzherzog Sigmund auf Besitzungen des österreichischen Hauses ihm ausgestellt hatte, herauszugeben und für kraftlos zu erklären.

Digitized by Google

Nachdem er diese Zusagen gemacht, und wenigstens theilweise vollzogen hatte, wurde die über ihn verhängte Acht aufgehoben und er vom Kaiser wieder vollständig zu Gnaden angenommen. Da Regensburg durch den freien Verkehr mit dem benachbarten bairischen Gebiet manchen Vortheil genossen hatte, und man daher zweifelte, ob es sich der Rückkehr an das Reich bereitwillig fügen werde, mußte Albrecht eine gewisse Bürgschaft für den Gehorsam der Stadt übernehmen. Diese zögerte jedoch nicht, die neue Huldigung für das Reich zu vollziehen. Nachdem auch die übrigen Vergleichsbedingungen erfüllt waren, wurden die Heere, sowol das Reichsheer als das Bundesheer, aufgelöst.

Auch Herzog Georg machte jetzt seinen Frieden mit dem Schwäbischen Bunde. Schon bei den Präliminarien zu dem augsburger Vergleich hatte der Markgraf Friedrich von Brandenburg die Bedingung gestellt, die Streitigkeiten des Herzogs Georg mit dem Bunde müßten endgültig beigelegt werden, und die anwesenden Räthe von Baiern-Landshut versicherten, daß dies keine Schwierigkeit machen würde, da Georg jetzt bereit sei, den dinkelsbühler Frieden auszuführen. Dies geschah durch einen Vertrag vom 4. Juni 1492, in welchem Herzog Georg sich verbindlich machte, binnen zwei Monaten alle Punkte jener Uebereinkunft zu vollziehen. Seit dem unblutigen Siege über Herzog Albrecht war die bairische Frage erledigt. Wir finden in den Verhandlungen des Bundes die bisherigen Streitpunkte nicht mehr erwähnt, und an die Stelle der endlosen Beschwerden tritt ein friedlicher Verkehr zwischen den bairischen Herzogen und dem Schwäbischen Bunde. Mit letzterm hatte sich Herzog Albrecht so vollständig versöhnt, daß er den Wunsch aussprach, selbst Mitglied des Bundes zu werden. Er hatte denselben als lebensfähige Macht kennen gelernt, mit der man rechnen müsse, und sich überzeugt, daß es besser sei, denselben zum Freunde als zum Feinde zu haben. Da einige Bundesstände Bedenken trugen, mit ihm in den Bund zu treten, so erklärte er sich bereit, diese auszunehmen, und machte einige andere Vorschläge, um seine Aufnahme zu erleichtern. Schon

Digitized by Google

wurde auf einem Bundestage zu Ulm am 23. Juli 1492 seine Aufnahme beschlossen, aber später erhob sich Widerspruch, und die Aufnahme unterblieb. Einige Jahre später erst ist sie ohne Schwierigkeiten erfolgt.

V. Weiterentwickelung des Bundes.

Als der römische König das schöne stattliche Heer des Schwäbischen Bundes kampfbereit auf dem Lechfelde versammelt sah, soll er ausgerufen haben: „Ich wollte gern eine Grafschaft darum geben, wenn ich dieses Heer mit Waffen und Geschütz an der Grenze von Frankreich hätte!" Schon längst sah er einen Kampf mit Frankreich als eine durch seine politische Stellung gegebene unabweisliche Aufgabe an, und nun war ihm kürzlich von dem Könige von Frankreich eine schwere Beleidigung zugefügt worden, die blutige Rache forderte. König Karl VIII. hatte bekanntlich die Erbtochter des Herzogs von Bretagne, obwol sie dem römischen Könige bereits durch Stellvertretung angetraut war, durch Umtriebe unter dem Adel ihres Landes und durch militärische Besetzung des Herzogthums genöthigt, die noch nicht vollzogene Heirath wieder aufzulösen und ihn selbst, der den Besitz des Herzogthums nicht entbehren zu können glaubte, zu heirathen. Daß Maximilian sich dies nicht gefallen lassen wollte und vor Begierde brannte, diese Schmach zu rächen, war natürlich. Aber obgleich er römischer König, Erzherzog von Oesterreich und Erbherr der Niederlande war, hatte er doch kein Heer zur Verfügung und kein Geld ein solches zu werben und auszurüsten. Er wandte sich an seine nächsten Bundesgenossen, die Mitglieder des Schwäbischen Bundes, die er erst kürzlich durch seine erfolgreiche Vermittelung von der Last eines drohenden Krieges mit zwei mächtigen Reichsfürsten befreit hatte. Auf einer Bundesversammlung zu Ulm ließ er am 1. Juli 1492 durch einen kaiserlichen Gesandten Veit von Wolckenstein die dringende Bitte um schleunige Kriegshülfe anbringen. Der Bund möge doch mit Rath und That den ihm angethanen Frevel rächen helfen. Aber die versammelten Herren vom Adel

Digitized by Google

und den Städten meinten, diese dynastische und persönliche Angelegenheit ihres Bundesgenossen und künftigen Reichsoberhauptes ginge den Schwäbischen Bund, der zur Aufrechthaltung des deutschen Landfriedens errichtet und kein Vertheidigungsbündniß gegen äußere Feinde wäre, nichts an, sie erklärten unter dem Ausdrucke großen Bedauerns über die Beschwerden königlicher Majestät: da sie sich schon in bisherigen Kriegszügen des römischen Königs mit Darstreckung Leibes und Gutes über Vermögen angestrengt hätten, müßten sie wünschen, daß königliche Majestät sie diesmal verschonte. Da übrigens der Handel so gar böse sei, so wollten sie thun, was sie könnten. Sie fanden, daß sie diesmal doch mit gutem Fug eine Unterstützung nicht ablehnen könnten. Man verhandelte lange darüber, und es wurden lächerlich kleine Anerbietungen gemacht. Endlich nach einem völligen halben Jahr wurden von Seiten des Bundes 1800 Mann angeboten, was bei einer Bundesmacht von 20000 Mann eine sehr unbedeutende Hülfeleistung war. Auch die Reichsstände thaten so gut wie nichts. Maximilian wollte nun mit englischer Hülfe doch noch einen Feldzug versuchen; aber da auch England ihn schließlich im Stiche ließ, mußte er auf einen Rachekrieg verzichten und sich begnügen, mit Frankreich einen Vergleich zu schließen, der ihm keine Genugthuung verschaffte. Zum Schaden hatte er auch den Spott. Sein passives Verhalten gegenüber Frankreich that seinem Ansehen großen Abbruch. Das Urtheil der Zeitgenossen kam in einer Schmähschrift zum Ausdruck, die ihn als einen weichlichen, aller Thatkraft entbehrenden Fürsten verurtheilte.

Obgleich Maximilian bei dieser Gelegenheit die Erfahrung hatte machen müssen, daß ihm der Bund für auswärtige Angelegenheiten gar keine Stütze gewährte, so war ihm doch an dessen Erhaltung sehr viel gelegen, er und sein Vater betrieben die Erstreckung über die mit dem Jahre 1496 ablaufende Frist der Gültigkeit eifrig. Schon am 10. Juli 1492 erließ der Kaiser ein Mandat, welches die Erstreckung des Bundes auf weitere drei Jahre gebot. Es wurde auf Städtetagen und Versammlungen des Adels auch unter Betheiligung der mitver-

Digitized by Google

bündeten Fürsten darüber berathen, wobei Beschwerden über einzelne Artikel der Bundesordnung zur Sprache kamen. Es handelte sich hauptsächlich um Bestimmungen über die Abwehr eines Uebergriffes, ob der Angegriffene Repressalien üben, selbst mit der Gegenthat vorgehen, oder dies alles der angerufenen Bundesgewalt überlassen müsse. Auch über die Zusammensetzung des Bundesgerichts wurde gestritten, der Adel beanspruchte einen adeligen Richter. Die Städte verlangten, wenn es sich um ihre Angelegenheiten handelte, einen von den Städten zum Richter. Es wurden Vorschläge zur Abänderung der Bundesordnung gemacht, während andere verlangten, daß man alles beim alten lassen solle, und nur unter dieser Bedingung eine Erstreckung annehmen wollten. Die Städte waren zur Fortsetzung des Bundes bereitwilliger als der Adel, der sich durch die Bestimmungen der Bundesordnung gegen Uebung der Repressalien und Einschreiten mit der Gegenthat in freier Bewegung gehemmt fühlte und meinte, er würde ohne Bund mit seinen Gegnern leichter fertig als durch Anrufung der Bundeshülfe. Die Städte erklärten auf einem Bundestage zu Ulm (2. Mai 1493), der Bund sei ihnen bisher nützlich gewesen und sie hofften, er würde ihnen auch künftig zugute kommen. Sie wollten in die Erstreckung des Bundes willigen, auch wenn der Adel nicht mehr mitthun wollte; wenn der Bund einmal bestehe, meinten sie, werde der Adel doch auch nicht ausgeschlossen sein wollen, und schon wieder eintreten. Ehe die Verhandlungen über Erstreckung des Bundes zu einem Ergebniß kamen, starb Kaiser Friedrich III. am 19. August 1493.

Bei dem Regierungsantritt eines neuen Reichsoberhauptes mußte voraussichtlich auch die Reform der Reichsverfassung wieder zur Sprache kommen, und es fragte sich, welche Stellung der Schwäbische Bund zu derselben einnehmen würde. Bald aber zeigte es sich, daß Maximilian, dessen Nachfolge im Reiche unbestritten war, keine große Eile hatte, sich mit der Reform der Reichsverfassung zu beschäftigen. Die auswärtigen Angelegenheiten, besonders die italienischen, standen für ihn im Vordergrunde. Gerade jetzt ergab sich Gelegenheit, sich in

Digitized by Google

dieſelben einzumiſchen, die Rechte des Reiches in Italien geltend zu machen, die Kaiſerkrone zu holen und den Kampf mit Frankreich aufzunehmen. Noch bei Lebzeiten des alten Kaiſers war Maximilian aufgefordert worden, nach Italien zu kommen. Der thatſächliche Beherrſcher des Herzogthums Mailand, der kluge und thatkräftige Lodovico Sforza, Moro genannt, welcher als Vormund eines Neffen Mailand regierte, ſah ſich von der mächtigen Republik Venedig im Beſitz ſeiner Herrſchaft bedroht, und indem er ſich nach einer Stütze umſah, erinnerte er ſich, daß das Herzogthum Mailand eigentlich ein Lehn des römiſch-deutſchen Reiches ſei. Er forderte Maximilian auf, ihn damit zu belehnen, und ihm damit ein beſſeres Recht auf die Herrſchaft zu geben, als die Vormundſchaft ihm gewährte. Zugleich bot er ihm die Hand ſeiner ſchönen und reichen Nichte Blanca Sforza an. Maximilian ging darauf ein, noch vor dem Tode ſeines Vaters verlobte er ſich mit Blanca, feierte im März 1494 die Hochzeit mit ihr und belehnte im September den Oheim mit Mailand. Die Gelegenheit zur Einmiſchung in die italieniſchen Angelegenheiten ergab ſich früher, als Maximilian erwartet hatte. Im Januar 1494 ſtarb der König von Neapel, und der König Karl VIII. von Frankreich, der als Glied des Hauſes Anjou Anſprüche auf den neapolitaniſchen Thron hatte, zog mit einem ſtattlichen Heere nach Italien, wo er nirgends Widerſtand fand, ſondern an vielen Orten als willkommener Verbündeter aufgenommen wurde. Lodovico Moro fürchtete nun auch für ſeine Herrſchaft, ſuchte Bundesgenoſſen, um mit ihrer Hülfe die Franzoſen wieder aus Italien hinauszuwerfen. Auf ſeinen Betrieb wurde zwiſchen ihm, dem Papſt, Venedig und dem römiſchen König im März 1495 ein Bündniß geſchloſſen, deſſen Hauptzweck die Vertreibung der Franzoſen war. Mit Begeiſterung ging Maximilian, der damals in den Niederlanden weilte, auf das Unternehmen ein. In ſicherer Hoffnung, mit Hülfe ſeiner Verbündeten den Franzoſen Neapel entreißen zu können, gedachte er, als ſiegreicher Feldherr die Rechte des Reiches geltend zu machen und ſich in Rom die Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen zu laſſen. Von dieſen Gedanken erfüllt

Digitized by Google

kam er Ende März 1495 nach Worms, wohin er die Reichsstände berufen hatte, weniger um die Angelegenheiten Deutschlands zu berathen, als um Geld und Mannschaft zum Kriege in Italien sich verwilligen zu lassen. Aber in Worms ging es ganz anders, als er gemeint und gehofft hatte. Die Reichsstände sahen nicht die Unternehmungen in Italien, sondern die Ordnung der deutschen Angelegenheiten, die Reform der Reichsverfassung als die dermalen wichtigste Aufgabe an, und wollten nur dann die Mittel zu einem auswärtigen Kriege verwilligen, wenn Maximilian für die Reform der Reichsverfassung bestimmte Zusagen gemacht haben würde.

Für Beschaffung der Kriegsmittel hatte Maximilian natürlich auch auf den Schwäbischen Bund gerechnet. Als die Mitglieder des Bundes von den italienischen Planen hörten, traten sie alsbald in Berathung, was sie antworten könnten, wenn sie, wie mit Sicherheit vorauszusehen war, in Anspruch genommen würden. Am 20. Januar 1495 finden wir die Städteboten des Bundes in Geislingen, einer kleinen Stadt im ulmer Gebiet, versammelt, und hier beschlossen sie dem römischen König 125 Mann zu Pferd für den Zug nach Italien anzubieten. Ganz anders waren die Forderungen, welche Maximilian auf dem Reichstage zu Worms vorbrachte. Er verlangte ein schleuniges Aufgebot der ganzen Reichsmacht und überdies eine ständige Reichshülfe auf eine Reihe von Jahren. Nur um die Reichsstände zu solchen Verwilligungen geneigter zu machen, nicht weil er selbst von dem dringenden Bedürfniß überzeugt war, sprach er seine Bereitwilligkeit aus, von des Reiches Nothdurft, von dem Landfrieden, von dem Reichsgericht und allerlei Gebrechen ernstlich zu handeln, aber vor allem sollte der Reichstag die Kriegshülfe, die man jetzt dringend bedürfe, verwilligen. Umgekehrt stellten nun die Reichsstände in ihrer Antwort ihre Beschwerden allem voran. Sie erklärten einmüthig, von einer Hülfe für auswärtige Angelegenheiten könne keine Rede sein, ehe die Gebrechen des Reiches gehoben, ehe ein beständiges Gericht, Landfrieden und Ordnung hergestellt sei. Ein Ausschuß des Reichstags entwarf einen umfassenden Reformplan,

Digitized by Google

dessen Hauptbestandtheile ein Reichsgericht und ein aus 17 Mitgliedern bestehender, von Kurfürsten, geistlichen und weltlichen Fürsten, Adel und Reichsstädten besetzter Reichsrath war, der die allgemeinen Interessen berathen und die Summe der Reichsregierung in die Hand nehmen sollte. Der König erklärte sich nach vertraulicher Berathung mit befreundeten Fürsten zwar bereit, alles anzunehmen, was zu Nutzen und Ehre des Reiches und Handhabung des Friedens und Rechtes gereichen könnte, doch mit Vorbehalt der Rechte, die ihm als Oberhaupt des Reiches zuständen. Als aber bald darauf dringende Hülferufe aus Italien an ihn gelangten, wandte sich Maximilian von neuem an die Reichsstände und stellte vor, wenn man Mailand vor den Franzosen retten wolle, leide die Sache keinen Verzug. Aber die Reichsstände hielten die Gefahr nicht für so dringend und wollten andererseits die Lage benutzen, um den römischen König zur Annahme der Reformvorschläge zu nöthigen. Es kam zu einem Compromiß. Maximilian beschränkte seine Forderung auf einen Vorschuß von 100000 Gulden zur schleunigen Werbung von Truppen, wozu sich die Stände bereit erklärten unter der Bedingung, daß der König nicht von dem Tage abscheide, ohne zuvor Friede, Recht und hinlängliche Ordnung verfaßt und aufgerichtet zu haben. Nach weitern Verhandlungen, bei welchen beide Theile sich bemühten, möglichst viel herauszuschlagen, erklärte endlich der König am 4. August, er sei bereit, den Landfrieden und das Kammergericht nach den Entwürfen, welche die Stände ihm übergeben hatten, anzunehmen, und schon nach drei Tagen wurde der Landfrieden und die Kammergerichtsordnung öffentlich verkündet. Aber zu Bestellung eines Reichsrathes, der an die Stelle der monarchischen Königsgewalt ein aristokratisches Collegium gesetzt haben würde, wollte er sich nicht verstehen.

Ein großer Fortschritt war die Verkündigung eines ewigen Landfriedens statt der bisher nur auf eine Reihe von Jahren gültigen. Das Fehderecht war damit aufgehoben, und es war mit einer Rechtsanschauung gebrochen, welche durch das ganze Mittelalter gegolten hatte. Aber es fragte sich, ob die Reichs-

Digitized by Google

gewalt stark genug sei, um jeden Friedensbruch sofort zu strafen, den Vergewaltigten zu schützen und ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Weil die königliche Gewalt sich dazu ungenügend erwiesen hatte, waren die Fürsten, die Grafen und Herren und die Reichsstädte in Schwaben, wie wir gesehen haben, zu einem Bunde zusammengetreten, um den Landfrieden zu handhaben und aufrecht zu erhalten. Dieser ergänzenden Aushülfe bedurfte man aber bei dem neuen sogenannten ewigen Landfrieden ebenso gut als bei dem für einige Jahre verkündigten. Eine selbstverständliche Consequenz des ewigen Landfriedens wäre daher eine ebenfalls nicht blos auf eine Reihe von Jahren beschränkte Vereinigung der Reichsstände zu einer gemeinsamen Handhabung des Landfriedens gewesen, d. h. der Schwäbische Bund hätte nicht blos auf einige Jahre erstreckt, sondern zu einer dauernden Einrichtung gemacht, auf das ganze Reich ausgedehnt, und zu einem wesentlichen Bestandtheile der Reichsverfassung erhoben werden müssen.

Davon war nirgends die Rede; auf dem Reichstage kam das gar nicht zur Sprache, mit welchen Mitteln der neu verkündete Landfrieden gehandhabt werden sollte; die Existenz des Schwäbischen Bundes und seine Stellung zur Reichsgewalt wurde ganz ignorirt. Dagegen fuhr der römische König fort, die Erstreckung des Schwäbischen Bundes auf weitere Jahre zu betreiben. Er fuhr fort Mandate hierfür zu erlassen, Versammlungstage der Städte und des Adels zu beschicken, und beide durch Zusagen einer ihren Wünschen entsprechenden Veränderung der Bundesstatuten zu neuer Erstreckung des Bundes geneigt zu machen. Man sieht, die Erhaltung des Bundes war Sache des römischen Königs, der Reichstag kümmerte sich gar nicht darum. Die Vermuthung drängt sich auf, daß die Partei im Reichstage, welche die Verfassungsreform betrieb, in dem Schwäbischen Bunde mehr ein Hinderniß als eine Förderung ihrer Pläne sah. Der Schwäbische Bund war ein Sonderbund, der dem Hause Oesterreich eine Stütze gewährte, und dem römischen Könige einen Rückhalt bot gegen die Ansprüche der mächtigern Reichsfürsten auf Theilnahme an dem Reichsregiment, auf Einsetzung eines kurfürstlichen Reichsrathes.

Digitized by Google

Seit dem wormser Reichstage stand der römische König in beständigen Unterhandlungen mit den schwäbischen Städten und dem Adel über Erstreckung des Bundes. Er erklärte sich bereit, zu allem die Hand zu bieten, was zur Erhaltung des Bundes dienen konnte. Aber die Gewährung war schwierig, da die Forderungen der verschiedenen Stände vielfach im Widerspruch miteinander standen. Die Städte verlangten für solche Streitigkeiten, wo sie eine Sache gegen die vom Adel hätten, einen städtischen Bundesrichter; der Adel wollte, der Bundesrichter sollte ein Adeliger sein. Die Fürsten erhoben den Anspruch größerer Befugnisse im Bundesrathe, eine in Betreff der Zeitdauer und Entfernung des Kriegsschauplatzes unbeschränktere Kriegshülfe, da sie doch bei Bundesaufgeboten auch ein größeres Contingent stellen müßten. Der römische König gab den Fürsten und dem Adel wirklich Zusagen für Erfüllung ihrer Wünsche; aber nun widersetzten die Reichsstädte sich, die sich bisher immer für die Erstreckung des Bundes ausgesprochen hatten, den Absichten Maximilian's; 11 Städte erklärten nur dann in die Erstreckung willigen zu wollen, wenn man es bei den alten Bestimmungen belasse und von den Veränderungen zu Gunsten der Fürsten und des Adels abstehe. Da ein Theil der Städte für die Erneuerung war, so versuchte es Maximilian mit neuem Zuspruch, und sandte auf einen am 15. Januar 1498 in Eßlingen gehaltenen Städtetag vier Räthe mit dringenden Anträgen und Ermahnungen: sie möchten doch bedenken, welchen Nutzen der Bund dem Lande Schwaben und seinen Insassen gebracht habe, welche Verwirrung entstehen würde, wenn man den Bund nicht mehr erstrecken könnte; gerade jetzt habe man günstige Aussichten auf ansehnliche Verstärkung des Bundes; der Landgraf von Hessen, der Herzog Albrecht von Baiern, der schon vor Jahren hatte eintreten wollen, hätten aufs neue ihre Bereitwilligkeit erklärt; es sei auch Hoffnung den Herzog von Mailand in den Bund zu bringen. Die Städte versprachen neue Berathung, welche auch am 3. Mai zu Ulm stattfand; dort waren 12 Städte persönlich vertreten, und die andern hatten schriftlich ihre Meinung ausgesprochen. Es zeigte sich, daß im

Digitized by Google

Grunde alle zur Erstreckung des Bundes bereit waren, wenn man keine Neuerung machen und auf die alten Bundesbriefe sich stellen wollte. Als ein Hauptpunkt wurden die Bestimmungen über Zusammensetzung des Gerichts hervorgehoben. Der betreffende Artikel sollte so gestellt werden, daß, wenn die von den Städten zu denen vom Adel zu sprechen hätten, solches vor einem Richter vom Adel zu geschehen hätte: wenn aber die vom Adel zu den Städten zu sprechen hätten, müßte dies vor einem Richter geschehen, welcher aus den Städten dazu verordnet würde. Der König entbot hierauf die Hauptleute des Bundes auf den nächsten nach Freiburg berufenen Reichstag, und dorthin brachten nach einem zu Ulm gefaßten Beschluß die Vertreter von 17 Bundesstädten und der vier Cantone des Sanct-Georgenbundes die Erklärung, sie wollten eine zwölfjährige Erstreckung des Bundes annehmen, wenn alle bisherigen Bundesverwandte, Fürsten, Adel und Städte wieder eintreten. Infolge davon erließ der römische König unter dem 28. Juni 1498 an alle bisherigen Bundesglieder ein Mandat, sie sollten bei Strafe der Acht die Erneuerung des Bundes auf 12 Jahre annehmen. Der Erfolg dieses in 1200 Exemplaren ausgesandten Erlasses war eine am 10. August abgegebene Erklärung der überwiegenden Mehrheit der bisherigen Mitglieder des Bundes, daß sie die zwölfjährige Erstreckung unbedingt annehmen wollten. Nur einige Herren vom Adel, und einige Städte, die auch nicht der letzten dreijährigen Einung beigetreten waren, Augsburg, Reutlingen, Hall, Heilbronn, Dinkelsbühl, Wimpfen, Kaufbeuren und Donauwörth, sagten nicht unbedingt zu, indem sie sich auf ein königliches Schreiben vom 14. März 1498 beriefen, worin der König versprochen hatte, er wolle die Beschwerden anhören und beseitigen, um jedes Hinderniß der Annahme des Bundes aus dem Wege zu räumen. Aber die königlichen Commissare wollten nichts von Vorbehalten wissen und bestanden auf unbedingter Annahme des Mandats. Auch diese wurde durch eine Verschreibung vom 13. August erklärt. Aber damit war die Erstreckung des Bundes nicht abgeschlossen, denn die Oppositionspartei veranstaltete noch besondere Zusammenkünfte zur Dar-

Digitized by Google

legung ihrer Beschwerden, die Herren vom Adel tagten in Biberach, die von den Städten in Dinkelsbühl. Eine von drei Grafen von Montfort und zwei Grafen von Sonnenberg unterzeichnete Beschwerdeschrift erklärte, wenn alle Streitigkeiten über Regalien, hohe und niedere Gerichte, die der Adel vom Reich zu Lehn habe, vor das Bundesgericht gezogen werden sollten, so würden sie dadurch aller ihrer Freiheiten, Oberkeiten, Gerichte, Forst- und Wildbanne beraubt. Ganz unleidlich sei auch der Artikel in der Bundesordnung, daß niemand den andern vergewaltigen solle und daß der, welcher vergewaltigt werde, nichts mit der Gegenthat fürnehmen solle. Dadurch werde ja der Angegriffene seiner natürlichen Vertheidigungsmittel beraubt, und sei in entschiedenem Nachtheil gegen den Angreifer; denn falls dieser vor der Gegenthat sicher sei, so werde er wenig danach fragen, ob sein Angriff befugt oder unbefugt sei, sondern nur den augenblicklichen Erfolg in Betracht ziehen. Man sieht, die Ausübung des Fehderechts war in den Augen dieser Herren eine so natürliche, selbstverständliche Befugniß, daß sie das Verbot desselben und die Verweisung an ein gerichtliches Verfahren als einen unnatürlichen Zwang und ein ihnen zugefügtes Unrecht ansahen.

Der Abschied des Städtetages in Dinkelsbühl vom 15. September 1498 beschränkt sich auf Hervorhebung der Unterschiede der neuen Bundesartikel von den alten und verlangt, daß die Städte, wenn es sich um ihre Sache handele, auch befugt sein sollen, einen Richter zu wählen. Schließlich geht ihr Begehren nur dahin, daß es bei den Bestimmungen der alten Einung bleibe.

Ungeachtet dieser Differenzen wurde die Erstreckung des Bundes auf weitere 12 Jahre als abgeschlossen angenommen. Die Versuche einer Verständigung mit den renitenten Mitgliedern des alten Bundes wurden fortgesetzt und der Erzbischof Berthold wurde beauftragt und bevollmächtigt, mit ihnen weiter zu handeln.

Eine ansehnliche Verstärkung erhielt der Bund ferner durch den Beitritt des Herzogs Albrecht von Baiern, von dem schon wiederholt die Rede gewesen und der damals wirklich erfolgte.

Digitized by Google

VI. Der Schweizerkrieg von 1499.

In eine ſchwierige Kriſis geriethen 1499 die Angelegenheiten des Schwäbiſchen Bundes. Der wichtigſte Krieg, den überhaupt der Schwäbiſche Bund geführt hat, wurde damals gegen die Schweizer unternommen. Es handelte ſich dabei um einen Verſuch, die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft wieder der Reichsgewalt zu unterwerfen. Aus der ſchon durchgeſetzten Befreiung der Schweizer von öſterreichiſcher Landeshoheit wäre an und für ſich noch nicht die Losreißung vom Deutſchen Reich gefolgt. Die Verpflichtung zum Gehorſam gegen die kaiſerlichen Befehle, zur Anerkennung der Reichsgerichte, zur Bezahlung der Beiträge zu den Romzügen und anderer vom Reichstage beſchloſſenen Steuern dauerte fort; aber freilich hatte die Reichsgewalt lange verſäumt, dieſe Rechte geltend zu machen. Es wurden keine Reichsvögte oder ſonſtige kaiſerliche Beamte in die eidgenöſſiſchen Städte und Landſchaften geſchickt, keine Matrikel für die Romzüge eingefordert, es wurden den Schweizern Befreiungen von auswärtigen Gerichten ertheilt, und man ließ es geſchehen, daß dieſe Befreiungen auch auf kaiſerliche Gerichte ausgedehnt wurden. Seitdem das Haus Habsburg-Oeſterreich in den bleibenden Beſitz der Kaiſerkrone gekommen war, machten die Eidgenoſſen keinen Unterſchied zwiſchen kaiſerlichen und öſterreichiſchen Rechten und glaubten ſich von beiden eximirt, und bei dem zunehmenden Verfall der kaiſerlichen Gewalt war dieſe nicht im Stande, ihre Rechte und Anſprüche gegenüber den Eidgenoſſen aufrecht zu erhalten. Auch die Vertretung der Schweiz auf den Reichstagen kam ab, nur einzelne Städte ſchickten hin und wieder Geſandte. So lockerte ſich die Verbindung zwiſchen dem Reiche und der Eidgenoſſenſchaft immer mehr. Dieſer thatſächliche Zuſtand wurde in Deutſchland nie als ein berechtigter anerkannt, und unter den Beſchwerden über das Reichsregiment nahm auch die Klage über die Entfremdung und den Abfall der Schweiz eine Stelle ein, man ſah es als eine der Aufgaben einer verbeſſerten Reichsverfaſſung an, daß die Zugehörig-

Digitized by Google

keit der Schweiz zum Reiche festgestellt und die Eidgenossen zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten werden müßten.

Als es sich nun um Errichtung des Schwäbischen Bundes handelte, lag der Gedanke nahe, diese Gelegenheit zu benutzen, um eine Verbindung mit den eidgenössischen Städten und Landschaften herzustellen und dadurch das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Reiche wieder zu beleben. Mehrere schwäbische Städte, wie Rottweil, Konstanz, Ueberlingen, Lindau, Ravensburg standen ja schon seit den Städtebündnissen des 14. Jahrhunderts mit den schweizerischen Städten in Einungen; bei der Berathung über Stiftung des Schwäbischen Bundes wollten einige ihr gemeinsames Bürgerrecht mit Zürich und Sanct-Gallen vorbehalten. Es wäre ganz natürlich gewesen, daß man auch die schweizerischen Städte zum Eintritt in den Schwäbischen Bund eingeladen hätte. Aber eben diese Möglichkeit fürchteten die Schweizer als ein Attentat auf ihre Freiheit. Sie sahen den ganzen Plan der Errichtung des Schwäbischen Bundes als eine gegen ihre Selbständigkeit gerichtete List an, als einen Versuch, sie in die Netze der habsburgischen Politik einzufangen. Als man auf schwäbischer Seite von diesen Besorgnissen der Schweizer hörte, beschloß man alsbald, eine Gesandtschaft an dieselben zu schicken, um die eidgenössischen Behörden über die Absichten des Bundes aufzuklären, die verbreiteten Gerüchte zu widerlegen, und dagegen die Bereitwilligkeit zu freundschaftlichen Verhandlungen und einem ehrlichen Bündniß zu erklären. Auf einem Bundestage zu Eßlingen im März 1488 war ein Beschluß in dieser Richtung gefaßt worden; in einer Sitzung der eidgenössischen Tagsatzung am 15. April entledigten sich die schwäbischen Gesandten ihres Auftrags. Zunächst boten die anwesenden österreichischen Gesandten die guten Dienste ihres Herrn zu Unterhandlungen zwischen dem Bunde und den Eidgenossen an. Aber diese Erklärungen und Anträge hatten nicht die beabsichtigte Wirkung, sie scheinen nur das bestehende Mistrauen noch genährt und bestärkt zu haben. Man ließ die Gesandtschaft zwei Monate auf Antwort warten, und gab ihr schließlich nur einen ablehnenden Bescheid. Zugleich verbreitete sich das Gerücht,

Digitized by Google

die adeligen Herren des Schwäbischen Bundes führten drohende Reden, man werde die schweizerischen Hirten und Bauern schon zu zwingen wissen, und das schwäbische Volk singe Spottlieder auf die Schweizer. Die Franzosen hatten wegen der Soldtruppen, welche sie mit Vorliebe aus der Schweiz zu beziehen pflegten, ein Interesse daran, es zu keinem Bündniß zwischen den Eidgenossen und den Schwaben kommen zu lassen, und hetzten gegen den Bund. Dieser gab seine Bemühungen nicht auf; im December 1488 erschien wieder eine Gesandtschaft des Schwäbischen Bundes in Zürich, um die Versicherung zu überbringen, daß der Bund keineswegs gegen die Eidgenossen gerichtet sei, sondern einzig den Zweck habe, Ruhe und Ordnung zu erhalten, den Fehden und Räubereien entgegenzutreten und etlichen Fürsten, die sich Vergewaltigung schwächerer Nachbarn erlaubten, Widerstand zu leisten. Zugleich war der Gesandte beauftragt, das Bedauern der Bundesstände darüber auszudrücken, daß in Schwaben Spottlieder über die Schweizer gesungen worden seien, und daß man bereit sei, durch Bestrafung der Schuldigen Genugthuung zu geben: bereits habe man einen Erlaß verkündigen lassen, daß niemand im Bunde weder mit Worten, noch Werken sich den Schweizern widerwärtig zeigen dürfe. Die Gesandten, erklärten sie, seien beauftragt, der Eidgenossenschaft die Versicherung zu geben, daß der Bund in Frieden und Freundschaft mit ihr leben wolle und dringend wünsche, in ein Bündniß mit ihr zu treten. Die Vertreter der Eidgenossenschaft erwiderten, sie seien zum Frieden geneigt, wenn der Bund seine Freundschaft mit Werken beweisen und die Zugewandten der Eidgenossenschaft, die Städte Konstanz, Schaffhausen, Sanct-Gallen, unangefochten lassen und nicht zum Eintritt in den Bund nöthigen wolle. Den Antrag zu einem Bündniß wolle man heimbringen und in Erwägung ziehen. Zugleich hatte auch der römische König Maximilian eine Gesandtschaft geschickt, und die Eidgenossen als „merklich hochgeachtete Glieder des Reiches" einladen lassen, den nächsten Reichstag in Speier zu beschicken, und sie zu bitten, ihre Kriegsknechte doch nicht ihm zum Schaden in den Dienst des Königs von Frankreich laufen

Digitized by Google

zu lassen. Der Antrag zu einem Bündniß wurde wenigstens in Erwägung gezogen und ein Tag angesetzt, um darüber zu berathen, aber die meisten eidgenössischen Orte beschickten den Tag gar nicht. Nun wurden von seiten des Bundes zunächst keine weitern Versuche gemacht. Erst zu Anfang des Jahres 1491, als der Ausbruch eines Krieges mit den bairischen Herzogen drohte und der Schwäbische Bund sich nach neuen Allianzen umsah, versuchte man es wieder mit den Eidgenossen, um so mehr, als man hörte, Baiern stehe mit ihnen in Unterhandlungen. Es wurden im Januar 1491 ein städtischer und ein adeliger Bundesrath an die Eidgenossenschaft geschickt, um einen Vertrag anzubieten; die Gesandten hofften diesmal auf günstigen Erfolg und schrieben schon frohlockend nach Hause, aus der bairisch-schweizerischen Einung werde nichts. Aber die Unterhandlungen zogen sich hin, geriethen ins Stocken; endlich wurden die Schwaben mit der Nachricht überrascht, es sei am 16. August 1491 zwischen den beiden bairischen Herzogen und der Eidgenossenschaft zu Luzern ein Vertrag auf fünf Jahre abgeschlossen, worin sich beide Theile verpflichteten, den beiderseitigen Feinden keinen Vorschub zu leisten.

Eine noch entschiedenere Abweisung mußte sich der römische König gefallen lassen. Nachdem er als Erbe des Erzherzogs Sigismund die österreichischen Besitzungen in Schwaben übernommen hatte, erbot er sich auch, in das Bündniß einzutreten, das zwischen Sigismund und der Eidgenossenschaft bestanden hatte. Luzern war nicht abgeneigt, mit ihm darüber in Berathung zu treten, aber Uri und Schwyz mahnten ab, und die Erneuerung des Bündnisses wurde unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben. Als nun Maximilian auf baldigen Abschluß der Verträge drang, und auf den 10. August 1492 eine Tagsatzung nach Schwyz berufen wurde, erklärten dort Schwyz, Uri, Glarus und Zug geradezu, sie wollten nichts mit dem römischen Könige zu thun haben. Ein Hauptgrund dieser Abneigung gegen jede Verbindung mit Maximilian war seine Werbung um schweizerische Soldtruppen und sein Verlangen, die Eidgenossenschaft solle den Ihrigen verbieten, in französische

Digitized by Google

Dienste zu treten. Kurz vor jener Abweisung hatte er auf einem Tage zu Konstanz einen Antrag an die Eidgenossen gebracht, sie sollten ihm 6000 Mann auf sechs Monate in Sold geben. Dies paßte ihnen nicht, weil sie schon durch Verträge mit Frankreich gebunden waren, diesem Soldtruppen zu stellen; denn schon seit 1474 und 1484 bestanden zwischen der Krone Frankreich und den Eidgenossen Verträge, wodurch diese zum französischen Solddienst verpflichtet waren. Sie zogen aber den französischen Dienst dem deutschen schon deshalb vor, weil Frankreich besser und regelmäßiger zahlte als der in beständiger Geldnoth befindliche römische König. Dazu kam, daß sie fürchteten, der Eintritt schweizerischer Soldtruppen in den Dienst des römischen Königs würde als Anerkennung eines Unterthanenverhältnisses angesehen und weitere Folgerungen daraus gezogen werden. Deutscher Solddienst, Anerkennung der Pflicht, dem deutschen Reichsoberhaupte Truppen zu stellen, Theilnahme an dem unter Protection des römischen Königs stehenden Schwäbischen Bunde schienen den Schweizern nur Uebergangsstadien zur Unterwerfung unter österreichische Herrschaft, Verrath an der in heißem Kampfe errungenen Freiheit. Sie wollten mit Maximilian nichts zu thun haben, in keinerlei Bundes- oder Vertragsverhältniß mit ihm eintreten. Diese Sprödigkeit setzten sie auch allen Ansprüchen des deutschen Reichstags auf Annahme seiner Beschlüsse entgegen.

Da auf dem wormser Reichstage von 1495, welcher die wichtigen Beschlüsse über den ewigen Landfrieden, das Reichskammergericht und den gemeinsamen Pfenning faßte, die schweizerische Eidgenossenschaft in ihrer Gesammtheit nicht vertreten war, so wurde eine besondere Gesandtschaft vom Reichstage an die Tagsatzung abgeordnet, um ihr officielle Mittheilung von den gefaßten Beschlüssen zu machen. Schon im Beginn des Reichstages, am 8. Juni, wurden drei Boten an die Eidgenossenschaft abgeschickt mit dem Auftrage, zu erklären, es sei des römischen Königs, der Fürsten und Stände ernstliches Begehren, daß die Eidgenossen als getreue Unterthanen des Reiches dem Unternehmen des französischen Königs in Italien keinen

Digitized by Google

Vorschub, dagegen aber dem römischen Könige treue Hülfe und Beistand leisten. Der König wünsche die Stellung von 10000 Mann, wolle sich aber, wenn diese nicht sogleich aufzubringen wären, auch mit 6000 begnügen. Es wurde das Ansinnen beigefügt, die Eidgenossen sollten ihre Mannschaften aus französischen Diensten zurückberufen und verbieten, daß jemand der Ihrigen etwas gegen den römischen König oder die deutsche Nation unternehme. Diese Botschaft wurde am 23. Juni der Tagsatzung in Luzern vorgetragen, aber es ist nie eine officielle Antwort darauf ertheilt worden.

Es wurde dann im September 1495 eine zweite Botschaft an die Eidgenossenschaft abgesandt, welche am 22. sich ihres Auftrags entledigte und die Eidgenossen aufforderte, als Liebhaber des Friedens und gehorsame Unterthanen des Reiches dem auf dem Reichstage errichteten gemeinen Landfrieden, dem Kammergericht und dem gemeinen Pfenning ihre Anerkennung nicht zu versagen. Auch diesmal enthielt sich die Tagsatzung einer bestimmten Antwort und begnügte sich mit der Versicherung, man zweifle nicht, daß sich die Obern gebührend halten werden; nur Bern erklärte, daß es bereit sei, die dem Reiche schuldigen Pflichten zu erfüllen. Der Rest des Jahres verfloß, ohne daß die Anträge und Mittheilungen des Reichstages auf einer Tagsatzung zur Verhandlung gekommen wären. Dagegen schenkte man entgegengesetzten Anträgen Frankreichs williges Gehör. Eine französische Gesandtschaft war mit großem Pomp aufgetreten, hatte Geschenke und Verheißungen mit vollen Händen gespendet, und bald war die allgemeine Stimmung für ein Bündniß mit Frankreich, das am 1. November 1495 von der Mehrzahl der eidgenössischen Orte, jedoch unter Opposition Berns, abgeschlossen wurde. Da die Tagsatzung der deutschen Gesandtschaft immer noch keine officielle Antwort gegeben hatte, so richteten die königlichen Räthe wiederholte Anfragen an die Tagsatzungsboten und verlangten bestimmte Antwort auf ihr früheres Anbringen in Betreff des Landfriedens, des Kammergerichts und des gemeinen Pfennings, die Erlaubniß, 8000 Mann aus der Eidgenossenschaft zum Romzug des römischen Königs anwerben zu

Digitized by Google

dürfen, und das Versprechen, dem französischen König oder andern Feinden des Reiches weder mit Rath noch mit That Hülfe leisten zu wollen; sie fügten die Drohung hinzu, wenn die Eidgenossen gegen das Reich sich „ungehorsam und verächtlich" erzeigen würden, werde man das geistliche und weltliche Schwert gegen sie zu gebrauchen wissen. Auch dies machte keinen Eindruck auf die Tagsatzungsboten. Sie entschuldigten sich zwar wegen des Reislaufens der Schweizer nach Frankreich, es sei dies wider Willen der Obrigkeit geschehen und sie wollten das Begehren des Königs wegen Soldtruppen heimbringen. In Betreff des schweizerischen Bündnisses mit Frankreich thaten sie gar unschuldig, als wüßten sie nicht, daß das mit dem schuldigen Gehorsam gegen Kaiser und Reich unvereinbar sei. Hinsichtlich des gemeinen Pfennings erwiderten sie, sie hoffen königliche Majestät lasse die Eidgenossenschaft wegen dieser Steuer unbehelligt, auch die frühern Kaiser hätten ja keine Reichssteuer gefordert. Ueber Landfrieden und Kammergericht aber gaben sie gar keine Erklärung ab. Daß sie das Kammergericht nicht anerkennen wollten, hatten sie gegenüber einem über die der Eidgenossenschaft zugewandte Stadt Sanct-Gallen ausgesprochenen Urtheil des Kammergerichts deutlich zu erkennen gegeben. Das letztere hatte nämlich die Stadt Sanct-Gallen in die Reichsacht erklärt. Die Veranlassung war folgende: Ein Bürgermeister Sanct-Gallens, Ulrich Varnbüler, ein hochstrebender, gewaltiger Mann, war von einer Gegenpartei gestürzt und 1490 genöthigt worden nach Deutschland zu fliehen. Da man auch seine Güter eingezogen und zum Theil zerstört hatte, klagte er bei dem Kaiser und den kaiserlichen Gerichten auf Widereinsetzung und Schadenersatz. Der Proceß zog sich in die Länge, er selbst starb darüber, aber seine Söhne, denen das väterliche Erbe vorenthalten wurde, erneuerten die Klage mit großer Betriebsamkeit, und so kam sie auch vor das neuerrichtete Reichskammergericht, das mit dem Eifer einer neuen Behörde sich der Sache annahm und die Stadt Sanct-Gallen zum Schadenersatz und Herausgabe der Varnbüler'schen Güter verurtheilte. Die Sanct-Galler glaubten, es geschehe ihnen großes Unrecht, sie bestritten

Digitized by Google

die Competenz des Kammergerichts und verweigerten dem Urtheil Folge zu leisten. Aber das Kammergericht beharrte auf seinem Spruch und sprach über Sanct-Gallen wegen beharrlichen Ungehorsams die Acht aus. Sanct-Gallen wandte sich an die Eidgenossenschaft. Diese berief sich auf ihre Befreiung von auswärtigen Gerichten; aber die einmal ausgesprochene Acht hatte die Folge, daß die Barnbüler und ihre Anhänger die Gütertransporte der Sanct-Gallischen Kaufleute überfielen und ihren nicht unbedeutenden Handelsverkehr lähmten. Die Eidgenossen nahmen sich ihrer an und schickten Gesandte an Maximilian, um von ihm die Aufhebung der Acht zu erwirken. Dieser erklärte, er könne in den Spruch des competenten Kammergerichts nicht eingreifen, gab jedoch zu verstehen, wenn die Eidgenossen auf seinen wiederholt gemachten Antrag eines Bündnisses eingingen und ihm für seinen Krieg in Italien und gegen Frankreich Mannschaften in Sold gäben, so wollte er in der Sanct-Gallischen Sache schon zu vermitteln suchen. Aber davon wollten die Eidgenossen nichts hören, und nun ließ Maximilian es geschehen, daß die Acht gegen Sanct-Gallen aufs neue verkündet wurde. Die Schweizer wurden nicht müde, ihre Verwendung für Sanct-Gallen zu betreiben, und beschickten den Reichstag, der im August 1496 in Lindau zusammentrat. Dort richteten sie aber nichts aus. Sie mußten bei ihrer Ankunft vernehmen, daß der päpstliche Legat die Schweiz wegen ihres Bündnisses mit Frankreich mit dem Bann bedroht habe. Auch die Reichsstände und die königlichen Räthe machten ihnen Vorwürfe wegen des Bündnisses mit Frankreich und der Vernachlässigung ihrer Pflichten gegen das Reich. Es kam im November 1496 zu heftigen Auftritten. Der Kurfürst Berthold von Mainz, der die Verhandlungen in Lindau leitete, soll den eidgenössischen Gesandten zugerufen haben: „Schickt euch in die Sache, die Zeit ist hier und der Weg ist gefunden, daß man euch Schweizern einen Herrn geben wird, das will ich mit meiner Hand und dem darin" (d. h. mit der Schreibfeder) „zu Wege bringen." Hierauf soll der Stadtschreiber von Zürich geantwortet haben: „Gnädiger Herr! Es haben vormals Etliche

Digitized by Google

das, so Ihr drohet, versucht, sie hatten Hellebarten, die mehr zu fürchten sind als Gänsefedern, und haben es nicht vermocht."

Schweizerische und deutsche Berichte stimmen überein, daß die eidgenössischen Gesandten mit großer Erbitterung von dem Reichstage in Lindau geschieden seien.[1]

Nach solchen Drohungen hätte man glauben sollen, daß es sofort zum Kriege gekommen wäre. Aber wie konnte die Reichsgewalt die Schweizer zur Unterwerfung unter die wormser Beschlüsse zwingen, da sie auch in Deutschland nicht durchgeführt werden konnten? Nur in den wenigsten Territorien ging der gemeine Pfenning freiwillig und regelmäßig ein, Maximilian selbst wagte nicht denselben in den österreichischen Erbländern und den Niederlanden einzufordern, in Baiern sah man denselben als eine auswärtige Steuer an, die erst von den einheimischen Landständen verwilligt werden müßte. Die Ritterschaft wollte überhaupt keine Steuer zahlen, sondern nur persönliche Kriegsdienste leisten. Das Kammergericht, dessen Beisitzer mit ihren Besoldungen auf den Ertrag des gemeinen Pfennings angewiesen waren, löste sich auf, weil die Gehalte nicht flüssig wurden. Unter diesen Umständen war es schwer, die widerspenstigen Eidgenossen zur Erfüllung der Pflichten gegen das Reich anzuhalten. Maximilian wollte es nicht gern zum Bruch kommen lassen, denn er zweifelte, ob das Reich ihn zu einem Executionskriege gehörig unterstützen würde. Auch wollte er die Hoffnung, daß die Eidgenossen doch noch zu einem Bündniß mit ihm sich herbeilassen und ihm zum Kriege in Italien Söldner stellen würden, nicht aufgeben. In der Schweiz herrschte eine kriegerische Stimmung, man vernahm übermüthige herausfordernde Reden. Die Eidgenossenschaft ließ bei dem Könige von Frank-

[1] Auffallenderweise haben wir gar keine genauern Berichte über die mit den eidgenössischen Gesandten gepflogenen Verhandlungen. Sowol die deutschen Reichstagsabschiede von J. J. Müller als die Protokolle der schweizerischen Tagsatzung geben nur Andeutungen. Die oben angeführten Worte finden sich nur in der Fortsetzung von Tschudi's „Helvetia", IV, 485.

Digitized by Google

reich, Ludwig XII., anfragen, wessen sie sich im Falle eines ausbrechenden Krieges zu versehen hätten, worauf sie die ermuthigende Zusage erhielten, er werde sie wie sein eigenes Reich schützen. In Schwaben machte man sich auf einen Einfall der Schweizer gefaßt und rüstete eifrig. Auf einem Tage zu Ueberlingen wurde am 9. April 1497 vom Schwäbischen Bunde ein ausführlicher Vertheidigungsplan vorgelegt, die Punkte bezeichnet, an denen die Schweizer herausbrechen konnten, und die Sammelplätze für die Contingente der Bundesstände festgestellt. Doch gewann bei der Eidgenossenschaft die Friedenspartei noch die Oberhand, besonders war Bern eifrig bemüht, den Sanct-Galler Handel friedlich zu vermitteln. Die oberschwäbischen Reichsstädte, die Herzoge von Baiern und Würtemberg wurden beschickt und um Vermittelung angegangen. Auch zu dem römischen Könige kamen schweizerische Gesandte, und er ließ sich erbitten, eine Vermittelung zu versuchen, ohne auf der Bedingung eines Militärvertrags mit der Schweiz zu bestehen. Unter seinem Vorsitz wurden im September 1497 zu Innsbruck neue Verhandlungen gepflogen, die zu einem Vertrage führten. Sanct-Gallen verstand sich dazu, den Söhnen Varnbüler's ihre Güter herauszugeben, und der König sagte ihnen eine angemessene Entschädigung für Gerichtskosten und sonstigen Schaden zu, auch wollte er den kammergerichtlichen Proceß niederschlagen und Sanct-Gallen von der Acht befreien. Auf diese Bedingungen kam Ende September 1497 ein Vertrag zu Stande, wonach die Brüder Varnbüler entschädigt wurden und das Urtheil des Kammergerichts aufgehoben werden sollte. Ueber die Principienfrage der Competenz des Kammergerichts gegenüber der Eidgenossenschaft war damit nichts entschieden.

Maximilian aber setzte die Unterhandlungen über das Verhältniß des Reiches zur Eidgenossenschaft fort. Der Antrag auf Aufhebung eines andern kammergerichtlichen Urtheils gegen die der Eidgenossenschaft zugewandte Stadt Rottweil gab ihm Veranlassung, auf dem Reichstage zu Freiburg am 12. Juli 1498 den Antrag zu stellen, die Versammlung solle mit den eidgenössischen Botschaftern handeln, daß sie in Zukunft wie

Digitized by Google

andere Unterthanen des Reiches die Reichstage besuchen und mit den andern Ständen des Reiches an den Verhandlungen theilnehmen. Der Reichstag ging mit Eifer darauf ein und wies darauf hin, daß wenigstens diejenigen schweizerischen Städte, welche den Reichsadler im Wappen führten, wie Bern, Solothurn, Luzern, die Reichstage besuchen müßten; aber einen förmlichen Beschluß darüber zu fassen erschien nicht rathsam.

Während des Sommers 1498, von Juli bis September, sandte Maximilian drei Botschaften an die Eidgenossenschaft, um mit Berufung auf ihre Zugehörigkeit zum Reiche das Verlangen an sie zu stellen, sie möchten dem Reiche und ihm, als ihrem rechten Herrn und König mit aller Macht zuziehen, die im französischen Solde stehenden Knechte zurückrufen und ihm gestatten, Anwerbungen für den Krieg mit Frankreich bei ihnen zu machen. Aber als endlich am 26. September die Vertreter sämmtlicher Orte zusammenkamen, um darüber zu beschließen, gaben sie eine entschieden ablehnende Antwort. Hiermit hatten die Verhandlungen zwischen dem Reiche und den Eidgenossen ihr Ende erreicht, und es schien kein anderer Weg zur Lösung der Frage über die Verpflichtung der Eidgenossenschaft zum Gehorsam gegen das Reich übrig zu sein, als die Anwendung der Waffengewalt. Aber diesen Weg wollte Maximilian in Betracht der Schwierigkeit, die erforderliche Unterstützung zu gewinnen, noch nicht betreten.

Zufällige Verwickelungen brachten den Krieg doch zum Ausbruch. Eine Folge des gesammten Verhältnisses zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft war, daß beide in den Grenzgebieten festen Fuß zu fassen suchten. Ein solches war das Münsterthal an der Grenze des Engadin. Hier griff das Gebiet der sogenannten Gotteshausleute, welche unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs von Chur standen, aber zum Schutz ihrer Rechte und Freiheiten als Zugewandte an die Eidgenossenschaft sich angeschlossen hatten, und das der Grafschaft Tirol ineinander, beide hatten Ansprüche auf die Kastenvogtei des Klosters Münster. Schon längst hatte der Bischof von Chur sich bemüht, mit Maximilian, als dem dermaligen Herrn von Tirol,

Digitized by Google

eine klare Auseinandersetzung der beiderseitigen Rechte zu Stande zu bringen; aber der vielbeschäftigte Maximilian hatte immer noch nicht Zeit gehabt, dieser Angelegenheit einen Tag zu widmen. Während er wieder einmal in Geschäften in den Niederlanden war, ergriff einer seiner tirolischen Räthe, welcher in einer Privatangelegenheit an den Eidgenossen sich zu rächen verlangte, die Gelegenheit, eine Fehde zwischen der Schweiz und der tirolischen Regierung anzustiften; er ließ plötzlich das Münsterthal mit österreichischen Truppen besetzen. Dies wollten die eidgenössischen Insassen nicht hinnehmen; sie überfielen die Oesterreicher und tödteten 18 Mann derselben. Die tirolische Regierung ging darauf den Schwäbischen Bund um Hülfe an.

Es wurde ein Bundestag nach Konstanz berufen und beschlossen, eine Heeresmacht von 2000 Mann aufzubieten. Aber auch die Münsterthaler suchten Hülfe und wandten sich an ihre Schutzherren, die eidgenössischen Behörden. Diesen scheint die Gelegenheit, um gegen Oesterreich loszubrechen, willkommen gewesen zu sein. Sechs eidgenössische Orte ließen ihre Mannschaft sogleich ausrücken. Der Bischof von Chur gab sich alle Mühe, den Streit zu schlichten, und unter seiner Vermittelung wurden Lichtmeß 1499 die Friedensbedingungen festgesetzt, die definitive Entscheidung aber dem römischen Könige und dem Kammergericht vorbehalten. Schon begannen die beiderseitigen Mannschaften, welche im obern Rheinthal Stellungen eingenommen hatten, wieder abzuziehen; aber als die Banner von Luzern und Schwyz am Schloß Gutenberg vorüberzogen, das von österreichischen Landsknechten besetzt war, riefen diese den Schweizern zu: „Ihr Kühgeyer, wa wendt ihr?", und begleiteten die höhnenden Zurufe mit einigen Büchsenschüssen. Die Neckereien wiederholten sich und dauerten mehrere Tage, auch mehrten sich auf beiden Seiten die Mannschaften; die schwäbischen Landsknechte überschritten am 6. Februar den Rhein, und da sie Widerstand fanden, schossen sie, und damit war der Krieg erklärt und begonnen. Er verbreitete sich von dem obern Rheinthal bis gegen Basel, aber es war mehr ein Angriffskrieg der Schweiz gegen Deutschland, als eine Straf-

Digitized by Google

vollziehung an ungehorsamen Unterthanen. Die eidgenössischen Banner zogen kampfesmuthig aus, um sich gegen vermeintlich unbefugte Zumuthungen zu vertheidigen, und griffen die ganz ungenügend gerüsteten Truppen des Schwäbischen Bundes an mehrern Punkten mit unerwartetem Erfolge an. Der erste bedeutende Sieg, den sie errangen, war ein Ueberfall bei Hard am Bodensee, zwischen Fußach und Bregenz, wo am 20. Februar eine Schar Schweizer auf die Vorposten des Schwäbischen Bundesheeres stieß, woraus sich ein Gefecht entwickelte, in welchem eine große Anzahl Deutscher theils erstochen wurden, theils in die Sümpfe des Seeufers gedrängt, im Wasser ihren Tod fanden. Um dieselbe Zeit machten die Mannschaften von Solothurn, Freiburg, Zürich einen Raubzug ins Hegau, der hauptsächlich den Zweck hatte, den schwäbischen Adel, der zum Kriege gegen die Schweiz getrieben und übermüthig geprahlt und geschmäht hatte, zu züchtigen. Viele Schlösser und Dörfer, wie Randeck, Homburg, Roseck, Staufen, wurden dabei eingenommen, geplündert und zerstört, und die Bewohner mit Hohn ausgetrieben.

Während dieser Vorgänge wurden von verschiedenen Seiten Versuche zur Vermittelung gemacht, die Bischöfe von Konstanz, Basel, Straßburg, die elsässischen Städte, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Mailand boten ihre Dienste an; aber die Eidgenossen waren zu sehr erbittert, um friedlichen Vorschlägen williges Gehör schenken zu können, auch hatte Frankreich geschürt und zur Fortsetzung des Krieges ermuthigt. Auf einer Tagsatzung zu Zürich am 1. März hatte es eine bedeutende Geldhülfe, Lieferung von schwerem Geschütz sammt Schießbedarf und allerlei Vergünstigungen angeboten unter der Bedingung, daß die Eidgenossenschaft freie Werbung gestatte, und ihren Leuten verbiete, gegen Frankreich zu dienen. Darauf hin setzten die Schweizer ihre Rüstungen fort, und aus allen Bundesländern eilte die streitbare Macht zu ihren Bannern.

Nicht so eifrig und einmüthig war man in Deutschland. Man betrieb die Rüstungen zu dem Kriege, bei dem es sich doch um die nationale Ehre handelte, mit unbegreiflicher Langsamkeit

Digitized by Google

und Kargheit. Während die Schweizer im Monat Februar schon auf verschiedenen Punkten gelungene Einfälle nach Deutschland gemacht, und den Einwohnern manchen Schaden zugefügt hatten, versammelten sich die Stände des Schwäbischen Bundes erst am 8. März in Ueberlingen, um zu berathen, was zu thun sei. Es wurde zwar beantragt, das volle Contingent des Bundes, 20000 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd, aufzubieten. Aber damit waren gar nicht alle einverstanden. Dieser Aufwand schien manchen, besonders den Städten, gar zu beschwerlich. Es ließen sich einzelne Stimmen hören, welche meinten, es sei nicht nöthig, daß man gleich mit ganzer Macht ausrücke, man solle sich vorerst auf die Vertheidigung beschränken, dann werde es an der Hälfte genügen. Auch meinten die Schwäbischen Bundesstände, es sei auch nicht nöthig, daß der Schwäbische Bund die ganze Last des Krieges auf sich nehme, er sei ebenso gut auch Sache des Reiches. Deshalb wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an den römischen König zu schicken und ihn zu bitten, daß er kommen und helfen möge und ein allgemeines Aufgebot erlasse. Es war freilich ein großer Uebelstand, daß er nicht zur Stelle war, als der Krieg ausbrach. Er hatte sich nach der gelungenen Vermittelung in der Sanct-Galler Sache, welche die Spannung zwischen dem Reiche und der Eidgenossenschaft auf eine Weile beschwichtigen zu können schien, in die Niederlande begeben, wo es sich darum handelte, den Besitz des Herzogthums Geldern für sein Haus zu sichern. Dort gab er den Gesandten des Schwäbischen Bundes freundliches Gehör und versprach, baldmöglichst nach Schwaben zu kommen, des Reiches Banner aufzupflanzen und ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Einstweilen ernannte er seinen Schwager, den Herzog Albrecht von Baiern, zum obersten Feldhauptmann des Reiches.

Ehe die in Ueberlingen beschlossenen Rüstungen des Schwäbischen Bundes recht in Wirksamkeit traten, erneuerten die Eidgenossen ihre Angriffe auf das deutsche Gebiet. Am 22. März griff eine eidgenössische Freischar, aus Bernern, Solothurnern und Luzernern bestehend, eine ziemlich starke Abtheilung Bundes-

Digitized by Google

truppen in der Nähe von Basel an, bei der dornacher Brücke über die Birs, und sie erfochten einen schnellen Sieg, indem die Feinde, aus geringem städtischen Söldnervolk bestehend, alsbald schmählich die Flucht ergriffen. Einige Wochen später, am 11. April, gelang es einmal den Würtembergern und Badenern, einige schweizerische Dörfer am Untersee, Ermatingen, Mannenbach und Trieboltingen zu überfallen und zu plündern, und sie meinten schon der Gegend Herr zu sein und dem Genuß der Beute sich überlassen zu können. Da sammelten sich die Schweizer, durch das rasch angeordnete Sturmläuten zusammengerufen, auf einer südwestlich über Konstanz gelegenen Waldhöhe, dem sogenannten Schwaderloch, und stürzten sich mit Wuth auf das zerstreute schwäbische Fußvolk, das nun die Flucht ergriff. Ueber 1000 blieben auf dem Schlachtfelde und fast ebenso viele fanden im Bodensee, auf überladenen Schiffen untersinkend, ihren Tod! Mehrere tapfere schwäbische Ritter, die sich als leidenschaftliche Schweizerfeinde bemerklich gemacht hatten, kamen dabei um.

Auch auf die österreichische Grenze dehnten die Schweizer ihre Angriffe aus. Auf einer Hochebene zwischen Fraſtenz und Feldkirch hatte ein österreichisches Heer, großentheils aus tiroler Landwehr bestehend, eine befestigte Stellung genommen. Dieses wurde von den im Rheinthal stehenden eidgenössischen Bannern auf den Rath eines kühnen Urners, Heinrich Wolleb, der sich in französischen Diensten zum Offizier ausgebildet hatte, am 20. April durch Umgehung des Berges angegriffen, und es kam sowol auf dem Berge als nachher unten an der Ill zu einem blutigen Treffen, in welchem die Schweizer einen vollständigen Sieg errangen.

Die Kunde von diesen sich häufenden Niederlagen bewog den König endlich, nach Süddeutschland zu eilen. Die Ernennung des Herzogs Albrecht von Baiern zum Feldhauptmann hatte nicht viel geholfen. Er zögerte mit dem Betrieb der Rüstungen, und es kam ihm wenig Vertrauen entgegen. Man bezweifelte seine Befähigung zum Heerführer, es hieß, er sei von jeher mehr Student und Schreiber als Kriegsmann gewesen. Auch

Digitized by Google

in jenem Streit mit dem Schwäbiſchen Bunde war er ja dem Kampfe ausgewichen, und hatte ſich eilends auf Unterhandlungen eingelaſſen, als er ſah, daß es Ernſt werden ſollte. Auch war der ſchwäbiſche Adel unzufrieden damit, daß ein Baier zu ihrem Feldhauptmann beſtellt werde, es ſei nicht der Brauch, daß ein Baier über freie Schwaben befehle. Am 21. April erſchien Maximilian in Freiburg im Breisgau und erließ von dort aus ein Manifeſt gegen die Eidgenoſſen, das dieſe ſehr erbitterte. Ihr Bund, ſagte er, werde unweislich von der Welt geehrt. Denn wider Gott, Ehre und Recht hätten ſich die drei Orte gegen ihre natürlichen Herren, die Grafen von Habsburg, verſchworen und auch ihre Inſaſſen und Anſtößer, die zuvor der Habsburger und des römiſchen Reichs Unterthanen geweſen ſeien, in ihre Vereinigung genöthigt. Er beſchuldigte ſie des Haſſes gegen die deutſche Nation. Indem er den bisherigen Verlauf des Krieges erzählte, geſtand er doch die bisherigen Niederlagen des Schwäbiſchen Bundes und der Oeſterreicher nicht ein, und behauptete, die Eidgenoſſen hätten eigentlich mehr Schaden gelitten als die vom Reiche. Nun werde aber die Gefahr für Deutſchland immer größer, und darum ſei er erſchienen, um des Reiches Banner aufzuwerfen und dem Feinde kräftigen Widerſtand zu leiſten. Er war wirklich von dem Gedanken beſeelt, die Eidgenoſſen mit aller Macht zu ſtrafen und den Krieg gegen ſie ernſtlich zu betreiben. Am 28. April kam er nach Ueberlingen und ließ in der dortigen Stadtkirche das Reichsbanner aufpflanzen zum Zeichen, daß der gegenwärtige Krieg ein Reichskrieg ſei. Als er das Heer des Bundes muſterte, zeigte es ſich, daß nicht einmal das halbe Aufgebot des Bundes (10000 Mann), das am 8. März zu Ueberlingen beſchloſſen worden war, vollzählig ſei. Er verlangte daher auf dem Bundestage zu Ravensburg, der in den erſten Tagen des Mai gehalten wurde, nicht nur ſchleunige Ergänzung, ſondern Aufſtellung des vollen Contingents von 20000 Mann. Er ſtieß aber damit auf ſtarken Widerſpruch, man ſtellte ihm vor, wenn man ſo große Anforderungen mache, ſo ſei zu beſorgen, daß das Volk abfallen und ſich auf die Seite der Schweizer ſchlagen werde,

Digitized by Google

wozu im Hegau große Neigung sich zeige. Auch meinten die Bundesstände, da der Handel mit den Eidgenossen das ganze Reich angehe, so könne man nicht verlangen daß der Bund die Hauptlast des Krieges trage. Maximilian wurde sehr übler Laune über diese Widerwilligkeit der schwäbischen Stände, mußte sich aber doch mit Ergänzung des halben Bundescontingents begnügen, welche beschlossen wurde, unter der Bedingung, daß auch das Reich seine Schuldigkeit thue. Wirklich sandten auch einzelne Reichsstände ansehnliche Zuzüge, wie Kurpfalz, die Bischöfe von Würzburg und Speier, die Stadt Nürnberg; aber zu einem Eintreten der gesammten Reichsmacht kam es nicht. Die Vervollständigung des Bundesheeres vollzog sich langsam und unter großen Schwierigkeiten. Die Bundesräthe mußten die Ihrigen wiederholt mahnen, die fehlende Mannschaft zu schicken. Nur die Stadt Ulm, welche von Maximilian gebeten worden war, schweres Geschütz zu liefern, leistete über ihre Schuldigkeit und zeigte großen Eifer. Der Herzog von Würtemberg versprach mit ganzer Macht zuzuziehen. Maximilian zog sein Söldnerheer aus den Niederlanden herbei und versprach sich von demselben große Wirkung. Auch in Tirol sammelte er kriegstüchtige Mannschaft. Mit diesen und dem Zuzug der schwäbischen Mannschaft wollte er im Gebirge und am Bodensee operiren, und schließlich mit einem Hauptschlage dem Kriege ein Ende machen. Aber während die Truppenmacht, die er zusammengerufen hatte, noch in der Sammlung begriffen war, traf ihn die Kunde von einer bedeutenden Niederlage. Auf der Malser Heide, einer schönen mit Gras bedeckten Hochebene, nahe am Ursprunge der Etsch, wurde eine Abtheilung Tiroler, darunter wohlgerüstete Mannschaft — der sogenannte stählerne Haufen — am 22. Mai von den Graubündenern und Engadinern überfallen und ungeachtet tapfern Widerstandes aus ihrer Stellung verdrängt und theils zusammengehauen, theils in wilde Flucht aufgelöst. Sieben Tage nachher kam der König auf die Stätte des Unglücks und ließ sich von den Hauptleuten den Hergang ausführlich berichten, aber nicht entmuthigen. Er traf Anordnungen zur Wiederherstellung der Befestigungen, suchte

Digitized by Google

das Volk durch freundlichen Zuspruch aufzurichten und sorgte für Zufuhr von Lebensmitteln.

Gleichzeitig (21. Mai) fiel ein großes eidgenössisches Heer ins Hegau ein, wurde jedoch schon nach einigen Tagen durch zwei würtembergische Scharen, die unter Führung zweier Grafen von Fürstenberg einrückten, zum Rückzuge genöthigt. Doch konnte dieses nicht verhindern, daß wieder eine Anzahl Dörfer verwüstet und geplündert wurden. Unter diesen Umständen drang bei den Behörden des Schwäbischen Bundes die Ueberzeugung durch, daß eine energischere Rüstung durchaus nöthig sei, und man beschloß auf einem Bundestage zu Ueberlingen am 7. Juni das Aufgebot des vollen Bundescontingents von 20000 Mann. Oesterreich und Würtemberg sollten je 4000 Mann und 400 Reiter stellen, der Adel und die Städte 8000 zu Fuß und 400 zu Pferd. Am 1. Juli sollte das ganze Heer in Ueberlingen versammelt sein. Maximilian, der am 24. Juni von Landeck in Tirol aus eine dringende Mahnung an den Schwäbischen Bund erlassen und befohlen hatte, ihm mit aller Macht nach Bregenz zu Hülfe zu ziehen, änderte seinen Plan und kam am 7. Juli auch nach Ueberlingen, wo er aber die Mannschaft noch nicht vollzählig fand. Von dort begab er sich nach Konstanz, wo er mit einem großen Gefolge von Reichsfürsten feierlich einzog. Der Markgraf Friedrich von Ansbach, die Herzoge Albrecht von Sachsen, Georg von Baiern, der damals erst zwölfjährige Herzog Ulrich von Würtemberg, der Markgraf Philipp von Baden waren um das Reichsoberhaupt versammelt. Auf drei Seiten sollten die Eidgenossen angegriffen werden, bei Solothurn, bei Feldkirch und bei Konstanz. Hier standen 12500 Mann, welche der König am 16. Juli musterte. Noch an demselben Tage wollte er die Eidgenossen, welche 15000 Mann stark auf dem Schwaderloch, einer waldigen Anhöhe eine halbe Stunde südlich von Konstanz, eine drohende Stellung eingenommen hatten, angreifen. Aber jetzt, wo es den Anschein hatte, es könnte durch eine entscheidende Schlacht dem ganzen Kriege ein Ende gemacht werden, wurden die Berechnungen des Königs durch die Haltung der Heerführer

Digitized by Google

zunichte gemacht. Sie weigerten sich geradezu, den Kampf zu beginnen. Es ist nicht ganz klar, war es Muthlosigkeit oder Unbotmäßigkeit aus politischen Gründen. Ein Theil der Hauptleute erklärte, ihre Leute seien noch hungerig und müde vom Marsch, andere meinten, man solle noch warten, bis alle bündischen Contingente vollständig da seien. Einige städtische Führer erklärten, sie seien von ihrer Obrigkeit nur angewiesen, die Stadt Konstanz zu beschützen, nicht aber das Schweizerheer anzugreifen. Ein Theil des Adels meinte, der König solle doch nicht sein und so vieler Ehrenleute Leben an die schnöden, bösen Bauern wagen, es sei leicht, daß man großen Verlust an kleinen Gewinn setze. Es scheint, daß Sympathie mit den Schweizern doch der Hauptgrund der Weigerung gewesen ist. Dies scheint auch Maximilian geglaubt zu haben. Denn zornig warf er den eisernen Waffenhandschuh hin, mit den Worten: „Es ist freilich nicht gut, Schweizer mit Schweizern zu schlagen." Doch gab der König seine Sache noch nicht ganz verloren, er fuhr von Konstanz nach Lindau, um von dort aus in den obern Gegenden noch einen Versuch zu machen. Dort traf ihn die Hiobspost, daß am 22. Juli das niederländische Heer, welches durch Contingente elsässischer und oberrheinischer Reichsstände vermehrt, zur Unterstützung des bei Konstanz beabsichtigten Hauptschlags heranrücken sollte, bei der Burg Dorneck an der Birs, südlich von Basel, von den Solothurnern überfallen und beinahe vernichtet worden sei, und der Führer, Graf Heinrich von Fürstenberg, das Ungeschick seiner Führung mit dem Tode gebüßt habe. Auf dieses Heer, das etwa 16000 Mann stark war und großentheils aus alten österreichischen Kerntruppen bestand, hatte Maximilian seine Hoffnung gesetzt. Es war daher ein sehr schwerer Schlag für ihn, daß auch diese Stütze versagte. Er machte noch einmal Versuche, den Schwäbischen Bund zu neuen Anstrengungen zu bewegen, aber überzeugte sich bald, daß eine energische Fortsetzung des Krieges für jetzt nicht möglich sei. Die Friedensvermittelungen, die während des ganzen Krieges nicht geruht hatten, konnten jetzt auf Erfolg rechnen, da auch die Eidgenossen des Krieges müde waren. Besonders

Digitized by Google

war es dem Herzog von Mailand, Lodovico Sforza, an Herstellung des Friedens gelegen, weil er den Beistand des Schwäbischen Bundes gegen Frankreich zu gewinnen hoffte und verhindern wollte, daß die Eidgenossenschaft, um die Unterstützung Frankreichs zu gewinnen, sich mit diesem in eine engere Verbindung einließe. Schon im Juli hatte er auf einer Tagsatzung zu Luzern seine Vermittelung angeboten, und trotz der Gegenbemühungen der anwesenden französischen Gesandten Anklang gefunden. Schon während Maximilian in Konstanz war, fand ein mailändischer Gesandter bei ihm Gehör, und am Tage nach der Schlacht bei Dornach überbrachte dieser der eidgenössischen Tagsatzung Friedensvorschläge des römischen Königs. Am 18. August fanden sich eidgenössische Boten, Bevollmächtigte des römischen Königs und ein mailändischer Gesandter in Basel ein, und begannen die Unterhandlungen, bei denen sich später auch als ungebetener Gast ein französischer Gesandter eindrängte. Maximilian verlangte in erster Reihe Unterwerfung der Schweizer unter das Reich. Als Reichsunmittelbare sollten sie auch dem Reiche Gehorsam schwören, Reichssteuer zahlen und Kriegshülfe leisten. Von den ehemaligen Habsburgischen Unterthanen, welche sich factisch losgemacht hatten, wollte der König nicht gerade verlangen, daß sie Oesterreich den Eid der Treue schwören, nur sollten sie den Frieden halten, den die Eidgenossen in alten Zeiten mit dem Hause Habsburg geschlossen, dann wolle der König ihnen Schutz und Schirm gewähren und den eidgenössischen Bund als rechtlich bestehend anerkennen. Diesen Vorschlägen standen die Forderungen der Eidgenossen schroff entgegen, sie wollten nicht nur reichsunmittelbar und reichsfrei, sondern von allen Verpflichtungen gegen das Reich los und ledig, und namentlich von allen ausländischen Gerichten, zu welchen sie auch das Kammergericht zählten, sowie von allen Reichssteuern, gemeinem Pfenning und allen vom Reichstage angesetzten Anschlägen frei sein. Auch verlangten sie, daß die Stadt Konstanz, welche kurz vor dem Kriege in den Schwäbischen Bund aufgenommen worden war, aus demselben entlassen und auch in Zukunft in keinen andern Bund deutscher Reichsstände

Digitized by Google

aufgenommen werde. Besondern Werth legten sie auch darauf, daß das Landgericht im Thurgau, das einst Kaiser Sigismund an die Stadt Konstanz verpfändet hatte, aber im letzten Kriege von den Schweizern besetzt und erobert worden war, definitiv ihnen abgetreten werde. So weit auch die beiderseitigen Forderungen auseinandergingen, so suchte man doch eine Verständigung. Die Eidgenossen wollten sich als Glieder des Reiches bekennen, nur sollte man sie mit beschwerlichen Zumuthungen verschonen, das heißt aus der formellen Reichsangehörigkeit keine praktischen Folgen ziehen und die Processe, welche zwischen dem Reiche und den Eidgenossen und ihren Schutzverwandten schwebten, niederschlagen. Schlimme Nachrichten von den Fortschritten der französischen Waffen in Italien bestimmten den römischen König, am 22. September 1499 in Basel einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der eigentlich nur Nebendinge entschied, die Hauptfrage aber unentschieden ließ. Die österreichischen Grenzgebiete in Graubünden, welche in ein Schutzverhältniß zu der Eidgenossenschaft getreten waren, sollten zwar dem römischen König, als ihrem Landesherrn, Gehorsam schwören, aber doch in dem bisherigen Bundesverhältniß mit den Eidgenossen bleiben. Die Streitigkeiten zwischen den Eidgenossen und dem Schwäbischen Bunde sollten durch ein Schiedsgericht entschieden werden, namentlich auch der Besitz des Landgerichts im Thurgau, welches dann wirklich durch den Herzog von Mailand den Eidgenossen zugesprochen wurde. Ueber die Zugehörigkeit der Schweiz zum Deutschen Reiche, über ihre Verpflichtung zur Anerkennung des Kammergerichts, zur Bezahlung des gemeinen Pfennings, zur Leistung von Kriegshülfe in Reichskriegen wurde in der Friedensurkunde gar nichts ausgesprochen, aber eben damit, daß die Rechte des Reiches bei dieser Gelegenheit nicht geltend gemacht wurden, wurde thatsächlich auf dieselben verzichtet. Der Zweck, zu welchem der Krieg eigentlich unternommen worden war, die dem Reiche entfremdete Eidgenossenschaft wiederzuerobern, war vollständig gescheitert.

So viel auch Spöttereien des Volkes, übermüthige, drohende Reden des schwäbischen und österreichischen Adels den Gegensatz

Digitized by Google

gegen die Schweizer verschärft und zum Ausbruch des Krieges beigetragen hatten, so war doch der Schweizerkrieg bei dem Volke unpopulär, besonders in den schwäbischen Städten herrschte viel Sympathie mit den Schweizern. Ein großer Theil der Schwäbischen Bundesstände sah die Behauptung der Reichsgewalt über die Eidgenossen nicht als eine nationale Ehrensache an, sie hatten kein Verständniß dafür, daß es die Aufgabe des Schwäbischen Bundes sei, die Reichsgewalt zu ergänzen und sie in dem Bemühen, die vom Reiche entfremdeten Glieder wieder in den Gehorsam gegen die Reichsgesetze zurückzuführen, zu unterstützen. Sie betrachteten das Aufgebot der Bundesmacht gegen die Eidgenossen nur als eine Dienstleistung für den römischen König zum Behuf der Unterwerfung der Schweiz unter die Herrschaft des Hauses Habsburg. Und wenn sie auch die Ansprüche, die der römische König an die Eidgenossen machte, als eine berechtigte Reichsangelegenheit gelten ließen, so meinten sie doch, man könne ihnen nicht zumuthen, die Hauptlast des Krieges zu tragen, dieser sei vielmehr Sache des ganzen Reiches und aller übrigen Reichsstände, nicht blos der Provinz Schwaben. Dazu kam noch, daß sie specielle Sympathien für die Schweizer hatten, in welchen sie ihre Stammesgenossen sahen. Auch meinten sie, die schweizerischen Städte hätten nicht so unrecht, wenn sie auf ihre Unabhängigkeit vom Reiche hielten und sich die Anschläge des Reichstages nicht auferlegen lassen wollten.

Der Schwäbische Bund, der so manche Fehde durch schnelles und kräftiges Einschreiten im Entstehen unterdrückt hatte, der die mächtigen bairischen Herzoge durch Beharrlichkeit und durch rasche Aufstellung einer imponirenden Truppenmacht zur Nachgiebigkeit gezwungen hatte, entsprach im Schweizerkriege keineswegs dem Rufe seiner Machtstellung, und erlitt in militärischer und politischer Beziehung eine vollständige Niederlage. Schon bei dem Beginn des Krieges, als der Angriff der Eidgenossen eine schleunige, kräftige Hülfeleistung erforderte, ließ er es an dem sofortigen Aufgebot einer dem Zweck entsprechenden Truppenmacht fehlen, und beschränkte sich auf zögernde Vertheidigung und Aufgebot des halben Bundesheeres. Und selbst dieses halbe

Digitized by Google

Contingent wurde von den meisten Bundesständen nicht vollzählig gestellt. Die lahme, karge Kriegsrüstung des Schwäbischen Bundes stach von dem begeisterten patriotischen Kampfeseifer der Eidgenossen gewaltig ab. Bei der Kriegführung selbst fehlte es durchaus an einheitlicher, geschickter, umsichtiger Leitung. Die Bundestruppen waren an den wichtigsten Punkten nicht vorhanden, ließen sich einmal über das andere überrumpeln und in den ungünstigsten Stellungen zum Kampfe nöthigen. Eine Reihe der schlimmsten Niederlagen wurde dadurch herbeigeführt. Unstreitig war der Misserfolg solcher Kriegführung durch Mängel der militärischen Organisation, durch Schwerfälligkeit, Ungeschick, Leichtsinn verschuldet, aber es fehlte auch an entschiedenem Willen, an Patriotismus und Opferwilligkeit.

Der Schwäbische Bund wollte die Unterwerfung der Eidgenossenschaft unter das Reich und den römischen König gar nicht ernstlich. Viele fürchteten, wenn der römische König die Schweizer zwinge, ihre Truppen zu den Kriegen gegen Frankreich zu stellen, so werde er auch an den Bund in dieser Beziehung größere Anforderungen machen; wenn die Eidgenossenschaft sich zu der Entrichtung eines gemeinen Pfennings verstehen müsse, so werde man denselben auch in Schwaben strenger einfordern. Wenn die Eidgenossenschaft zu der Anerkennung des Kammergerichts gezwungen würde, so müßten auch die Bundesstände ihre Händel vor das Reichsgericht bringen, und die Schiedsgerichte des Schwäbischen Bundes, auf die man so großen Werth legte, müßten dann bedeutend von ihrer Wirksamkeit und ihrem Einfluß verlieren. Die Städte hatten so eifrig darüber verhandelt, daß für städtische Angelegenheiten ihnen ein städtischer Richter gesetzt werde. Diese Ansprüche konnten sie dann gegenüber dem Kammergericht, das voraussichtlich vorwiegend mit adeligen und fürstlichen Richtern, mit studirten Richtern besetzt wurde, nicht mehr geltend machen.

Dazu kam, daß man im Schwäbischen Bunde fürchtete, die Besiegung der Eidgenossen würde auch eine Erneuerung der Habsburgischen Ansprüche auf Güter und Rechte in den schweizerischen Städten und Landschaften zur Folge haben, diese

Digitized by Google

Ausdehnung der Habsburgiſchen Landeshoheit aber möchte dann auch den reichsunmittelbaren Gebieten in Schwaben gefährlich werden.

Aus dieſen Gründen war es den ſchwäbiſchen Ständen gar nicht ſo ſehr darum zu thun, daß die Eidgenoſſen vollſtändig beſiegt wurden. Die Abwehr der Angriffe und Einfälle der Schweizer genügte ihnen vollkommen, aber die vollſtändige Beſiegung und Unterwerfung, ſei es unter die Reichsgewalt, ſei es unter die Herrſchaft des Hauſes Habsburg, ſchien nicht im Intereſſe des Schwäbiſchen Bundes zu ſein, und deshalb waren ſeine Mitglieder und Führer nicht geneigt, für den Kampf gegen die Eidgenoſſen große Opfer zu bringen. Die Zumuthung dazu ſchien den Schwäbiſchen Bundesſtädten und dem Adel eine unberechtigte, der Krieg ein Dienſt für eine fremde Sache. Deshalb war das ſchmähliche Ergebniß des baſeler Friedens dem Bunde gar nicht ſo unwillkommen. Der Bund hatte ſeine Niederlage nicht ohne Abſicht ſelbſt herbeigeführt und ſich demnach ſelbſt das Urtheil geſprochen.

Digitized by Google

Johan van Oldenbarnevelt.

Der Advocat von Holland.

Von

Dr. K. Theodor Wenzelburger in Amsterdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Man wird kaum einen zweiten Mann in der Geſchichte finden können, der im Verhältniß zu ſeiner Bedeutung in ſolche Vergeſſenheit gekommen iſt, als Oldenbarnevelt, der größte Staatsmann, der jemals an der Spitze der Republik geſtanden, und ohne den die Schöpfung des großen Schweigers nach menſchlicher Berechnung wieder zuſammengebrochen wäre. Denn ebenſo wie jener den Grundſtein zur Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande gelegt hat, ſo iſt der Advocat von Holland der Stifter der Republik geweſen; war es ihm auch nicht vergönnt, der Sache, der er diente, ſolche Opfer zu bringen wie Oranien, ſo hat er ſeinem Lande doch mit dem Aufwand aller ſeiner Kräfte und mit einer Intenſität des Pflichtbewußtſeins gedient, daß man oft nicht weiß, worüber man mehr ſtaunen muß, über den genialen, intuitiven, ſtaatsmänniſchen Blick, der für die ſchwierigſten und verzweifeltſten Lagen ſofort die richtige Diagnoſe ſtellte und die geeignetſten Mittel gebrauchte — oder über die wunderbare Sicherheit, mit der er die Hinderniſſe aus dem Wege räumte, an denen auch über die Mittelmäßigkeit ſich erhebende Staatsmänner zu ſtraucheln pflegen, und über die beinahe mathematiſche Berechnung, mit dem er das vorgeſteckte Ziel erreichte

Und doch ſind für dieſe relative Vergeſſenheit ſehr triftige Gründe anzugeben. Einmal wiſſen wir vom Privatleben Oldenbarnevelt's ſo gut wie nichts, er tritt uns nur als der eherne Staatsmann entgegen mit der gefurchten Denkerſtirn, der in ſeiner beſcheidenen Wohnung hinter Actenbündeln verborgen die Geſchicke ſeines Landes leitet und mächtig in die europäiſche Diplomatie eingreift; wir wiſſen, daß ſein Einfluß die Staaten

Digitized by Google

von Holland beherrſchte, daß jede irgendwie eingreifende Maßregel von ihm vorbereitet, formulirt, vertheidigt und ſchließlich durchgebracht wurde; aber was wir nicht wiſſen und wovon auch niemals der Schleier wird gelüftet werden können, iſt die nähere Art und Weiſe, wie er ſeine Aufgabe durchzuführen pflegte, und welche Mittel er anwandte, um etwaigen Widerſtand zu beſeitigen. Schlägt man die Regiſter zu den Reſolutionen der Staaten von Holland auf, ſo findet man zwar gewiſſenhaft jeden Beſchluß verzeichnet, von ſeinem Einfluß und ſeinem perſönlichen Eingreifen kein Wort. Die Discuſſionen wurden in der Weiſe geheimgehalten, daß, als van Meteren im Jahre 1599 ſein Geſchichtswerk herausgegeben hatte, er von den Generalſtaaten zur Verantwortung darüber gerufen wurde, „wer ihm das, was in ihrer Verſammlung vorgekommen ſei, an die Hand gethan hätte“?[1] Dies lag aber — und dies iſt auch ein weiterer Grund dieſer relativen Vergeſſenheit — wie Hugo Grotius ausdrücklich bemerkt, an der Art des niederländiſchen Regierungsſyſtems, wo alles im Namen der Staaten geſchah und wo es eine Unbeſcheidenheit geweſen wäre, den Namen der einflußreichen Mitglieder nur zu nennen. Trotzdem wußten die Zeitgenoſſen recht gut, daß unter „hunne Hoogmogende Heeren de Staaten-Generaal“ niemand anders als leitendes Element zu verſtehen war, als Oldenbarnevelt, daß ſich an ihn die Großen und Fürſten der Erde mit ihren Anliegen wandten, daß alle beglaubigten Geſandten ſich zuerſt um ſeine Gunſt bewarben, und daß ein Mann wie Heinrich IV. auf freundſchaftlichem, man darf beinahe ſagen, intimem Fuße mit ihm verkehrte. Wenn Grotius nach der Hinrichtung Oldenbarnevelt's als ſtärkſtes die Vorwürfe der Gegenpartei beſtreitendes Argument die Behauptung aufſtellt: „Seine Autorität iſt auch nicht ſo groß geweſen, daß nicht ich und andere oft von den ſeinigen abweichende Gutachten in der Verſammlung gegeben haben“[2], ſo

[1] Fruin, „Tien jaren uit den tachtigjarigen oorlog 1588—1598“, S. 70.

[2] Vgl. „Verantwoordingh“, S. 282.

Digitized by Google

kann man sich einen ungefähren Begriff von der Allgewalt des Advocaten machen. Erst in dem letzten Decennium seines Lebens tritt seine Persönlichkeit mehr in den Vordergrund, aber freilich nur, um mit einer Partei und mit einem Princip identificirt zu werden, wodurch sowol der Mit- wie der Nachwelt die Möglichkeit eines unparteiischen Urtheils über den Totaleindruck des Mannes äußerst erschwert, wenn nicht vollständig abgeschnitten wurde.

Was wir über die Lebensgeschichte Oldenbarnevelt's bis zu dem Zeitpunkt wissen, wo er kaum 30 Jahre alt plötzlich als Staatsmann auftritt, ist äußerst dürftig. Geboren am 25. September 1547 in Amersfoort aus einem patricischen Geschlecht, das gleich im Beginn des Unabhängigkeitskampfes auf oranischer Seite stand, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz, war 1566 an der Universität Löwen, machte Reisen durch Frankreich und Italien, ohne welche nach damaligen Begriffen eine feine weltmännische Bildung unmöglich war, vollendete seine Studien in Bourges und Heidelberg und ließ sich dann im Haag als Advocat nieder. Als 1572 der Aufstand gegen Alba ausgebrochen war, verließ der Hof von Holland mit seinem Präsidenten und den Räthen die Stadt, um sich in Utrecht festzusetzen, und auch die Mehrzahl der Advocaten folgte dem Beispiel der Richter. Nur drei derselben traten auf Oraniens Seite, und einer dieser war Oldenbarnevelt, und von dieser Zeit an war er der treue und ergebene Anhänger des Hauses Oranien, wie der geschworene Feind Spaniens; mit Recht konnte er später der sinnlosen Beschuldigung spanischer Sympathien die gerade durch ihre ungekünstelte Einfachheit um so beweiskräftigere Behauptung gegenüberstellen: „Ich habe in diesem Jahre den Entschluß gefaßt, das Aeußerste zu thun, um mich mit den Spaniern und ihrem Anhang unversöhnlich zu machen.“ Und wie Ernst es ihm mit dieser Versicherung war, hat er alsbald durch die That bewiesen: der unheilvollen Expedition Batenburg's zum Entsatze Harlems wohnte er als Freiwilliger bei, wie durch ein Wunder entkam er dem allgemeinen Blutbade, und auf der zum Entsatze Leidens heranziehenden

Digitized by Google

Flotte Boisot's finden wir ihn wieder. Da Holland der Hauptherd des Aufstandes war, so wurden natürlich von hier aus die Unternehmungen des Prinzen geleitet. In Delft hielt Oranien seinen Hof, hier versammelten sich auch die Staaten und hier wird wol auch der Anknüpfungspunkt des spätern Verhältnisses zwischen dem Prinzen und Oldenbarnevelt gesucht werden müssen. Am Ende des Jahres 1576 wurde er zum Pensionär von Rotterdam ernannt, gewiß ein unumstößlicher Beweis, daß die Tüchtigkeit des jungen Advocaten auch in weitern Kreisen geschätzt und gesucht wurde. Damit war ihm der Zugang zu den Provinzialstaaten und von diesen nach den Generalstaaten geöffnet; es war dies der Weg, auf dem alle bedeutenden Staatsmänner der Republik die höchsten Würden erreicht haben. Schon im Jahre 1577 finden wir ihn in den Staaten von Holland. In diesem Staatskörper, wo nicht nur die vertretenen Corporationen, sondern auch die Vertreter derselben einem starken Wechsel unterworfen waren, war es der Natur der Sache nach nicht so leicht, auf die Dauer eine einflußreiche Rolle zu spielen. Und dennoch war er bald ein unentbehrliches Element; wo es Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen galt, wo es sich darum handelte, widerspenstige Städte zum Erscheinen in den Staaten zu bewegen, oder wo eine besondere Ueberredungskraft erforderlich war, um den einen oder andern zur Uebernahme eines schwierigen Amtes oder einer mit Gefahren verknüpften Sendung zu bewegen, da wandte man sich selbstverständlich an Oldenbarnevelt. Rotterdam scheint von dieser Auszeichnung nicht besonders erbaut gewesen zu sein, denn es wollte seine Dienste auch nicht entbehren und willigte in seine Sendung zur Tagfahrt der Generalstaaten nach Antwerpen (September 1582) nur unter der Bedingung, daß die Staaten von Holland, die er mit andern Deputirten dort zu vertreten hatte, sich verpflichteten, ihn nicht länger als 14 Tage bei sich zu halten.[1] Und welche Achtung man vor seinem Urtheil hatte, war kurz vorher bei

[1] Vgl. van Deventer, „Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zyn tyd", Bd. 1, S. XXV und XXVI und 40.

Digitized by Google

Gelegenheit der Abschwörung Philipp's deutlich zu Tage getreten; die Deduction, welche die Staaten von Holland an die Stadt Enkhuizen sandten, um ihre Gewissensscrupel zu entkräften, war zuerst dem Gutachten und der Billigung Oldenbarnevelt's unterworfen worden.[1] Da war es eigentlich nur die Consequenz aus dem Bisherigen gezogen, wenn ihm der wichtige Posten eines Advocaten von Holland übertragen wurde, als die Verhandlungen mit England zu dem gewünschten Abschluß geführt hatten und es für die Staaten eine Lebensfrage sein mußte, daß ihre Rechte durch einen Mann gewahrt wurden, der jeder Situation vollauf gewachsen war.

Nach der Instruction vom März 1581 war es die Aufgabe des Advocaten, die Vorrechte und Costümen der Provinz und der Staaten zu wahren; er mußte pünktlich in der Tagfahrt der Staaten erscheinen, in der ersten Sitzung die zu behandelnden Gegenstände vortragen und die Stimmen der Edlen und Deputirten aufschreiben. Wie man sieht, ist dieser Wirkungskreis von dem eines gewöhnlichen Greffier kaum verschieden, und in der Hand eines mittelmäßigen Beamten mußte diese Stellung auch eine höchst bedeutungslose sein. Diese Instruction wurde auf Verlangen Oldenbarnevelt's verändert, und während es bis dahin Gewohnheit gewesen war, daß ein Deputirter oder Edler, jeden Tag ein anderer, die Stimmen der Städte und Edlen aufnahm, während der Advocat die Stimmenaufnahme nur zu protokolliren hatte, bestimmte die Instruction Oldenbarnevelt's vom 6. März 1586 (Art. 10), „daß der Advocat die Meinungen in Umfrage bringen, eines jeden Meinung notiren und erklären müsse, was die meisten Stimmen seien, wonach die Resolutionen gemacht werden sollen". Dadurch ging ein guter Theil der Geschäftsleitung auf Oldenbarnevelt über, denn die Vorbereitung der zu behandelnden Gegenstände, das förmliche Präsidium der Staaten und die Ausführung ihrer Beschlüsse waren von nun an in *eine* Hand gelegt. Bei der hervorragenden Persönlichkeit des Advocaten wäre es allerdings

[1] Resol. Holl., 22. Januar 1582.

Digitized by Google

von untergeordneter Bedeutung gewesen, ob zur Thatsache auch noch der Name kam — denn seine Sporen als Staatsmann hatte er sich schon in der glänzendsten Weise verdient — aber er konnte nun mit Fug und Recht auf seine umfangreichern Amtspflichten hinweisen, wenn er, was in der Folge mehr als einmal geschah, ersucht wurde, von diplomatischen Sendungen verschont zu bleiben.[1]

Als Ergänzung zur Schilderung seines Lebensganges bis zu dieser Periode mag noch erwähnt werden, daß er während seines Aufenthaltes in Delft sich mit Maria von Utrecht, der natürlichen Tochter aus einer angesehenen delftschen Familie, verheirathete, wodurch er Herr von Groenevelt, Roodenrys und Tempel wurde. Obwol die bekannten heroischen Worte, die Maria an Moritz richtete, sie zu einer historischen Person gemacht haben, scheint Oldenbarnevelt's Heirath doch wesentlich, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, eine Geldheirath gewesen zu sein, wie er denn überhaupt vom Vorwurf des Eigennutzes und der Habsucht nicht leicht wird freigesprochen werden können. Denn alsbald nach seiner Verheirathung ließ er sich zum Universalerben seiner Frau einsetzen; in einer Adresse an die Staaten von Holland berechnet er den von ihm erlittenen Schaden und verlangt Ersatz desselben; seine Pächter durften in der unmittelbaren Nähe seiner Domänen keinen Grundbesitz haben, und wie er als Pensionär von Rotterdam es verstand, seinen Vortheil mit dem der Stadt zu vereinigen, beweist der Umstand, daß er viele von der Stadt verpfändete Grundstücke ankaufte. Aber der Eigennutz spielte nicht nur in seinen persönlichen Angelegenheiten, sondern auch bei den Interessen seines Landes eine hervorragende Rolle, denn England und Frankreich mußten sich mehr als einmal überzeugen, daß für den Advocaten Nehmen seliger war als Geben.[2]

Was sein Aeußeres betrifft, so war dieses in hohem Grade

[1] Vgl. „Gedenkstukken", Bd. 1, S. LVIII, und „Remonstrantie", S. 6 und 7.

[2] Vgl. „Gedenkstukken", I, 2, 74.

Digitized by Google

achtunggebietend und eindrucksvoll. Dichtes Haar umgab die breite Stirn mit struppigen Augenbraunen, unter der das blaue, helle Auge, eher gebietend und furchteinflößend als einnehmend, den kalten Verstandesmenschen verrieth; seine Backenknochen standen stark hervor, die Nase war lang, der Mund fein geschnitten, die Lippen und das Kinn mit einem starken braunen Bart bedeckt, und das ganze Gesicht paßte ausgezeichnet zu dem steifen deftigen Halskragen und dem mit Pelzwerk besetzten Sammttalar, der seine forsche Gestalt umgab.[1]

In den folgenden Blättern soll nun der Versuch gemacht werden, den Advocaten zuerst in seiner Bedeutung als leitender Staatsmann der Republik im Zusammenhang mit der Einrichtung der letztern, sein kühnes Eingreifen in die europäischen Verhältnisse und die von ihm geleiteten diplomatischen Beziehungen seines Landes mit England und Frankreich näher zu schildern, um zum Schlusse eine kurze Skizze seines jähen Sturzes und seines tragischen Endes zu geben.

I.

Wir begegnen Oldenbarnevelt zum ersten mal in öffentlicher Stellung in Arnheim, wo die vorbereitenden Verhandlungen geführt wurden, die zum Abschluß der Utrechter Union führten. Er war einer der Vertreter der Staaten von Holland, und es ist bemerkenswerth, daß unter seinem Einfluß gerade von Holland, das doch die meisten Protestanten unter seiner Bevölkerung zählte, auf die Festhaltung des Princips der Gewissensfreiheit, also in diesem Falle auf Duldung der katholischen Religion angedrungen wurde. In der That ging diese Bestimmung auch in die Union von Utrecht über, und das Los der Katholiken in den Niederlanden ist ein unendlich glücklicheres gewesen, als das der Protestanten in den damaligen katholischen Ländern. Wenn freilich später unter dem Drange der Umstände — man braucht

[1] Ein wohlgetroffenes Porträt Oldenbarnevelt's aus dieser Zeit befindet sich im Nationalmuseum in Amsterdam. Vgl. Motley, Tyl. 2, Bd. 1, Kap. 6.

Digitized by Google

nur an den Verrath Renneberg's und die Ermordung Oranien's zu denken — das Princip der Toleranz einer strengern Behandlung der Katholiken, ja theilweise dem vollständigen Verbot der öffentlichen Religionsübung Platz machte, so geschah dies allein aus dem Triebe der Selbsterhaltung, da in einer gewissen Periode des Kampfes spanisch gesinnt und papistisch sein zwei sich deckende Begriffe waren.

Merkwürdig ist, wie bei der Berathung über die Organisation der Union Holland in den Vordergrund sich zu drängen suchte, da Oldenbarnevelt mit dem Antrage hervortrat, die Stimmbefugtheit der einzelnen Provinzen der Union nach der Größe ihres Beitrags in die Unionskasse zu bestimmen, sodaß Holland mit Zeeland drei, die vier andern Provinzen je nur eine Stimme haben sollten, wodurch sich das vermuthliche Uebergewicht Hollands von selbst ergeben hätte.[1] Im Grunde genommen war die Forderung nicht so unberechtigt, denn Holland bezahlte noch einmal soviel als jede andere Provinz, und dann war die ganze Wucht des Krieges jahrelang fast ausschließlich von ihm allein ausgehalten worden. Allein das Princip der Gleichheit der einzelnen Provinzen behielt die Oberhand, Holland mußte sich fügen, aber was ihm der Buchstabe der Urkunde verweigerte, machte im Laufe weniger Jahre die Energie und Genialität Oldenbarnevelt's zur unbestrittenen Thatsache. Der Einfluß Hollands machte sich aber bald darauf Amsterdam gegenüber sehr fühlbar, das, nachdem es am längsten zu Spanien gehalten, endlich gezwungen wurde, zum Prinzen und zu den Staaten überzugehen. Doch hatte sich die Stadt bei ihrer Unterwerfung ausdrücklich auf den Boden der Genter Pacification gestellt und die ausschließliche Handhabung der katholischen Religion bedungen und auch erhalten („Satisfactie"). Aber im Mai 1578 wurde auch hier die Reformation eingeführt, und es ist jedenfalls eine glänzende Leistung Oldenbarnevelt's, daß sich die widerwillige Stadt nach längerm Hinundherstreiten endlich den Forderungen der Staaten von Holland unterwarf, ihren

[1] Vgl. „Gedenkstukken", I, 15.

Digitized by Google

Antheil an den Schulden der Provinz anerkannte und den Prinzen als „Oberhaupt" annahm (1581). Der Streit hatte eine Zeit lang einen sehr heftigen Charakter angenommen, sodaß die Staaten auf die Güter von amsterdamschen Kaufleuten Beschlag gelegt und die Abgeordneten der Stadt von den Staatensitzungen ausgeschlossen hatten.[1]

Bekanntlich hatte Oranien von Anfang an mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm von seiten der ihrer Machtstellung und Bedeutung bewußt gewordenen Staaten bei manchen Gelegenheiten, besonders wo es sich um Geldbewilligungen oder Umschreibung des beiderseitigen Machtgebiets handelte, in den Weg gelegt wurden. Da wir nun Oldenbarnevelt schon vom Jahre 1573 an in der Nähe des Prinzen sehen und da bald die Verhandlungen der Staaten mit jenem regelmäßig von Oldenbarnevelt geführt werden, so wird auch der Schluß nicht unberechtigt sein, daß die Staaten sich wol gehütet haben werden, die Vertheidigung ihrer Interessen in die Hand eines Mannes zu legen, der bei dem Prinzen nicht in jeder Hinsicht eine beliebte Persönlichkeit war. So hat er denn in der That zur Erhebung des Prinzen zum Grafen von Holland mit voller Hingebung gewirkt; als das Project in den andern Provinzen ruchbar zu werden begann und hier und da mit Mistrauen aufgenommen wurde, wurde Oldenbarnevelt vom Prinzen beauftragt, einen Brief an die Provinzen zu entwerfen, der den von Holland geplanten Schritt rechtfertigen sollte.[2] Ein solcher Auftrag ist nur der Ausfluß des vollständigsten und rückhaltslosesten Vertrauens, und daß die Staaten mit dem Inhalt dieser Staatsschrift ganz zufrieden waren[3], beweist, daß er, ohne seine eigene Ueberzeugung zu verleugnen, ruhig zwei Herren dienen konnte. Und in der That hat der Advocat durch seine rege Theilnahme an der mit Oranien zu Stande gekommenen Capi-

[1] Resol. Holl., 29. Juli 1580 und 10. November 1581.

[2] Vgl. Bor, II, „Auth. Stukken", S. 45—49.

[3] Resol. Holl., 6. Mai 1583, und Groen van Prinsterer, „Archives de la maison d'Orange-Nassau", VIII, 410—428.

Digitized by Google

tulation im Grunde doch nur den Interessen seiner Provinz gedient. Denn durch die Erhebung des Prinzen zum Grafen von Holland war die in der Utrechter Union feierlich anerkannte Gleichheit der Provinzen nicht nur thatsächlich, sondern auch formell aufgehoben, und wenn dann Utrecht, Overyssel und Gelderland dem Prinzen ebenfalls die Souveränetät anboten, so erklärt sich dies ebenso sehr aus ihrer Abneigung gegen Anjou, wie aus ihrer Eifersucht auf den prädominirenden Einfluß Hollands. Da aber gerade um diese Zeit Oranien seine Sache mehr als je mit der Hollands identificirte, so wies er auch das Anerbieten der Souveränetät seitens der drei Provinzen ohne langes Bedenken ab, um so mehr, als dieser Souveränetät sehr beschränkte Grenzen gezogen waren.[1] Aber Oldenbarnevelt konnte auf der andern Seite als Diener der Staaten von Holland dem Prinzen ruhig die gräfliche Würde anbieten, ohne in irgendeine Antinomie seiner Pflichten verwickelt zu werden; denn seit der ersten Versammlung der Staaten in Dordrecht hatten sich diese, wenn man auch zu einer Rechtsfiction die Zuflucht nehmen mußte, thatsächlich an die Stelle des bisherigen Souveräns gesetzt, und wenn also Wilhelm Graf von Holland geworden wäre, so wäre er das nicht in dem Sinne gewesen wie Karl V. oder Philipp II., sondern er wäre der mit der höchsten Executivgewalt ausgestattete erste Beamte des Landes geworden. Die frühern Landesherren konnten die Staaten nach Willkür berufen und entlassen, und wenn erstere nicht in Geldverlegenheit waren, so lag auch keine Veranlassung zu ihrer Berufung vor, und in keinem Falle hatten sie irgendwelchen Einfluß auf den Gang der Regierung; Wilhelm dagegen hätte umgekehrt als Graf seine Machtbefugniß ausschließlich und allein den Staaten von Holland zu danken gehabt.

Daß es so weit nicht gekommen ist, verhütete die Kugel des von Philipp II. gedungenen und mit dem Segen der Kirche ausgestatteten Mörders. Oldenbarnevelt war einer der wenigen, die nach der Katastrophe die dem Vater zugedachte Würde auf

[1] „Gedenkstukken", Bd. 1, S. XLII und XLIII.

Digitized by Google

den Sohn übertragen wissen wollten, und durch seinen Einfluß stimmte auch Rotterdam in diesem Sinne; aber es sollte anders kommen. Sei es, daß die Jugend von Moritz als ein unüberstei gliches Hinderniß betrachtet wurde oder daß die verzweifelte Lage der Provinzen den Anschluß an einen mächtigern Staat gebieterisch forderte, man bot die Souveränetät zuerst Frankreich, und von diesem abgewiesen, England an. So viel ist aber sicher, daß Oldenbarnevelt auch nach dem Tode Wilhelm's in hingebendster Weise die Interessen des Hauses Oranien wahrnahm; denn nicht nur wurde Moritz durch sein Zuthun zum Statthalter von Holland und Zeeland ernannt, ehe Leicester ins Land kam, sondern er stand mit Wilhelm's Witwe, der trefflichen Louise de Coligny, auf dem besten Fuß, sodaß sie bekennen mußte, „daß die Dienste, welche der Advocat dem Hause Nassau geleistet habe, so groß seien, daß sie ihn nicht für ihren Freund, sondern für ihren Vater halten müßten".[1] Daß die drei Provinzen, deren Statthalter der Graf von Neuenahr gewesen war (Utrecht, Gelderland und Overyssel), nach dessen unglücklichem Ende (1589) Moritz zum Nachfolger ernannten, war wiederum Oldenbarnevelt's Werk. Selbst für die Interessen von Oraniens ältestem Sohne, des unglücklichen Philipp Wilhelm, der auf Befehl Philipp's II. nach Spanien geschickt, dort in einer Art Gefangenschaft gehalten und durch eine bigotkatholische Erziehung seinem Vaterlande für immer entfremdet war — war er in einer Weise thätig, daß man ihm sogar später den Vorwurf spanischer Sympathien machte.

Es war für die selbständige Existenz der Provinzen ein Glück, daß in dem Augenblicke, da Wilhelm von Oranien vom Schauplatz abtrat, eine Jammerfigur wie Heinrich III. auf dem Throne Frankreichs saß. In unbegreiflicher Stupidität lehnte er die ihm nahezu bedingungslos angebotene Souveränetät in sehr verletzender Form ab; die Annahme derselben hätte mit innerer Nothwendigkeit auch zum Erwerb der spanischen Niederlande geführt.

---

[1] Vgl. „Uytenbogaerts leven", S. 157. „Mémoires de du Maurier" (1687), S. 157.

Digitized by Google

Denn Elisabeth's Eifersucht wäre damals unschädlich gewesen, und sie hätte die vollendete Thatsache wol ruhig hingenommen; der Béarner hätte in diesem Fall ohne Säumen zugegriffen. [1]

Bei der Gesandtschaft, welche bald darauf nach England geschickt wurde, um der Königin die Souveränetät über die Provinzen anzubieten, war auch Oldenbarnevelt, und wenn bei den Verhandlungen mit Elisabeth, Burghley und Walsingham nicht er, sondern Meniu, der Pensionär von Dordrecht, als Wortführer auftrat, so waren die vorbereitenden Schritte zur Einleitung der Verhandlungen, sowie der Entwurf der Instruction der Gesandten das Werk Oldenbarnevelt's. Der Verlauf und das Resultat der Verhandlungen sind bekannt: sowenig wie Heinrich III. war Elisabeth zur Annahme der Souveränetät zu bewegen, dagegen stand von Anfang an ihr Entschluß fest, die Provinzen thatkräftig zu unterstützen. Freilich über den Umfang dieser Unterstützung gingen Wunsch und Angebot sehr weit auseinander, bis endlich der Vertrag am 10. August 1585 zu Stande kam, durch den die von Elisabeth an Geld und Truppen zu leistende Hülfe sowie die von den Staaten zur Rückbezahlung der von England gemachten Kosten zu leistenden Bürgschaften — Verpfändung von Vlissingen und Brielle — festgestellt wurden. Mehr als einmal drohten die Verhandlungen an den mit ungeheuerer Zähigkeit festgehaltenen übertriebenen Forderungen Elisabeth's zu scheitern, und wie bei einem Börsengeschäft suchte man gegenseitig abzudingen oder zu überfordern. Wären die Verhandlungen einige Wochen früher zum Abschluß gekommen, so hätte Antwerpen aller Wahrscheinlichkeit nach gerettet werden können. [2] Trotz der materiell sehr unbedeutenden Hülfe war das erreichte Resultat für die Provinzen insofern ein ungeheueres, als

[1] Ueber die Verhandlungen mit Frankreich vgl. „Gedenkstukken", I, 59—69.

[2] Ueber die Gesandtschaft nach England vgl. „Gedenkstukken", I, 88 und 93—96; ferner Motley, Thl. 2, Bd. 1 die letzten drei Kapitel. Breede, „Inleiding tot de Geschiedenis der Nederlandsche Diplomatie", II, 188. Ferner Bor, wo die meisten officiellen Stücke abgedruckt sind.

Digitized by Google

Elisabeth gezwungen wurde, aus ihrer zweideutigen Haltung gegen Spanien herauszutreten, und kein niederländischer Staatsmann gab sich mehr einem Zweifel darüber hin, daß die den aufständischen Provinzen von England gewährte Unterstützung dieses früher oder später in einen offenen Krieg mit Spanien treiben mußte, und damit war für jene alles gewonnen. Auf den Wunsch der Staaten kam, wie bekannt ist, Leicester, und obwol ihm Elisabeth aufs strengste verboten hatte, sich die Souveränetät übertragen zu lassen, so konnte der eitle Mann der Versuchung doch nicht widerstehen und ließ sich im Anfang des Jahres 1586 im Haag feierlich huldigen; aber die von der Königin laut an den Tag gelegte Entrüstung, die in den Provinzen bald bekannt wurde, brachte Leicester von Anfang an in eine schiefe Stellung zu der Regierung des Landes. Die Begeisterung, mit der man ihm entgegengekommen, machte bald einem wohlbegründeten Mistrauen Platz, und Oldenbarnevelt ist es nunmehr, der an der Spitze des zuerst geheimen, dann offenen Widerstandes gegen den Grafen steht, dessen Anschläge auf die Unabhängigkeit der Provinzen vereitelt und so recht eigentlich der Retter derselben wird.

Noch ehe Leicester in Vlissingen ans Land gestiegen war, war Prinz Moritz auf Betreiben von Oldenbarnevelt zum Statthalter von Holland und Zeeland ernannt worden. Wir können darin nur eine Fortsetzung derselben Politik sehen, welche dem Vater des jugendlichen Statthalters die gräfliche Würde hatte zuwenden wollen, wodurch gerade, wie oben gezeigt wurde, die Souveränetät der Staaten von Holland in ihrem vollsten Umfang ausgesprochen werden sollte. „Ich forderte mit Ernst", sagte Oldenbarnevelt, „daß Sr. Excellenz dem Prinzen Moritz durch die Herren Staaten von Holland die Statthalterschaft von Holland und Westfriesland vor der Ankunft des Grafen Leicester übertragen werde, von dem ich fürchtete, daß er das, was in Brabant gebräuchlich war und ich in England vernommen hatte, prätendiren wollte." [1] Denn davon darf man überzeugt sein,

[1] „Remonstrantie"; 5, Bor, XX, und Brief von Mattys Siegenbeek an Mr. Hugo Beijermann. (1847.)

Digitized by Google

daß bei dem Anbieten der Souveränetät an Elisabeth die Staaten keineswegs gesonnen waren, das Land an Händen und Füßen gebunden zu überliefern, im Gegentheil bei jeder Gelegenheit wurden die nöthigen beschränkenden Clauseln hinzugefügt, und als Leicester in der Mitte des Jahres 1586 nach England ging, sprach Oldenbarnevelt die Bereitwilligkeit der Staaten aus, daß Holland und Zeeland jetzt noch bereit wären, sich der Königin zu unterwerfen, sobald sie wüßten, daß dies unter „annehmbaren Bedingungen" geschehen könne. Die Vermuthung, daß Elisabeth die unbeschränkte Herrschaft gern angenommen hätte, während sie eine durch die Autorität der Staaten beschränkte Souveränetät zurückwies, wird dadurch beinahe zur Gewißheit.

Demselben politischen Gesichtspunkte, wie die Ernennung von Moritz, entsprang auch der um diese Zeit bei Oldenbarnevelt feststehende Entschluß, die wichtige Stellung eines Advocaten von Holland nach dem Uebertritt von Paulus Buys in den Staatsrath anzunehmen. Jetzt, wo alle Geschäfte durch seine Hand liefen, wo er der Vertreter der Staaten von Holland in der Generalität und als Vertrauensmann der mächtigsten Provinz von selbst der Minister der auswärtigen Angelegenheiten für alle Provinzen war, — jetzt konnte er ungehindert in dem alsbald beginnenden Parteikampf die Thätigkeit entfalten, welche die Grundlagen der spätern Republik geschaffen hat.

Denn die Folgen des Rückschlages, den die mit raffinirter Gehässigkeit gegen Leicester an den Tag gelegte königliche Ungnade auch in den Provinzen hervorrief, ließen nicht lange auf sich warten. Hatten schon die Staaten in sehr behender Weise einen Theil der in überschwenglicher Vertrauensseligkeit angebotenen Macht wieder zurückgenommen, so zeigte sich bei seinem ersten Auftreten der principielle Gegensatz in ziemlich unverhüllter Gestalt, wiewol man es an äußern Ehren- und Höflichkeitsbeweisen keineswegs fehlen ließ. Dazu kam noch die beinahe unhaltbare Lage, in welche der Graf durch seine eigene Königin gebracht worden war. In ihrem beinahe sprichwörtlich gewordenen Geiz ließ Elisabeth ihren Stellvertreter in den Provinzen

Digitized by Google

ruhig in der gräßlichsten Geldverlegenheit, die schlecht bezahlten Truppen litten meistens die greulichste Noth, und der Graf mußte seine eigenen Güter in England in geradezu unerschwinglicher Weise belasten, um nur den standesgemäßen Aufwand machen zu können. Und die Staaten besannen sich natürlich zweimal, ehe sie ihre Börse weiter als zur Leistung der vertragsmäßig bedungenen Unterstützung öffneten. Es ließ sich unter diesen Umständen leicht nachweisen, daß die Resultate, die Leicester auf militärischem Gebiet während seiner Laufbahn zu verzeichnen hatte, trotz einer Reihe kühner Bravourstücke hervorragender Heerführer und Parteigänger, äußerst gering waren und durchaus keinen Einfluß auf die Veränderung des Zustandes im allgemeinen hatten; wären auf spanischer Seite die Verhältnisse nicht ebenso faul gewesen, so hätte die Schirmherrschaft Elisabeth's über die Provinzen wenig genützt. Ein großer Misgriff von Leicester war es ferner, daß er sich mit Fremden umgab, die mit der solchen Elementen eigenen Rücksichtslosigkeit auch das Wenige, das noch zu retten gewesen wäre, verdarben. Reingoud, Daniel de Burggraf und Gerard Prouninck haben zwar rastlos für England gearbeitet und dem Grafen unter dem Volke einen bedeutenden Anhang geworben, der ihn in den Stand setzte, den Widerstand gegen die Staaten eine Zeit lang erfolgreich auszuhalten; allein ihre Wirksamkeit hat im Grunde genommen doch nur dazu gedient, den Abscheu vor jeder Fremdherrschaft noch tiefere Wurzeln schlagen zu lassen.

In den aufständischen Provinzen hatten sich im Laufe der letzten zehn Jahre allmählich zwei Parteien gebildet, deren Gegensätze sich mit der Zeit immer schärfer ausprägten und nothwendigerweise zu Conflicten führen mußten. Auf der einen Seite standen die alten Geusen, die in dem Unabhängigkeitskampfe ebenso sehr für die Vertheidigung der politischen Rechte und Privilegien, wie für die Wahrung der Gewissensfreiheit eingetreten waren, die trotz ihres revolutionären Ursprungs jetzt das conservative Element repräsentirten, da sie die frühern, unter spanischer Herrschaft geltenden Zustände namentlich hinsichtlich der Regierung der Städte und Provinzen in ihrem vollen Um-

Digitized by Google

fange aufrecht erhalten wissen wollten. Diese Partei war fast überall im Besitze der Regierung in den Städten, zu ihr gehörte der angesehene und reiche Handelsstand, und fast nur ihre Anhänger sprachen in den Staaten der Provinzen das entscheidende Wort. In religiöser Hinsicht war man hier zu einer in jener Zeit beinahe unbegreiflichen Toleranz geneigt, ihr verdankt auch die katholische Kirche in den Niederlanden die verhältnißmäßige Freiheit und Duldung, und es braucht wol nicht besonders gesagt zu werden, hier war der Boden, auf dem die Lehre von Arminius die tiefsten Wurzeln schlagen konnte. Mit dem weitern Durchdringen der Reformation zu den untern Schichten der Bevölkerung, die alles Einflusses auf die Regierung beraubt, willenlos dem Einflusse der Prädicanten, die sich selbst der Mehrzahl nach aus diesen Kreisen rekrutirten, preisgegeben war, bildeten sich aber bald die Anfänge einer Richtung, die am besten antipapistisch genannt werden kann, da sie in erster Linie diese negirende Seite der Reformation zum Princip ihrer Denkweise gemacht hatte. Duldsamkeit gegen andere, mochten diese auf dem Boden der alten Kirche stehen oder sich irgendwelche abweichende Meinung von der nach ihrem Begriff allein wahren Religion erlauben, lag dieser Partei naturgemäß fern, und dieser religiöse Zelotismus wurde von den Prädicanten eifrig unterhalten. Ihre in alttestamentlichem Geiste gehaltenen Predigten wiesen am liebsten und häufigsten auf die streitbare Rolle hin, die der Herr seinem Volke angewiesen, um nach der Weise der jüdischen Eiferer allen Götzendienst zu vertilgen. Da Leicester in dieser Hinsicht ein Mann nach dem Herzen der Menge war, so läßt sich auch der Anhang und die manchmal überraschende Ergebenheit begreifen, mit der das niedere Volk an seinem „Messias" hing. Erst als der beinahe unwiderlegbare Beweis geliefert worden war, daß Elisabeth mit nichts geringerm umging, als die Provinzen an Spanien auszuliefern, kehrte die Sympathie der Menge ihm den Rücken; bei seinen Attentaten gegen die Autorität der Staaten konnte er auf ihren Beifall und, wenn es noththat, auch auf ihre thatkräftige Unterstützung rechnen. Leicester mit Reingoud, de Burggraf und Prouninck war

Digitized by Google

bald das anerkannte Haupt dieser Partei, während sich der Widerstand der Gegner hauptsächlich um die Persönlichkeit von Paulus Buys und Oldenbarnevelt gruppirte. Ersterer, der dem Thun und Treiben des Grafen genau auf die Finger sah und den Winkelzügen der englischen Politik mit aufmerksamem Auge folgte, wurde sogar in brutaler Weise verhaftet und ein halbes Jahr lang gefangen gehalten, ohne daß man ihm irgendwelche strafbare Handlung beweisen konnte. In wahrhaft barbarischer Weise ging Leicester mit den Interessen des Handels um: trotz der dringendsten Vorstellungen verbot der Staatsrath im April 1586 den Handel mit Spanien, aber die erwarteten Folgen blieben nicht aus, der Feind erhielt seine Zufuhr nur aus anderer Hand, und die Holländer mußten den Ostsee-Getreidehandel in die Hände von bremer und hamburger Kaufleuten übergehen sehen. Dieselbe Erbitterung rief die Errichtung einer Finanzkammer hervor, welche eine genaue Untersuchung über die in den Provinzen vorhandenen Hülfsmittel zur fernern Führung des Krieges anstellen sollte. An und für sich war gegen eine solche Absicht sicher nichts einzuwenden, ja die Staaten selbst hätten früher nichts lieber gesehen, als daß sich Elisabeth nach genauer Einsicht in die finanzielle Lage schließlich doch noch zur Annahme der Souveränetät werde bewegen lassen; allein die rücksichtslose Art und Weise, mit der man dabei zu Werke ging, und vor allem die Ernennung Reingoud's zum Präsidenten derselben, machten die Maßregel von Anfang an misliebig und verhaßt. Wenn man die Berichte liest, die von Leicester selbst und von seiner unmittelbaren Umgebung an den Hof von Saint-James über Personen und Zustände in den Provinzen gesandt wurden und zugleich das von Woche zu Woche sich steigernde Mistrauen und die manchmal den Ton tiefster Entrüstung annehmende Erbitterung berücksichtigt, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Spannung schon einen Grad erreicht hatte, der den Ausbruch einer Katastrophe unvermeidlich machte.[1] Um dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, scheint der Graf

[1] Vgl. darüber Motley, Thl. 2, Kap. 10.

Digitized by Google

einen entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben, denn am 27. Juni 1586, also noch vor seiner Reise nach England, schrieb er der Königin, „daß er sich vorgenommen habe, und daß er hoffe, daß es ihm gelingen werde, drei oder vier der ansehnlichsten Plätze in Nordholland in seine Macht zu bekommen, wodurch Ihre Majestät eine so kräftige Bürgschaft erhalte, daß sie es in ihrer Macht habe, diesen Menschen nicht nur das Gesetz vorzuschreiben, sondern auch Krieg und Frieden nach Belieben zu beschließen". [1] Aber die Staaten wußten um derartige Absichten recht wohl, und sowohl Buys als Oldenbarnevelt beobachteten mit verdoppelter Wachsamkeit und einem durch Mistrauen geschärften Auge die Schritte des Grafen.

Dies war es aber nicht allein, was die Stellung Leicester's zu einer so schwierigen machte; noch viel mehr vermehrten die gegenseitige Entfremdung die seit langer Zeit durch die Luft schwirrenden und mehr greifbare Gestalt annehmenden Gerüchte über Unterhandlungen zwischen Spanien und England über den Frieden. Trotz der feierlichsten Versicherungen Elisabeth's, die Provinzen niemals im Stiche zu lassen, wußte man hier ziemlich genauen Bescheid über die zwischen Parma und der Königin seit längerer Zeit schwebenden Unterhandlungen, man wußte auch recht gut, daß der Geiz der Königin und ihre Scheu vor jedem Geldopfer es nie zu einer nachdrücklichen Führung des Krieges kommen lassen würden, und man konnte sich dann der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ein englischer Friede mit Spanien gleichbedeutend mit der Preisgebung der Provinzen sei. Konnte Spanien seine Kräfte auf die Niederwerfung der Provinzen allein concentriren, so war nach menschlicher Berechnung ihr Schicksal besiegelt, zumal Philipp II. das Glück hatte, diese Aufgabe in die Hände eines Mannes gelegt zu sehen, der als Feldherr und als Staatsmann unbestritten zu den ersten seines Jahrhunderts gehörte. Darum stand auch im Programm Oldenbarnevelt's der Grundsatz obenan, um keinen Preis Frieden mit Spanien zu schließen, und darum hatte man die Souveränetät

[1] Bei Motley (a. a. O.) aus dem State Paper Office.

Digitized by Google

zuerst Frankreich und dann England angeboten, um jeden dieser Staaten im Falle der Annahme zum Krieg gegen Spanien zu zwingen. Denn um zu einem Frieden mit Spanien zu gelangen, dazu hätte man der Vermittelung einer auswärtigen Macht wahrlich nicht bedurft, seit Requesens war kein Statthalter in die Niederlande geschickt worden, der nicht seine Friedensanerbietungen in der Tasche gehabt hätte, die mit der Zeit natürlich zu immer weiter gehenden Concessionen sich herbeiließen. Aber diesmal war Elisabeth bei dem ganzen Handel die Betrogene, denn je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo die Armada, an deren Ausrüstung in allen spanischen Häfen fieberhaft gearbeitet wurde, auslaufen konnte, desto dringender und einschmeichelnder wurden Parma's Friedensvorschläge. Die Königin merkte nichts oder wollte nicht merken, daß der Weg, den Spanien nunmehr zur vollständigen Eroberung der Niederlande einschlagen wollte, diesmal über England gehen sollte.

Wie bekannt ist, verließ Leicester Ende 1586 die Niederlande, um sich nach England zu begeben; ob nur, wie er selbst vorgab, wegen des Processes der Königin von Schottland oder hauptsächlich um mit Elisabeth und ihren Ministern über sein ferneres Auftreten in den Niederlanden zu berathen, mag dahingestellt bleiben. Vor seiner Abreise jedoch ließ er einige Mitglieder der Generalstaaten und Oldenbarnevelt in den Staatsrath kommen und fragte diese, ob die übrigen Provinzen nunmehr nicht gesonnen wären, dem Beispiele des — von Reingoud vollständig demokratisirten — Utrecht zu folgen und der Königin die unbedingte Souveränetät anzubieten? Worauf Oldenbarnevelt ihm rundweg erklärte, daß man in Utrecht gesetzwidrig gehandelt habe und daß ein solches Anerbieten ohne Zustimmung der Generalstaaten null und nichtig sei, daß man aber geneigt sein würde, der Königin unter annehmbaren und billigen Bedingungen die Souveränetät zu übertragen. Einem andern Plan Leicester's, den Prinzen Moritz mit sich nach England zu nehmen, widersetzte sich der Advocat von Holland ebenfalls, der vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß der Aufenthalt des Prinzen am englischen Hofe dann ein unfreiwillig längerer wer-

Digitized by Google

den könnte. Während der Abwesenheit des Grafen sollte der Staatsrath die Regierungsgeschäfte führen; allein er machte diese am 24. November getroffene Anordnung durch eine geheime Cabinetsacte wieder hinfällig, durch welche seine ergebensten Creaturen angewiesen wurden, die Befehle des Staatsraths einfach zu ignoriren.

Zu keiner ungelegenern Zeit hätte sich Leicester entfernen können. Der Parteihaß hatte in manchen Plätzen einen Charakter angenommen, der das Schlimmste befürchten ließ, die Autorität des Staatsraths, in der ebenfalls eine Leicester'sche Partei einer staatlichen gegenüberstand, war der schwierigen Lage keineswegs gewachsen und was für die Landesvertheidigung von den allerschlimmsten Folgen sein mußte, die im Dienste der Staaten stehenden Truppenführer, besonders Hohenlo, später der Schwager von Moritz, standen sowol mit Leicester selbst wie mit den Anführern des englischen Contingents auf sehr schlechtem Fuße und verweigerten grundsätzlich jedes gemeinschaftliche Zusammenwirken, das sich übrigens schon wegen des jammervollen Zustandes der englischen Truppen, die monatelang unbezahlt blieben und zu Brandschatzungen förmlich gezwungen wurden, von selbst verboten hätte. Man sah sich deshalb genöthigt, bald nach der Abreise Leicester's eine Gesandtschaft nach England zu schicken, um auf nachhaltigere Hülfeleistung zu dringen; allein sie kam diesmal bei Elisabeth schlecht an; die Schilderungen, die ihr Leicester auf seine Weise von den Zuständen in den Provinzen gemacht, brachten sie in eine solch erbitterte Stimmung, daß sie sich in eine Flut von Vorwürfen über die Undankbarkeit der Staaten ergoß, auf ihre Intriguen gegen Leicester und ihre Person in der gehässigsten Weise hinwies und der Gesandtschaft schließlich erklärte, man solle sich in den Provinzen ja nicht einbilden, daß die Königin von England alles, was sie für dieselben thue, zu ihrer eigenen Vertheidigung thue. Während die Gesandten noch in England weilten, kam der niederschmetternde Bericht vom Verrathe der beiden englischen Befehlshaber Stanley und York, die Deventer und Zütphen den Spaniern ausgeliefert hatten. Allein Elisabeth war zu einem kräftigern und nach-

Digitized by Google

drücklichen Eingreifen nicht zu bewegen, und Anfang März kehrte die Gesandtschaft unverrichteter Dinge wieder in die Niederlande zurück. Von der Entrüstung, die hier über die schmachvolle That der beiden englischen Offiziere herrschte, wird man sich wol kaum einen Begriff machen können, und der Glaube, daß England damit umgehe, die Provinzen an Spanien auszuliefern, erhielt dadurch selbstverständlich nur neue Nahrung. Am 4. Februar richtete denn auch Oldenbarnevelt an Leicester einen Brief [1], der mit einer in einer Staatsschrift unerhörten Offenheit und Schärfe das lange Sündenregister des englischen Systems entrollte, und in einem andern Briefe an die Königin, den die niederländischen Gesandten zu übergeben hatten, betonte er in sehr energischer Sprache, daß man in den Provinzen fester als je entschlossen sei, die alten Freiheiten zu handhaben und den Krieg gegen Spanien bis aufs Aeußerste fortzuführen. Das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen auf staatischer Seite aber erhob bald wieder sein Haupt in der frühern Weise, sodaß Oldenbarnevelt dem Unterhändler Leicester's gegenüber die Souveränetät der Staaten energischer als je vertheidigte und das Gebaren desselben, sie zur Rechenschaft zu ziehen, sie, denen er allein seine Macht dankte, ein unbegreifliches nannte, „gerade so, als wenn die Statthalter zur Zeit Karl's V. von diesem Kaiser über die eine oder andere Regierungsmaßregel Rechenschaft verlangt hätten". [2]

Daß Leicester trotz seiner scheinbaren Weigerung den Augenblick kaum erwarten konnte, in welchem er den Fuß in Vlissingen wieder ans Land setzte, wußte Oldenbarnevelt recht wohl, denn mit der zurückkehrenden Gesandtschaft war auch Lord Buckhorst gekommen, dessen Aufgabe es war, dem Grafen den Weg zur Wiederergreifung der Gewalt zu bahnen. Ueberdies war Oldenbarnevelt durch Vermittelung des niederländischen Agenten Ortell in London noch vor der Ankunft Leicester's im Besitz eines vertraulichen Briefes desselben an seinen Günstling und Geheim-

[1] Vgl. „Gedenkstukken", I, 147.
[2] Vgl. Motley, Thl. 2, Kap. 15.

Digitized by Google

ſchreiber Junius, in welchem er ganz offen ſeine Abſichten darlegte, wie er den widerſpenſtigen Staaten ein für allemal das Handwerk zu legen gedenke, welche Mittel er dazu anwenden werde und wie er von nun an unumſchränkt regieren wolle.[1] Kurz vorher, am 5. Juni 1587, war hauptſächlich auf Betreiben Oldenbarnevelt's während der Abweſenheit Leiceſter's Moritz zum Generalkapitän ernannt worden, wozu die von Parma um dieſe Zeit ſehr energiſch in die Hand genommene Belagerung von Sluis einen erwünſchten Vorwand gab und den Widerſtand der Leiceſter'ſchen Partei im Staatsrath auf die Seite ſchob. In derſelben Sitzung wurde ferner beſchloſſen, daß der Staatsrath wieder in den vollen Umfang ſeiner Machtbefugniſſe eingeſetzt werden ſollte, die ihm durch Leiceſter's geheime Cabinetsacte thatſächlich genommen war. Das Anſehen und die Autorität der Staaten war aber dadurch in ſehr bedeutender Weiſe geſtärkt worden, und als Leiceſter Anfang Juli wieder zurückkam, fand er die Situation in jeder Hinſicht zu ſeinen Ungunſten verändert.

Sluis, auf deſſen Entſetzung Leiceſter ſo großen Werth legte, ergab ſich nach heldenmüthiger Vertheidigung, und ſein Ingrimm mag um ſo größer geweſen ſein, als ſich unſchwer nachweiſen ließ, daß die abſichtlich dabei an den Tag gelegte Saumſeligkeit der Staaten, die Unthätigkeit der vor der Stadt erſchienenen ſtaatiſchen Flotte und der offene Ungehorſam Hohenlo's, der ruhig in Herzogenbuſch blieb, ſtatt dem Befehle Leiceſter's gemäß zum Entſatze heranzurücken, den Fall der wichtigen Stadt verſchuldet hatten. Holland hatte ſogar ein großes Intereſſe am Verluſte der Stadt, denn wenn Antwerpen und Flandern der Union beitraten, dann verlor jenes ſein Uebergewicht, die Schelde blieb offen, die Kaufleute, die ſich bisjetzt ebenſo um ihres Glaubens, wie um ihrer Handelsintereſſen willen in Amſterdam niedergelaſſen hatten, wären dann in Antwerpen geblieben, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß dann der Schwerpunkt der Republik in kurzer Zeit nach Belgien verlegt worden

[1] Vgl. Motley, a. a. O.

Digitized by Google

wäre. In der That herrschte unter dem Volke eine Zeit lang auch eine grenzenlose Erbitterung, die sogar bis zur persönlichen Mishandlung einiger Staatenmitglieder führte. Indessen nahmen die Verhandlungen zwischen Spanien und England ihren weitern Verlauf, Moritz und Oldenbarnevelt wußten sehr genau um die Sache, denn die geheimen Befehle, die Leicester aus England bekam, waren häufig früher in den Händen des Advocaten als in denen des englischen Statthalters, und der Argwohn der Staaten ging natürlich weiter als die Wahrheit; Leicester selbst versicherte der Königin, daß das Volk den Frieden dankbar annehmen würde, wenn nur nicht die Staaten oder wenigstens die Wortführer derselben alle seine Mühe zu Schanden machten. Als der Graf im August 1587 den Staaten die officielle Mittheilung der zwischen der Königin und Parma schwebenden Verhandlungen machte, erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung, daß Leicester sich gezwungen sah, die Angelegenheit mehr oder weniger zu desavouiren.[1] Mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, das sah er wol, konnte er den Widerstand der Staaten nicht brechen, er versuchte es jetzt mit einem kühnen Handstreich. Wenn auch sein Plan, sich der Person von Moritz und Oldenbarnevelt zu bemächtigen und beide nach England bringen zu lassen, nicht mit überzeugender Sicherheit bewiesen werden kann — Oldenbarnevelt wenigstens war dringend gewarnt worden, sich in Sicherheit zu bringen, worauf er sich vom Haag nach Delft begab — so ging aus dem Anschlage seiner Anhänger auf Leiden zur Genüge hervor, wessen sich die Staaten von ihm zu versehen hatten. Zuerst hatte sich die Leicester'sche Partei Amsterdams zu bemächtigen gesucht, und da Dirk Sonoy, einer der treuesten Anhänger des Grafen, im Besitze von Medemblik war, so wäre mit dem Fall Amsterdams ganz Nordholland dem englischen Einfluß unterworfen gewesen. Der Plan wurde aber verrathen und ebenso das weitere mit großer Umsicht vorbereitete Unternehmen, Leiden in die Hand Leicester's zu bringen. Durch einen Zufall wurde die Verschwö-

[1] Vgl. Motley, Thl. 2, Kap. 17.

Digitized by Google

rung entdeckt, und während sonst nach gewöhnlichem Recht Untersuchung und Bestrafung des Anschlags die Aufgabe des städtischen Gerichts gewesen wäre, gab man dem Proceß einen eminent politischen Charakter, es wurde eine aus den Staaten der verschiedenen Provinzen genommene Untersuchungscommission ernannt, die unter dem Vorsitze von Moritz die Sache in die Hand nehmen mußte. Die außerordentlich strenge, in keinem Verhältniß zur Schwere des Verbrechens stehende Strafe — denn dasselbe war ja nicht zur Ausführung gekommen und überdies war es die Absicht der Beschuldigten gewesen, den Anschlag ohne Blutvergießen durchzuführen — bewies aber deutlich, daß man in den drei enthaupteten Schlachtopfern der Leicester'schen Politik den Herzstoß hatte versetzen wollen. Aber der Graf selbst hatte sich und seinen Namen vorsichtig aus der Schlinge gezogen, denn da er sich wohl gehütet hatte, dem Führer der Verschwörung irgendwelchen schriftlichen Befehl zu geben, obwol aus den Verhandlungen deutlich genug hervorging, daß dieser nur im Auftrage Leicester's gehandelt hatte, so wurde zwar der Name des Grafen im Urtheil nicht genannt, aber sein moralisches Ansehen sank seit dieser Zeit tiefer als je, zumal er jede eigene Beziehung zu der Verschwörung mit eherner Stirn leugnete. Die Seele des ganzen Proceßverfahrens war Oldenbarnevelt gewesen; obwol er sich selbst im Hintergrunde hielt, war es doch sein Werk gewesen, daß die Angelegenheit vor das Forum der Staaten gebracht und daß dem Proceß eine principielle Bedeutung gegeben wurde. Leicester mochte dadurch wol selbst zur Ueberzeugung gekommen sein, daß seine Rolle in den Niederlanden ausgespielt war; am Ende des Jahres 1587 legte er seinen Posten nieder oder vielmehr er begab sich wieder nach England. Da die Urkunde, in der er seine Stelle niederlegte, erst im April 1588 in die Hände der Staaten kam, so glaubte man zuerst nicht anders, als daß ebenso wie das vorigemal die Regierung temporär nach England verlegt worden war.

Wenn somit die englische Politik in den Provinzen ein klägliches Fiasco gemacht, so gebührt das Verdienst, dieses herbeigeführt zu haben, ausschließlich dem Advocaten. Man kann sich

Digitized by Google

des Gefühls der ungetheilten Bewunderung nicht erwehren, wenn man sich die überaus kritische Lage der Provinzen vergegenwärtigt, unter welcher er das Steuerruder mit fester Hand leitete. Im Süden stand Parma bereit, mit aller Kraftanstrengung die aufständischen Provinzen zu unterwerfen, die fast ausschließlich auf eigene Hülfe angewiesen waren, da weder von Frankreich noch von Deutschland etwas zu erwarten war und die unter äußerst onerosen und demüthigenden Bedingungen von England gegebene Unterstützung schon ihrer Unzulänglichkeit wegen oft weit eher als verdecktes Hinderniß, denn als wirklicher Beistand empfunden wurde. Im Innern der Provinzen selbst bedrohten Parteihader und der mehr und mehr greifbare Gestalt annehmende Gegensatz innerhalb der reformirten Kirche selbst die Existenz des Landes. Und doch waren die Gefahren, die es hier zu überwinden galt, noch nichts im Vergleich zu dem, was nach dem Weggange Leicester's zu erwarten war; aber jetzt beginnt sich auch das staatsmännische Talent Oldenbarnevelt's in geradezu glänzender Weise zu entfalten, denn nicht nur muß er Ordnung in das politische Chaos des eigenen Landes bringen, auch die internationalen Beziehungen, in welche die Republik jetzt eintritt, nehmen seine eiserne Thätigkeit und sein unvergleichliches Talent vollauf in Anspruch. Die Verhältnisse und der Lauf der Ereignisse kamen ihm dabei zwar in wunderbarer Weise zu Hülfe, aber das Verdienst, sie in seine Berechnungen gezogen und zum Heile seines Landes verwerthet zu haben, gebührt ausschließlich ihm.

So lange Leicester in den Provinzen die höchste Gewalt ausgeübt hatte, hatten die centralisirenden Bestrebungen seines Systems dem centrifugalen Drang der einzelnen Provinzen ein heilsames Gegengewicht entgegengestellt; mochte seine Macht namentlich am Ende seiner Regierung nur eine scheinbare gewesen sein, so war doch durch die Anwesenheit eines sichtbaren Oberhaupts die Idee der Einheit wenigstens äußerlich gewahrt worden. Jetzt war es mit einem Schlage anders, und die allgemeine Verwirrung, welche im Winter 1587/88 herrschte, war zu einer Höhe gestiegen, die den vollständigen Untergang

Digitized by Google

der Provinzen in sichere Aussicht stellte. Die Anhänger Leicester's verweigerten den Generalstaaten den Gehorsam, Utrecht, der Burgflecken des Widerstandes, ging damit um, sich ohne jeden Rückhalt der englischen Krone zu unterwerfen, die Menge wartete auf die Rückkehr Leicester's und trat den Regenten überall mit offener Feindschaft entgegen; die Prädicanten, die treuesten Anhänger des Grafen, geberdeten sich als die Obrigkeit, richteten lange Ermahnungen an die Staaten und sandten Abgeordnete an Elisabeth; im Norden bot Dirk Sonoy offenen Widerstand und konnte erst durch bewaffnetes Einschreiten zum Gehorsam gebracht werden; Willoughby, der Befehlshaber der englischen Truppen, ein tapferer, entschlossener Mann und feuriger Anhänger Leicester's, legte seine feindselige Gesinnung gegen die Staaten mehr als einmal in drohender Weise an den Tag, und was noch das Aergste war, das schlecht bezahlte Kriegsvolk meuterte an allen Ecken und Enden und vertheidigte seinen Ungehorsam mit dem Eide, den es früher Leicester geschworen; die Autorität des Staatsraths, der den Statthalter nach seiner Abreise ersetzen sollte, wurde kaum beachtet und konnte sich auch keine Geltung verschaffen — kurzum der Begriff der Souveränetät war sowol factisch wie auch im Bewußtsein der Bevölkerung abhanden gekommen.

Nur die Repräsentanten des Volkes, die Staaten waren übriggeblieben, und diese eigneten sich nun ohne weiteres die Rechte des frühern Landesherrn an, waren also Regierung und Volksvertretung zugleich. Die Executive wurde einem Staatsrath übertragen, dessen Instruction alsbald nach der Abdankung Leicester's festgestellt wurde. Er hatte den Oberbefehl im Kriege und unter der Aufsicht der Generalstaaten die Aufgabe, die mitunter sehr weit auseinanderlaufenden Interessen und Wünsche der einzelnen Provinzen miteinander in Einklang zu bringen. Die Mitglieder dieses Collegiums mußten ihrer eigenen Provinz abschwören, „um für die Generalität zu sein", aber obwol gerade unter den damaligen Verhältnissen eine starke, von einem einheitlichen Willen beseelte Executivgewalt mehr als je nöthig gewesen wäre, so hatte der decentralisirende Geist doch schon so

Digitized by Google

tiefe Wurzeln geschlagen, daß man sich nicht dazu entschließen konnte, dem Staatsrath irgendwelche hinreichende Macht zu geben. Der Oberbefehlshaber der englischen Truppen war nach den mit Elisabeth getroffenen Vereinbarungen Mitglied des Staatsrathes, da man ihm aber zu mistrauen gerechte Ursache hatte, so wurden viele Geschäfte, die eigentlich in das Ressort des Staatsrathes gehört hätten, einfach von den Staaten, d. h. von Oldenbarnevelt erledigt. Ueberdies konnte man es Holland nicht verargen, das mehr als die Hälfte der gesammten Kriegskosten bezahlte und doch nur über ein Viertel der Stimmen im Staatsrath verfügte, wenn es dank der Geschicklichkeit seines Advocaten die wichtigsten Angelegenheiten diesem Collegium entzog, um sie bei den Generalstaaten behandeln zu lassen, in denen Holland doch den überwiegenden Einfluß hatte, ohnedies, da Oldenbarnevelt im Januar 1590 gezwungen worden war, aus dem Staatsrath auszutreten. Auch Moritz, als Oberbefehlshaber, verhandelte lieber direct mit den Generalstaaten und mit Oldenbarnevelt, die ihm wenig in den Weg legten, als mit dieser Art Hofkriegsrath. So dauerte es nicht lange, bis die Generalstaaten sich factisch an die Stelle des Staatsraths gesetzt haben, und da infolge dessen der Umfang der Geschäfte auch gewachsen war, so erklärten sie ihre Versammlung im Jahre 1593 permanent.

Damit hatte man aber vom Standpunkt der Zusammengehörigkeit der Provinzen eine sehr gefährliche Bahn beschritten. Denn die Mitglieder der Generalstaaten waren eidlich verbunden, nur und ausschließlich die Interessen der Provinz, die sie vertraten, zu beherzigen, nicht, wie der Staatsrath, im Dienste der Union zu wirken. Daß man aber dennoch diese Regierungsform wählte, welche aus der Republik einen zusammenhängenden Staatenbund, und nicht einen fest organisirten Bundesstaat machte, lag in den Verhältnissen. Daß Holland mit Zeeland, die für die Unabhängigkeit bisjetzt am meisten gethan und die auch ihren Boden vom Feinde vollständig gesäubert hatten, in der Union eine andere Rolle spielen wollte, als z. B. das noch mehr als zur Hälfte von Spanien besetzte Oberyssel, lag auf der Hand.

Digitized by Google

Ein weiterer Uebelstand lag in dem äußerst schleppenden und langsamen Geschäftsgang. Die wichtigsten Beschlüsse wurden in den Staaten von Holland entworfen und dann in den Generalstaaten genehmigt. Aber ehe Holland fertig war, dauerte es in der Regel eine ziemliche Zeit; denn die Staaten selbst waren im Grunde genommen nichts anderes als die Bevollmächtigten souveräner Stadtmagistrate, und während sie früher nach bestem Wissen und Gewissen ihre Stimmen gegeben hatten, waren sie nach dem Tode Wilhelm's eidlich verpflichtet, nach dem ihnen von ihren Auftraggebern gewordenen Befehl zu beschließen. Und da bei allen wichtigen Fragen Stimmeneinheit erforderlich war, so begreift man leicht, daß eigentlich die Magistrate der stimmenden Städte das Heft in den Händen hatten, da ohne die Zustimmung von jedem einzelnen derselben die schwebende Angelegenheit einfach nicht erledigt werden konnte. Jetzt kann man sich auch einen annähernden Begriff von der einflußreichen und zugleich mühevollen Stellung des Advocaten machen; wie viele Mahnungen wird derselbe oft an die Regenten widerwilliger Städte haben richten müssen, ehe es so weit war, daß der zu erledigende Gegenstand in den Staaten von Holland zur Verhandlung gebracht werden konnte.

Noch viel verderblicher war der Einfluß des Föderativprincips auf die Finanz- und Kriegsverwaltung. Zwar hatte die Union von Utrecht in ihrem fünften Artikel bestimmt, daß die Kriegskosten durch indirecte, in allen Provinzen gleichmäßig zu erhebende Steuern gedeckt werden sollten. Allein diese Bestimmung, die das Band der Einheit um die Provinzen gewiß enger geknüpft und dem Staatsrath eine wirkliche Autorität verschafft hätte, trat niemals ins Leben, sie stand in zu schneidendem Gegensatz zu dem Selbständigkeitstrieb der einzelnen Provinzen, und man führte deshalb das Quotensystem ein, nach welchem die Generalstaaten den auf jede Provinz fallenden Antheil der gemeinsamen Ausgaben zu repartiren hatten, während es den einzelnen Provinzen selbst überlassen blieb, ihre Einwohner auf die eine oder andere Weise zu besteuern. Die üblen Folgen dieses Systems zeigten sich nothwendigerweise bald,

Digitized by Google

die unwilligen Provinzen wälzten ihren Antheil auf die Schultern der besser gesinnten, und der schlechte Finanzhaushalt der einen drückte um so schwerer auf die andern. Leicester hatte vergeblich die Bestimmungen der Union einzuführen gesucht, seine Plakate blieben ein todter Buchstabe; nur Holland und Zeeland hatten im Anfange durch Belastung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse die Umlage aufgebracht, in den andern Provinzen wurde der Schritt nicht gewagt. Aus den Quoten hatte die Generalität bisjetzt die Kosten für den Krieg bestritten, und gerade hier trat die Unbilligkeit des Systems sehr grell zu Tage, da Holland und Zeeland in die allgemeine Kriegskasse mehr bezahlten, als zur Unterhaltung des Kriegsvolks nöthig war. So wurde denn nach der Entfernung Leicester's dem Provinzialismus ein weiteres Zugeständniß gemacht, indem die Bezahlung des Kriegsvolks wesentlich eine Sache der Provinz wurde; jede Provinz wußte fortan, wie viel Truppen auf ihre Rechnung unterhalten wurden, aber die an und für sich, namentlich im Hinblick auf renitente Provinzen gewiß nicht unbillige Maßregel diente ebenfalls dazu, das Band der Union noch weiter zu lockern. Denn die Brotherren, d. h. die einzelne bezahlende Provinz, gewöhnten sich allmählich, die „unter ihrer Repartition" stehenden Truppen für ihr eigenes Kriegsvolk, nicht für das der Union zu halten, und sie hielten sich deshalb auch für berechtigt, nach Gutdünken über dieselben verfügen zu können. Moritz konnte in den folgenden Jahren mehr als einmal die Folgen davon spüren: wenn eine Provinz ein besonderes Interesse hatte, daß der eine oder andere ihrem Handel hinderliche Platz vor jeder andern Unternehmung erobert werden sollte, während der Oberfeldherr der Republik anderer Meinung war, so kam es vor, daß die Provinz einfach sich weigerte, das von ihr bezahlte Contingent marschiren zu lassen. Hätte der glückliche Zufall es nicht gefügt, daß in der schlimmsten Zeit die sieben Provinzen nur zwei Statthalter, Moritz und seinen Vetter Wilhelm Ludwig, gehabt hätten, denen ein klares Ziel unverrückt vor Augen schwebte, das sie auch mit seltener Uebereinstimmung verfolgten, so wären die Folgen des eben geschilderten Zustandes

Digitized by Google

noch verderblicher gewesen. In dieser Beziehung war es die Provinz Holland, die auf strenge Centralisation drang; wiederholt drang sie auf die Ernennung eines Generalkapitäns für die Union, wozu natürlich kein anderer als Moritz bestimmt gewesen wäre, aber Friesland, das vermöge seiner Lage eine andere Art der Kriegführung befolgen zu müssen glaubte, war nicht dazu zu bewegen, auf die freie Verfügung seines Contingents zu verzichten. Derselben Erscheinung begegnet man bei dem Seewesen. Vor der Rückkehr Leicester's war Moritz auf Betreiben Oldenbarnevelt's zugleich mit seiner Anstellung als Statthalter auch zum Admiral ernannt worden, um die Leitung der Marineangelegenheiten dem englischen Einflusse soviel als möglich zu entziehen; allein Leicester setzte dieser Maßregel eine andere entgegen, indem er verschiedene Admiralitäten errichtete, deren gegenseitige Eifersucht ihm von selbst das Uebergewicht in denselben sichern mußte; nach seinem Weggange war es nicht möglich, den einzelnen auf ihre Sonderrechte eifersüchtigen Städten ihre Admiralitätscollegien wieder zu nehmen, und wenn auch Moritz auf Betreiben Oldenbarnevelt's später zum Generaladmiral der Union angestellt wurde, so machte der lange Zeit von Zeeland gebotene Widerstand auch diese centralisirende Maßregel illusorisch. Man thut also unrecht, den Vorwurf des Provinzialismus in erster Linie gegen Holland und dessen Advocaten zu richten; im Gegentheil hat der letztere, sobald die von England drohende Gefahr beseitigt war, nicht obgleich, sondern weil er die Interessen seiner Provinz vertheidigte, damit zugleich auch die Sache der Union befördert.

In wunderbar kurzer Zeit war nach Leicester's Rücktritt fast in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes die Ruhe wiederhergestellt. Nicht nur wurde das meuterische Kriegsvolk überall zur Ordnung gebracht, und von allen durch unbezahlte Truppen in Gefahr gebrachten Plätzen wurde allein Geertruidenberg von der Besatzung an Parma verkauft; das Heer wurde vermindert, Betrügereien von Offizieren, die auf ihren Rollen mehr Mannschaften aufführten, als sie wirklich im Dienst hatten, wurden durch strenge Controlbestimmungen fortan unmöglich gemacht,

Digitized by Google

die Truppen wurden pünktlich bezahlt, und die Folgezeit sollte bald den Beweis liefern, daß mit einem derartigen kleinen Heere im Felde weit mehr auszurichten war, als mit den zahlreichen, aber schlecht bezahlten und stets zur Meuterei gesinnten Truppen Leicester's oder Parma's. Sonoy in Nordholland wurde abgesetzt, der Versuch, Westfriesland von Holland zu trennen, zu rechter Zeit vereitelt; die Prädicanten, die soeben noch im Dienste Leicester's die gefährliche Demagogenrolle gespielt hatten, bequemten sich der neuen Ordnung bald an, und da man es verstand, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, verhielten sie sich ruhig, es dauerte nicht lange, so hatte Moritz die Sympathien, deren sich früher Leicester erfreut hatte, und damit gewöhnte sich auch das Volk an die veränderte Lage, ja Utrecht, der frühere Herd der englischen Intriguen, schloß sich nach Entfernung der gefährlichsten Elemente aufs innigste an Holland an.

Und fragt man nach der gewaltigen und sichern Hand, die in verhältnißmäßig so kurzer Zeit den Staat aus der gefährlichsten Lage, die es geben kann, der Anarchie, gerissen, so ist keine andere Antwort darauf möglich als die, daß es der unermüdete Advocat von Holland gewesen ist, der diese Riesenaufgabe gelöst hat. Und wer wollte leugnen, daß seine Schöpfung eine dauerhafte gewesen? Trotz aller Mängel, die der Organisation des jungen Staates anklebten, woraus sich später die schmähliche Regentenwirthschaft entwickeln konnte, hat die Verfassung die Stürme der Jahrhunderte überdauert, und es bedurfte des Wogenanpralls der Französischen Revolution, um sie über den Haufen zu werfen. Vorderhand aber hatte der Advocat die Genugthuung, sein Gemeinwesen als ebenbürtigen Factor in die Reihe der europäischen Staaten eingeführt zu haben, und welche Rolle er hier spielte, soll in den folgenden Blättern nachgewiesen werden. Denn jetzt bewahrheitete sich das einst vom Schweiger den spanischen Unterhändlern hingeworfene Wort, „daß die Provinzen einer schönen Jungfrau vergleichbar seien, der es nicht an Freiern fehle".

Digitized by Google

II.

Die auswärtige Politik hatte sich für die Republik in günstigster Weise gestaltet, und das Ziel, auf das Wilhelm von Oranien während seines Lebens hingearbeitet, Frankreich in die Action mit fortzureißen und so den Angriffen Spaniens auf die Niederlande eine erwünschte Ableitung zu besorgen, war erreicht worden. Und was das Merkwürdigste an der Sache war, nicht die niederländische Diplomatie und Staatskunst hatte das Kunststück zu Stande gebracht, sondern die unbegreifliche Verblendung Philipp's selbst sorgte dafür, daß jedesmal, wenn die Unterwerfung der aufständischen Provinzen dem Feldherrngenie Parma's als reife Frucht in den Schos zu fallen schien, die Errungenschaft wie Schnee vor der Sonne wegschmolz. Als katholischer Souverän hielt er sich für verpflichtet, der Ligue in Frankreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unter die Arme zu greifen, und dabei spielten seine Ansprüche auf den französischen Thron ebenfalls eine hervorragende Rolle. Was an Truppen und Geld verfügbar war, mußte Frankreich zugewendet werden, aber dafür wurden die Niederlande entblößt, und mit schwerem Herzen mußte Parma mit ansehen, wie Moritz, der Feldherr des staatischen Heeres, in dem Feldzug von 1591 und 1592 einen Platz um den andern den Spaniern entriß. Wol mochte Parma in Frankreich die glänzendsten Proben seines Feldherrntalents ablegen, es mochte ihm auch gelingen, einige Erfolge zu erringen, das Endresultat war für Spanien ein klägliches, denn weder ein Guise noch Philipp selbst, sondern Heinrich von Navarra bestieg den französischen Thron. Seine spätere Kriegserklärung an Spanien verwandelte den Bürgerkrieg in Frankreich in einen Krieg mit einer auswärtigen Macht, und da Heinrich zugleich zur katholischen Kirche übergetreten war, so fiel jeder Vorwand der Unterthanen, die bisher im Namen der Kirche gegen ihn gekämpft hatten, weg, und die spanische Partei in Frankreich machte sich von nun an des Hochverraths schuldig.[1]

[1] Vgl. „Gedenkstukken", II, 44.

Digitized by Google

Seine natürlichen Bundesgenossen gegen Philipp II. waren England und die Republik. Der Religionswechsel des Königs hatte bei den Staaten und dem Volke im Anfange große Entrüstung hervorgerufen; ja man war mit dem Gedanken umgegangen, eine Deputation von Theologen und Prädicanten an den König zu senden, um ihn von der Sünde seines Abfalls und der ausschließlichen Wahrheit der reformirten Lehre zu überzeugen. Aber Oldenbarnevelt und die Staaten, die begriffen, daß man die Bundesgenossenschaft Frankreichs nicht entbehren konnte, ermahnten zur Mäßigung und brachten die Prädicanten auch dahin, daß sie das bisherige übliche Kirchengebet für den König auch fernerhin verrichteten. [1]

Kein niederländischer Staatsmann, am allerwenigsten Oldenbarnevelt, konnte sich der Ueberzeugung verschließen, daß das Schicksal der Provinzen im innigsten Zusammenhang mit dem Glück oder Unglück Heinrich's IV. stehe. Auch in der Zeit, wo man sich mit Mühe der Angriffe Parma's erwehren konnte, sandten die Staaten dem König Truppen und Kriegsschiffe und unterstützten ihn mit Geldsummen, deren Betrag am Ende des Jahres 1593 schon auf 500000 Gulden gestiegen war. Und dieses Geld war gut angelegt, denn nicht nur war Heinrich dadurch zu energischer Kriegführung gegen die Ligue im Stande, sondern es gingen dadurch, da das spanisch-niederländische Heer in Frankreich beschäftigt war, die hauptsächlichsten Plätze nördlich von der Maas an die Provinzen über. Umgekehrt mußte Heinrich dasselbe Interesse an dem Bündniß mit der Republik haben, und es ist gewiß nicht zufällig, daß in demselben Augenblick, in welchem von Brüssel aus den Provinzen neue Friedensvorschläge gemacht wurden, der französische Gesandte Buzanval den Staaten einen neuen Angriffsplan gegen Spanien vorlegen mußte; denn die französische Regierung wußte recht gut, daß ihre Angelegenheiten auch bei allem Unglück so lange nicht hoffnungslos standen, als die Staaten mit Spanien Krieg führten. [2]

[1] Res. Holl., 1593, S. 123 u. 139; Bor, III und IV.
[2] Vgl. „Gedenkstukken", Bd. 2, S. VII.

Digitized by Google

In diesem Sinne waren auch die Instructionen abgefaßt, welche der Agent der Staaten am französischen Hofe von Oldenbarnevelt erhielt. Levin Calvart, der nach dem Tode Taffin's mit diesem wichtigen Posten betraut wurde, scheute denn auch keine Mühe, um den König zu einer offenen Kriegserklärung an Spanien zu bewegen und ihm den Vortheil klar zu machen, der sich für Frankreich ergeben müßte, wenn der Kriegsschauplatz in die reichen Provinzen Artois und Hennegau verlegt würde, wo die Provinzen aus dem eben wiedereroberten Geertruidenberg ihren Bundesgenossen die Hand reichen konnten.[1] Aber es dauerte noch lange, bis Heinrich sich zu dem entscheidenden Schritt entschloß. Und um es so weit zu bringen, hatten die Staaten keinen Augenblick gezaudert, sofort auf die erste Anfrage Heinrich's ein Heer ins Luxemburgische und die angrenzenden wallonischen Provinzen zu schicken, um mit Bouillon die Operationen gemeinschaftlich zu beginnen, obwol der Feldzug unter den möglichst ungünstigen Auspicien eröffnet und namentlich Moritz in seiner städtebezwingenden Arbeit dadurch auf sehr unliebsame Weise unterbrochen wurde. Das Resultat der Expedition war dann auch gleich Null, aber der Hauptzweck war doch erreicht, denn alsbald nachdem Bouillon, durch das staatische Contingent verstärkt, die Feindseligkeiten eröffnet hatte, erklärte auch Heinrich an Spanien den Krieg (December 1594). Allein statt der gehofften Erfolge brachte dieser eine Enttäuschung um die andere, an Stelle des schwachen und energielosen Erzherzogs Ernst hatten die südlichen Niederlande in Fuentes einen ebenso thatkräftigen und kühnen Statthalter, wie einen ausgezeichneten Feldherrn erhalten, das Luxemburgische wurde durch Verdugo von den Banden Bouillon's gesäubert, und als sogar Kamerijk sich ergeben hatte, war der mit enormen Kosten und mit großer Vorsicht entworfene Feldzug für Frankreich und die Niederlande verloren. Oldenbarnevelt hatte mit Moritz den kühnen Plan entworfen, im lütticher Gebiet einige feste Plätze

[1] „Gedenkstukken", II, 3; Fruin, „Tien jaren etc.", S. 182, und Bor, III.

Digitized by Google

zu überrumpeln, um dadurch auf dem kürzesten und sichersten Wege die Verbindung mit Bouillon zu unterhalten, während man bisjetzt nur entweder durch Deutschland oder zur See die Hülfstruppen nach Frankreich bringen konnte. Auf drei Plätze zugleich, Maaseyk, Hasselt und Huy, war es abgesehen gewesen, aber nur der letztere Platz wurde von Heraugière, demselben Offizier, der Breda durch einen Handstreich genommen, überrumpelt, allein eine furchtbare Wassersnoth, die dem Wohlstand in den Niederlanden die empfindlichsten Wunden schlug, verhinderte Moritz, dem indessen von spanischen Truppen belagerten Platze rechtzeitige Hülfe zu bringen; Heraugière mußte sich ergeben, wodurch Bouillon von der Kriegsmacht der Staaten abgeschnitten wurde und Luxemburg räumen mußte. Oldenbarnevelt hatte bei diesem Project in erster Linie auf die Mitwirkung der zahlreichen Protestanten im lütticher Lande gerechnet. Mit dem Verluste dieses wichtigen Platzes war das staatische Heer für Heinrich aber so gut als werthlos und er äußerte sich auch in sehr gereizter und leidenschaftlicher Weise über die angebliche Saumseligkeit seiner Bundesgenossen, denen er laut die Schuld am Mislingen des Feldzuges zurechnete. Seine Drohung, mit Spanien Frieden zu schließen und die Republik ihrem Schicksal zu überlassen, muß dann auch großen Eindruck bei den Staaten gemacht haben, und man kann sich denken, welche Mühe Oldenbarnevelt in den Staaten gehabt haben muß, um diese zu bewegen, von nun an den Unterhalt von zwei Regimentern Gascogner auf ihre Rechnung zu nehmen, die Garnison von Calais mit einigen Compagnien zu verstärken und unter Justinus von Nassau weitere zwanzig Compagnien zum Entsatz von Kameryk marschiren zu lassen, die nach dem Falle der Stadt dann den ganzen Winter zur Belagerung von La Fère in Frankreich blieben.[1]

Daß mit der Kriegserklärung an Spanien nicht zugleich auch ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wurde, worauf

[1] Resol. Holl., 1595, S. 443; van Meeteren, XVIII; „Archives", 2. Serie, I, 342; Bor, IV.

Digitized by Google

von französischer Seite auch gedrungen wurde, lag an der Eifersucht Elisabeth's, der die Staaten nicht zu nahe treten durften. Man konnte es ihr sicher nicht verargen, wenn sie ärgerlich darüber war, daß die Republik, die sie noch fortwährend mit Geld und mit Truppen unterstützte, gleichsam von ihrem Ueberflusse Frankreich mittheilte. Elisabeth wagte zwar nicht den Vertrag von 1585 zu kündigen, da sich die Staaten sonst vollständig in die Arme Frankreichs geworfen hätten, aber sie hatte doch schon seit einiger Zeit das englische Contingent weit unter den vertragsmäßigen Bestand gesetzt, und jetzt verlangte sie, daß die Provinzen für den Unterhalt desselben selbst sorgen sollten. Zugleich drang sie in diesem Augenblick auf die Rückbezahlung ihrer Vorschüsse, obgleich der Vertrag von 1585 ausdrücklich bestimmte, daß damit erst nach der Beendigung des Krieges ein Anfang gemacht werden sollte, die Königin behauptete aber fortwährend, daß die Staaten bei einigermaßen gutem Willen einen sehr vortheilhaften Frieden schließen könnten. Nach langem Hinundhermarkten willigte sie endlich in eine Verlängerung der Frist, dagegen mußten die Staaten sich verpflichten, sie im Falle eines neuen Angriffs einer spanischen Armada mit einer ansehnlichen Flotte zu unterstützen. [1] Daß die Staaten sicher nicht von ihrem Ueberfluß Frankreich unterstützten, wie Elisabeth meinte, geht am besten daraus hervor, daß gerade in dem Jahre, in welchem eine ansehnliche staatische Truppenmacht in Frankreich an Heinrich's IV. Seite kämpfte, in den Niederlanden selbst auf militärischem Gebiet so gut wie nichts ausgeführt werden konnte. Aber schon im folgenden Jahre (1596) wurden die Anmahnungen wieder so dringend und sogar drohend, daß die Staaten eine Gesandtschaft nach London schickten, die dann auch mit großer Mühe eine Vereinbarung traf. Denn Oldenbarnevelt konnte sich nicht verhehlen, daß die Königin im Besitze der beiden Pfandstädte Vlissingen und Brielle vollkommen die Situation beherrschte; sie brauchte dieselben, um zu ihrem Gelde zu kommen, nur an Spanien zu verkaufen. Je enger

[1] Fruin, „Tien jaren", S. 198.

Digitized by Google

sich deshalb die Republik an Frankreich anschloß, desto empfindlicher ließ Elisabeth sie ihren Druck fühlen.

Nicht viel besser behandelte sie Frankreich. Dieses ebenso wie die Niederlande hatte sie gegen Spanien unterstützt, weil sie die Uebermacht des letztern fürchtete; aber ihr eigenes Interesse verbot ihr, ihren frühern Feind noch mehr zu demüthigen und auf seine Kosten Frankreich und die Republik zu stärken. Obwol England der natürliche Alliirte von Frankreich und der Republik gewesen wäre, so widerstrebte es doch dem Stolze Heinrich's, aufs neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und er machte deshalb den Staaten den Vorschlag, ohne England mit ihm eine Allianz zu schließen und dann alle protestantischen Mächte, darunter auch England, zum Beitritt einzuladen. Allein Oldenbarnevelt ging auf diese Proposition nicht ein, er kannte die Reizbarkeit Elisabeth's zu gut, und er wußte, daß sie eine solche Beleidigung niemals vergeben und schon deshalb allein dem Bündniß niemals beitreten würde. Ein weiterer Grund der ablehnenden Haltung der Staaten mochte auch darin liegen, daß nach den Begriffen der damaligen Zeit ein Bündniß zwischen Königen und einer Republik für zu gering geachtet wurde, als daß sie überzeugt gewesen wären, daß Heinrich mit ihnen, als mit Souveränen, d. h. mit seinesgleichen verhandeln wollte.[1] Erst durch den Beitritt Englands war das nöthige Gegengewicht gefunden, und wenn die Republik, wie auch nachher wirklich geschah, von einem der Königreiche zum Beitritt eingeladen wurde, dann wurde sie auch förmlich als souveräne, selbständige Macht anerkannt. Es ist dies hauptsächlich das Verdienst Oldenbarnevelt's, der seinen Gesandten in Paris und London die entsprechenden darauf hinzielenden Instructionen gab.

Daß die Tripleallianz wirklich zu Stande kam, war nicht der Ueberredungskraft der französischen und staatlichen Diplomatie, sondern den plötzlich veränderten Verhältnissen zu danken. Die schnellen militärischen Erfolge Spaniens, besonders aber die Eroberung von Calais machten die Königin und das englische

[1] „Gedenkstukken", II, 47, 48.

Digitized by Google

Volk stutzig, dem es nicht gleichgültig sein konnte, wenn ihm gegenüber ein starker Hafen und eine Seefestung ersten Ranges in spanischen Händen blieb. Außerdem fürchtete man die Geneigtheit Heinrich's, mit Spanien einen Frieden zu schließen, und so zeigte sich endlich England nach monatelangem Bieten und Feilschen bereit, in die Allianz einzutreten, freilich nicht ohne auch jetzt wieder in wahrhaft knickeriger Weise seine Leistungen auf ein möglichst geringes Maß zu reduciren. Mußte die Republik bei dem Abschluß der Allianz auch ein hartes Opfer bringen, indem sie ihren Unterthanen den Handel mit Spanien und Portugal zu verbieten gezwungen war, so war dieses Opfer doch im Verhältniß zu dem, was in erster Linie erreicht werden sollte und auch wirklich erreicht worden war, gering, denn damit war das Band der drückenden Abhängigkeit, das die Republik bisjetzt an England gefesselt, für immer gelöst und zum ersten mal seit ihrer Existenz war sie von den zwei Hauptmächten Europas als ein freier, selbständiger und unabhängiger Staat anerkannt worden. Wir erkennen auch hier wieder den scharfen Blick Oldenbarnevelt's, ohne dessen zähe Energie und weise Zurückhaltung das glückliche Resultat wohl kaum erreicht worden wäre.

Es kann natürlich nicht auf unserm Wege liegen, eine Beschreibung der kriegerischen Operationen des Jahres 1597 zu geben, wo sich Moritz mit neuem Feldherrnruhm bedeckte; aber trotz der unsäglichsten Opfer an Truppen und Geld, welche die Republik brachte, wurde der Zweck der Tripleallianz in keiner Weise erreicht; hätte Elisabeth ihre Verpflichtungen gerade so ernst genommen wie die Staaten, so wäre es um die spanische Herrschaft in den südlichen Niederlanden geschehen gewesen. Heinrich, von England nahezu vollständig im Stich gelassen, sah alle seine Pläne scheitern, und da man auch auf spanischer Seite nach Frieden verlangte, so kostete es geringe Mühe, die Verhandlungen anzubahnen. Obwohl man im Haag auf eine derartige Eventualität nicht unvorbereitet war, machten doch die Eröffnungen Buzanval's am 6. November einen geradezu niederschmetternden Eindruck. Vergeblich war das Anerbieten Olden-

Digitized by Google

barnevelt's, den König mit 9000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern zu unterstützen, umsonst bewies er die Wahrscheinlichkeit, die Spanier aus sämmtlichen Niederlanden vertreiben zu können, wenn nur Frankreich und die Republik den Krieg noch zwei Jahre fortführten, und ebenso vergeblich gab er sowol Frankreich wie England zu bedenken, daß ein Friede oder selbst nur ein Waffenstillstand der Republik den Todesstoß versetzen müsse.[1] Aber nicht von dem, was die Staaten zu thun gesonnen waren, hing die Entscheidung über Krieg oder Frieden ab, sondern die Haltung Elisabeth's hatte den Ausschlag gegeben. Hätte sie sich zu ähnlichen Opfern verstanden wie die Republik, hätte sie namentlich auf den Besitz von Calais verzichten wollen, so hätte Heinrich ohne Zweifel den Krieg noch länger fortgesetzt; aber als sein Gesandter Hurault de Maisse im November nach London ging, konnte er sich schon bei seiner ersten Unterhaltung mit Burleigh überzeugen, daß von England nichts mehr zu erwarten stand. Der Friede war deshalb unvermeidlich.[2]

Dennoch wollten die Staaten, die soeben die vom Erzherzog Albert zum Frieden gebotene Hand zurückgewiesen hatten, noch einen letzten Versuch wagen. Sie schickten eine Gesandtschaft, an deren Spitze Oldenbarnevelt stand und bei der auch der damals erst funfzehnjährige Hugo Grotius war, nach Frankreich, die zwar vom König sehr freundlich und mit großer Auszeichnung empfangen wurde, aber an dem festen Entschlusse desselben nichts mehr ändern konnte; am 27. April nahm Oldenbarnevelt in Nantes Abschied vom König, der ihn noch an das Bett seiner eben in den Wochen liegenden Maitresse, der schönen Gabrielle, führte, welche der Advocat auf Befehl des Königs küssen mußte. Da Cecil den Verhandlungen in Nantes beigewohnt hatte, drang er in Oldenbarnevelt, statt nach Hause zuerst nach England zu gehen und noch einmal mit Elisabeth zu verhandeln.[3] Aber auch hier predigte er tauben Ohren; wie

[1] Vgl. „Gedenkstukken", II, 164; Motley, Thl. 2, V, Kap. 33.
[2] Vgl. Prevost-Paradol, „Elisabeth et Henri IV" (Paris 1855).
[3] Seine Rede an Elisabeth s. „Gedenkstukken", II, 264.

Digitized by Google

bei ähnlichen Gelegenheiten mußten die Gesandten geduldig eine Flut von Vorwürfen über sich ergehen lassen; aber alle Ermahnungen, mit Spanien einen annehmbaren Frieden zu schließen, beantwortete der Advocat mit einer sehr entschiedenen Weigerung. Einen harten Stand hatte er noch bei der Erledigung der Entschädigungsfrage; Elisabeth hatte ihn vor das Dilemna gestellt, entweder Frieden mit Spanien zu schließen oder die früher gemachten englischen Vorschüsse ungesäumt zurückzubezahlen. Nach längern, sehr unerquicklichen Verhandlungen wurde endlich die Geldfrage erledigt, aber erst nach langen Jahren gelang es Oldenbarnevelt, die beiden Pfandstädte auszulösen.[1]

So wurde denn der Vertrag von Vervins unterzeichnet (25. Mai 1598) und von nun war die Republik auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Von Frankreich nur mit Geld unterstützt, von England ohne jeden Beistand gelassen, mußte sie die ganze Wucht des spanischen Angriffs allein aushalten. Aber dennoch verzweifelte man nicht, Handel und Schiffahrt, die gerade jetzt einen merkwürdigen Aufschwung nahmen, schafften in reichlicher Weise die Mittel zur Fortsetzung des Widerstandes, ein gut ausgerüstetes Heer von 30000 Mann, angeführt von einem jugendlichen Helden, der jetzt schon für einen der besten Feldherren Europas galt, war wol im Stande, das Errungene gegen jeden Angriff zu behaupten. Und die Lage konnte schon deshalb keine verzweifelte sein, weil der leitende Staatsmann recht wohl wußte, daß das eigene Interesse sowol Englands als Frankreichs die Erhaltung der Republik dringend verlangte; denn wenn es Spanien jemals gelungen wäre, sich wieder in den Besitz aller 17 Provinzen zu setzen, so wäre es für beide Mächte ein sehr gefährlicher Nachbar gewesen. Ueberdies war die gegenseitige Eifersucht zwischen England und Frankreich der Republik trefflich zu statten gekommen; England hatte in der Tripleallianz gerade darum absichtlich die unbedeutende Rolle gespielt, weil

[1] Vgl. „Gedenkstukken", II, 176 fg., 264—268, wo die von Oldenbarnevelt selbst verfaßte Relation über die beiden Gesandtschaften abgedruckt ist.

Digitized by Google

es ein Festsetzen Frankreichs in den südlichen Niederlanden vielleicht noch viel weniger wünschte als spanische Siege, und Frankreich hatte die Aufnahme der Republik als eines gleichberechtigten Mitglieds hauptsächlich deshalb durchgesetzt, um sie von der englischen Bevormundung loszumachen. Die stolze, selbstbewußte, man darf geradezu sagen siegesgewisse Haltung, die Oldenbarnevelt sowol Heinrich als Elisabeth gegenüber an den Tag gelegt hatte, entsprang sicher nicht zum geringsten Theil dieser Ueberzeugung, und gerade von dieser Zeit an läßt die Republik in ihrem diplomatischen Verkehr auch keine Gelegenheit vorübergehen, ihre souveräne Stellung in nachdrückliche Erinnerung zu bringen. Als sich die fruchtlosen Unterhandlungen mit den Erzherzogen in Geertruidenberg (1600) zerschlagen hatten, schrieb der Marquis d'Havré, daß alle Versuche, um zu einem Vergleich zu kommen, an dem aufgeblasenen Hochmuth Oldenbarnevelt's gescheitert seien, der deutlich genug gesagt habe, daß man nicht gesonnen sei, sich einer fremden Regierung zu unterwerfen.[1] Bald darauf erhielt der Vertreter der Republik in London zum großen Verdruß seiner eifersüchtigen französischen und spanischen Collegen den Rang eines Ambassadeurs. Der niederländische Gesandte in Konstantinopel setzte es durch, auf demselben Fuß behandelt zu werden wie der spanische und französische, und später befahl Oldenbarnevelt den niederländischen Abgesandten beim Congreß in Schwäbisch-Hall, sofort abzureisen, wenn man ihnen den Platz hinter den Gesandten der Lehnsmänner des Kaisers anweisen wollte.

Da während der Jahre 1598 und 1599 und selbst bis in die Mitte von 1600 die militärischen Operationen für die Republik erfolglos blieben, da die staatischen Truppen sogar einige Schlappen erlitten und ein paar wichtige strategische Punkte in die Macht der gerade damals ausgezeichnet angeführten Spanier gefallen waren, hielt es Oldenbarnevelt für nöthig, den sinkenden Muth der Bevölkerung durch eine glänzende Waffenthat einigermaßen wieder aufzurichten, und so wurde denn

[1] Vgl. „Gedenkstukken", II, 289.

Digitized by Google

von den Generalstaaten, die auf militärischem Gebiet sonst nicht vorsichtig genug sein konnten, eine Expedition beschlossen, deren Ziel die Eroberung Nieuwpoorts und ein Anschlag auf Dünkirchen, das bekannte Seeräubernest, war. Da Ostende noch in staatischen Händen war, so hätte der Besitz dieser drei Städte die Unterwerfung von ganz Flandern versichert. Aber weder Moritz noch Wilhelm Ludwig wollten das Wagstück unternehmen, zu dessen Ausführung das gesammte staatische Heer erforderlich war und dessen Mislingen nicht viel mehr bedeuten mußte, als den vollständigen Untergang der Republik. Allein Oldenbarnevelt blieb hartnäckig bei dem einmal genommenen Beschluß, und es ist jedenfalls ein Beweis seines beinahe übermenschlichen Einflusses und seiner Charakterfestigkeit, daß er nicht nur inmitten der gereizten Vorwürfe und Beschuldigungen seine eisige Ruhe bewahrte, sondern daß er selbst einen Mann wie Moritz, dessen Eigensinn beinahe sprichwörtlich war und der sich in militärischen Dingen seiner Ueberlegenheit doch vollkommen bewußt sein mußte, schließlich doch zu seiner Ansicht bekehrte. Obwol der Feldzug durch die Niederlage Ernst's von Nassau bei Leffinghem schon halb verloren schien, erfocht Moritz am 2. Juli 1600 den glänzenden Sieg bei Nieuwpoort, eine der größten und herrlichsten Waffenthaten des Jahrhunderts. Noch nie vielleicht hatte sich ein Heer vor der Schlacht in so verzweifelter Lage befunden als das staatische, und daß die im Anfang von Moritz beinahe schon verlorene Schlacht doch noch durch einen kühnen Reiterangriff desselben gerettet wurde, durfte man beinahe als ein Wunder betrachten. Aber dennoch war diese Expedition ein großer Misgriff gewesen, denn das beabsichtigte Resultat war in keiner Weise erreicht worden, Nieuwpoort konnte nicht genommen werden, und schon Ende Juli führte Moritz sein Heer nach Holland zurück. Der allgemeinen Annahme zufolge wurde bei dieser Gelegenheit der Grund zu dem gespannten Verhältniß zwischen Moritz und Oldenbarnevelt gelegt, aus dem sich später der unselige Haß entwickelte, der sein tragisches Ende erst auf dem Schaffot des Advocaten fand. Und gewiß hatte Moritz trotz der Lorbern, die ihm die Hartnäckigkeit Oldenbarnevelt's

Digitized by Google

um die Stirn gewunden, alle Ursache, auf diesen erbittert zu sein, denn nicht nur wurde er nach menschlicher Berechnung förmlich gezwungen, seinen Namen und Feldherrnruhm in frivoler Weise auf einen Wurf zu setzen, sondern er war auch infolge der durch den Feldzug erschöpften Mittel der Republik dazu verurtheilt, den größten Theil des Jahres unthätig zu bleiben und die weitern Erfolge der spanischen Waffen ruhig ansehen zu müssen. Es war ein Glück für die Republik, daß der Krebsschaden der spanischen Regierung, Geldnoth und Truppenmeutereien, auch diese an einer energischen Kriegführung verhinderte. Ostende mußte sich zwar ergeben, dafür fiel aber das wichtige Sluis in staatische Hände.

Indessen war Elisabeth gestorben und mit ihr war auch das bisjetzt von der englischen Politik unerschütterlich festgehaltene Princip der fortwährenden Bestreitung Spaniens ins Grab gesunken. Die Nachricht rief in der Republik eine ungeheuere Bestürzung hervor, denn trotz aller Selbstsucht war sie doch die natürliche Beschützerin der Provinzen, und ein inniges Zusammengehen mit England als der protestantischen Vormacht war hier unendlich populärer gewesen als die von den leitenden Staatsmännern vorgezogene Allianz mit dem katholischen Frankreich. Wessen man sich von ihrem Nachfolger zu versehen hatte, lag noch im Dunkel; Moritz machte Anstalten, um sich Vlissingens zu bemächtigen, weil man fürchtete, Jakob möchte die Pfandstädte den Spaniern überliefern, und Oldenbarnevelt ging mit dem Gedanken um, die 17 niederländischen Provinzen in den Reichsverband aufnehmen zu lassen.[1] Eine nach England abgeordnete Gesandtschaft, an deren Spitze wieder Oldenbarnevelt stand, lief ziemlich resultatlos ab, und so blieb nichts übrig, als sich wieder an Frankreich anzulehnen, das seit dem Frieden von Vervins nicht aufgehört hatte, die Staaten mit Geld zu unterstützen. Aber zu weiterer Hülfe war Heinrich IV. trotz des Anerbietens Oldenbarnevelt's, ganz Flandern für Frankreich zu erobern, nicht zu bewegen. Die beste Gelegenheit dazu hatte

[1] Vgl. „Gedenkstukken", Bd. 3, S. X und 32.

Digitized by Google

der König versäumt, da es nur einer geringen Machtentfaltung seinerseits bedurft hätte, um Ostende zu entsetzen. Es waren schwere Jahre, 1605 und 1606, und die Kriegslasten wurden schon lange als unerschwinglich empfunden, sodaß die Möglichkeit, dem Volke noch schwerere Opfer aufzulegen, gar nicht einmal mehr in Betracht kam. Aerssen, der Nachfolger Calvart's am französischen Hofe, erklärte dem König unumwunden, daß die Republik ohne seine Hülfe nicht im Stande sei, den Kampf fortzusetzen.[1] Es muß deshalb einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht haben, als im Frühjahr 1606 unerwartet Aerssen im Haag erschien, der nichts mehr und nichts weniger brachte, als daß der König bereit sei, an Spanien und die Erzherzoge den Krieg zu erklären, wenn ihm die Souveränetät über die Republik übertragen würde! In dieser gefährlichen Situation strahlte die diplomatische Kunst Oldenbarnevelt's im glänzendsten Licht. Während Aerssen der Meinung war, den König durch halbe Zusagen für den Augenblick zufrieden zu stellen, um später bei günstiger Gelegenheit die ganze Frage wegzueskamotiren, wurde er vielmehr angewiesen, den König auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die der Realisirung seines Wunsches im Wege standen; „zwar seien die Staaten nicht abgeneigt, dem König zu Willen sein, aber sie seien zu einer Beschlußfassung in einer so wichtigen Angelegenheit gar nicht competent, da nicht nur alle Provinzen, sondern alle Städte und Gemeinden dazu ihre Zustimmung geben müßten; überdies würden Spanien und England Einspruch erheben, und ein in diesem Fall entstehender Krieg würde Frankreich keinen Nutzen, wohl aber der Republik den Untergang bringen". Für den Augenblick ließ Heinrich zwar den Plan fallen, aber nach dem wenig glänzenden Ablauf des Jahres 1606 brachte Buzanval denselben aufs neue zur Sprache, natürlich mit demselben Erfolg. Oldenbarnevelt rieth dem Gesandten, sich selbst an die Staaten zu wenden, und es gelang ihm, denselben sogar in der Weise für seine Ansicht zu gewinnen, daß er seiner Regie-

[1] Vgl. „Gedenkstukken", III, 56 und 69.

Digitized by Google

rung den Rath gab, zuerst an Spanien den Krieg zu erklären, ehe er auf einer Verfassungsänderung in der Republik bestehe.[1] Mit richtigem Blick hatte der Advocat sofort die Nothwendigkeit einer nähern Anlehnung an England erkannt, um so dem französischen Einfluß ein Gegengewicht zu geben.

Daß Heinrich mit seinem Antrage gerade in diesem Augenblick hervortrat, hatte seinen Grund in den ihm wohlbekannten neuen Friedensanträgen, die von Brüssel der Republik gemacht wurden und die im Haag in weiten Kreisen ein geneigtes Ohr fanden. Denn in noch viel höherm Grade als diese waren die südlichen Provinzen erschöpft. 200 Millionen Dukaten und 300000 Soldaten hatte Spanien nach Oldenbarnevelt's Berechnung in dem nunmehr beinahe 40 Jahre dauernden Kriege geopfert, um dann noch eine freie und unabhängige Republik entstehen zu sehen. Die Finanznoth war zu so grausenerregender Höhe gestiegen und der Credit Spaniens in einer Weise erschüttert, daß selbst Drohungen bei den Bankiers nichts mehr fruchteten. Die Silberflotten aus Amerika fielen öfter in die Hände niederländischer oder englischer Kaper, ehe sie einen spanischen Hafen erreichten; 300000 Goldgulden verlangte Spinola monatlich für die energische Fortführung des Krieges, und in Madrid wußte man ebenso gut, wie man es im Haag auch befürchtete, daß ohne eine starke Flotte, welche die niederländischen Häfen blokiren und der Capfahrt ein Ende machen mußte, der Widerstand der Republik nie und nimmer gebrochen werden könne. Aber die vorhandenen Schiffe hatte man hoch nöthig, um die eigenen Küsten gegen die Angriffe der kühnen holländischen und seeländischen Kreuzer zu beschützen, und zur Ausrüstung einer neuen war mit dem besten Willen kein Geld zu finden.

Lag hierin schon für Spanien eine gebietende Nothwendigkeit, die Hand zum Frieden zu bieten, so kamen noch andere Umstände hinzu, welche diese Bereitwilligkeit mächtig fördern mußten. In Madrid waren die Souveränetätsgelüste Heinrich's

[1] Vgl. „Gedenkstukken", III, 73, 74, 80, 89, 90, 92, 93, 95, 96, 100.

Digitized by Google

natürlich nicht verborgen geblieben, und der Advocat wird wol auch dafür gesorgt haben, daß sie zu geeigneter Zeit dort bekannt wurden, wo man sich sicher keinen Augenblick einem Zweifel darüber hingab, daß die Besitzergreifung der nördlichen Provinzen durch Frankreich gleichbedeutend war mit dem vollständigen Verlust der südlichen für Spanien. Außerdem mußte letzteres im Hinblick auf die eben geplante Errichtung einer niederländisch-westindischen Compagnie noch mehr zur Nachgiebigkeit bestimmt werden, da es dann seine reichen Anfuhren aus Westindien und seine dortigen Besitzungen noch mehr bedroht sah als bisher. Vielleicht hätten aber diese Momente für sich noch nicht genügt, um Friedensvorschläge zu machen, wenn nicht in dem Herzog von Lerma in Spanien eine andere Politik ans Ruder gekommen wäre. Nicht nur hatte er mit England Frieden geschlossen, er suchte auch mit Frankreich auf möglichst gutem Fuß zu bleiben, und so war er jetzt unter allen Rathgebern der spanischen Krone fast der einzige, der dem Frieden mit der Republik das Wort sprach.[1]

Alle frühern Unterhandlungen hatten sich an den von Spanien gestellten und mit zäher Hartnäckigkeit festgehaltenen Bedingungen der Anerkennung der Souveränetät des Königs und der ausschließlichen Duldung der katholischen Religion zerschlagen. Stand es bei Philipp II. fest, auf keiner andern Grundlage in weitere Verhandlungen einzutreten, so beharrten die Staaten, seitdem sie den König abgeschworen hatten, ebenso energisch auf der Forderung vollständiger Unabhängigkeit. Auf dieser Basis war man jetzt in Brüssel zum Frieden bereit, und bei der allgemeinen Erschöpfung der Republik, wo man nachgerade sich von der Illusion thatkräftiger französischer Hülfe sattsam überzeugt hatte, hielt es Oldenbarnevelt für das Gerathenste, in die Unterhandlungen einzutreten.

Es würde zu weit führen, diese im Detail zu schildern, obwol gerade jetzt die Vorsicht und die Gewandtheit des Advocaten sich in der glänzendsten Weise zeigte; mehr als einmal

[1] Vgl. „Relazioni degli Ambisciatori Veneti", I, 465.

Digitized by Google

machten die spanischen Unterhändler Miene, nach Hause zu gehen, die Kriegspartei hatte am spanischen Hofe eine Zeit lang wieder die Oberhand, und was für die Republik am meisten zu fürchten war, war das mitten in die Unterhandlungen hineinfallende Bestreben Spaniens, mit Frankreich ein engeres Bündniß zu schließen. Die Republik stand während dieser Zeit auch bis an die Zähne bewaffnet da, jeden Augenblick bereit, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, und der Advocat hatte wiederholt erklärt, daß man lieber den Krieg wieder aufnehmen, als daß man betrogen aus den Verhandlungen hervorgehen wolle. Endlich — dank der von Frankreich auf Spanien und den päpstlichen Nuntius ausgeübten Pression — war der Abschluß des zwölfjährigen Bestandes eine Thatsache.

Alle Bedingungen, die Oldenbarnevelt vom Anfang der Verhandlungen an gestellt hatte, waren erfüllt worden: die Freiheit und Unabhängigkeit der Provinzen war anerkannt und damit von selbst die Sache des Protestantismus gerettet, auch die Fahrt nach Ostindien, gegen deren Zulassung sich Spanien so lange gesträubt hatte, wurde der Republik zugestanden, und der Advocat konnte deshalb auch mit Genugthuung schreiben: „Alle Leute, die den Zustand des Landes kennen, werden bekennen müssen, daß man wohl gethan hat.“ [1]

Aber nicht nur mit den Vertretern der andern Mächte hatte es der Advocat während der langen Zeit der Verhandlungen zu thun gehabt, auch den Staaten selbst gegenüber mußte er mit großer Umsicht und Vorsicht zu Werke gehen. Wenn irgend jemals, so mußte sich gerade jetzt der Mangel an einer einheitlichen Centralregierung fühlbar machen, und die Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Provinzen trat bei der Feststellung der Friedensbedingungen in äußerst greller Weise zu Tage; vier von den sieben Provinzen hatten lange Zeit an der Meinung festgehalten, daß man den ostindischen Handel dem Frieden opfern müsse [2], ein Ansinnen, das dem Handel Hollands den

[1] Vgl. „Gedenkstukken“, III, 272.
[2] Ebend., III, 181.

Digitized by Google

Lebensnerv durchschnitten hätte; Zeeland weigerte sich, überhaupt an den Verhandlungen theilzunehmen, und seine Deputirten verließen mit großer Ostentation die Versammlung. Was der Advocat früher einmal der Königin von England, die zum Frieden mit Spanien rieth, antwortete, daß im Fall der Unterhandlung nicht nur jede Provinz, sondern jede Stadt besondere Tractate werde schließen wollen, um den Frieden unter den jeder einzelnen Gemeinde vortheilhaftesten Bedingungen zu bekommen [1], galt jetzt noch in seinem vollen Umfange.

Und welche Mittel hatte Oldenbarnevelt, um diese scharf ausgeprägte Interessendifferenz aus dem Wege zu räumen? Einmal muß es der überwältigende Einfluß seiner persönlichen Autorität, das beinahe unbegrenzte Vertrauen auf seine Genialität und Geschäftsgewandtheit gewesen sein, dann aber gibt seine amtliche Stellung noch einen weitern Erklärungsgrund. Schon oben wurde darauf hingewiesen, wie er selbst der von ihm bekleideten Stelle einen umfassendern und einflußreichen Wirkungskreis gegeben hat. Dieser wurde aber noch viel mehr erweitert, denn im November 1589 beschlossen die Staaten von Holland, daß ihr Advocat regelmäßig den Sitzungen der Generalstaaten beiwohnen sollte („hy compareerde *ordinaris* in de Vergadering der Staaten-Generaal"), um die Rechte der Provinz hier besser vertheidigen zu können. Die regelmäßige Anwesenheit Oldenbarnevelt's in diesem Staatskörper stand also in genauem Zusammenhang mit der richtigen Würdigung der Rolle, die Holland fortan in der Generalität spielen sollte. Während die andern Vertreter Hollands, wie die der übrigen Provinzen in den Generalstaaten, wiederholt, ja manchmal von Woche zu Woche abwechselten, wohnte er ununterbrochen jeder Sitzung bei, und diese Continuität seiner Stellung mußte ihm ein natürliches Uebergewicht über die andern in allen Fragen auf seine Sach- und Geschäftskenntniß angewiesenen Mitglieder geben. Und da bald darauf die Generalstaaten sich für permanent erklärten, was ebenfalls auf Betreiben Oldenbarnevelt's

[1] Vgl. „Gedenkstukken", II, 235, 236.

Digitized by Google

geschehen war, wodurch dem Staatsrath auch noch der Schein des bisherigen Einflusses genommen wurde, so läßt es sich auch leicht begreifen, daß er von selbst dazu angewiesen war, die diplomatische Correspondenz mit den fremden Mächten zu führen. So unterhielt er einen regelmäßigen Briefwechsel mit den Gesandten der Republik, er leitete die Unterhandlungen und unterzeichnete die Verträge, an ihn wandten sich die fremden Diplomaten, um das Verhältniß ihrer Staaten zu der Republik zu besprechen und zu regeln, und was noch mehr ins Gewicht fiel, alle diplomatischen Mediationen, bei denen es die Vertretung wichtiger Interessen, den Abschluß einer Allianz oder die Abwendung einer drohenden Gefahr galt, nahm er auf sich. Als Heinrich IV., eifersüchtig auf die schnellen Fortschritte der Ostindischen Compagnie, mit dem Gedanken umging, eine französisch-ostindische Compagnie zu errichten, und dazu die Unterstützung der Republik verlangte, kostete es dem Advocaten verhältnißmäßig geringe Mühe, den König von seinem Vorhaben abzubringen. Wer sich die Mühe geben will, eine seiner Instructionen für einen Gesandten oder eins seiner Gutachten über die durch die momentane Lage geforderten Maßregeln mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, der staunt ebenso über die gerade auf das Ziel losgehende Entschiedenheit wie über die ungekünstelte Einfachheit seiner Ausdrucksweise. Schönheit und Eleganz des Stils war ihm Nebensache, und als einst ein eben ernannter Gesandter ihn um ein Formular der am besten stilisirten Depeschen seiner Vorgänger bat, antwortete er kurzweg: „Unnöthig! In wichtigen Dingen ist die Wahrheit, kurz ausgedrückt, der beste Stil.“ Gewiß, Motley hat recht, wenn er sagt: „Wäre die Sprache, in der die Staatsstücke Oldenbarnevelt's geschrieben sind, eine Weltsprache geworden, so würden sie das aufmerksamste Studium verdienen, sie wären ein würdiger Commentar für die Geschichte und die Politik jener Tage, und man würde Theorien und Ansichten in ihnen entdecken, die seiner Zeit weit voraus waren.“ [1]

[1] Motley, „Life and death of John of Barneveld“, Bd. 1, Kap. 1.

Digitized by Google

III.

Als im Jahre 1595 die spanische Regierung der Republik durch Havré einen ihrer Friedensvorschläge machte, wurde ein Brief von Justus Lipsius, dem gelehrten, aber charakterlosen frühern Professor in Leiden, veröffentlicht. Mit einer scharfen Beobachtungsgabe hatte er die Schwächen und Schattenseiten der Staatenregierung erkannt, und die wenn auch latenten, aber doch schon sporadisch zu Tage tretenden Keime religiöser und politischer Zwistigkeiten waren seinem scharfen Auge nicht entgangen. Aus verletzter Eitelkeit oder aus einem andern Grunde hatte er Leiden verlassen und durch den Glanz seines Namens den frühern Nimbus der dahinsiechenden Universität Löwen wieder einigermaßen erneuert. Er begriff, daß bisjetzt allein die Furcht vor äußerer Gefahr die Eintracht in der Republik erhalten und daß mit dem Verschwinden der erstern das Feuer innerer Zwietracht bald in lichterlohen Flammen ausschlagen würde. Er rieth deshalb der Regierung in Brüssel, unter jeder Bedingung, auch unter Anerkennung der Freiheit und Souveränetät der Provinzen, Frieden zu machen, denn das nothwendigerweise sich entwickelnde Parteiwesen werde von selbst zur Unterwerfung unter Spanien führen. Daß Lipsius die Lage vollständig richtig beurtheilte, hat die innere Geschichte der Republik während des zwölfjährigen Bestandes hinlänglich bewiesen; damals diente aber sein Brief, der ohne sein Wissen und gegen seinen Willen veröffentlicht wurde, nur dazu, um auch dem starrköpfigsten Parteimann die Augen zu öffnen.[1]

Es wurde schon auf den Gegensatz hingewiesen, der sich zwischen Moritz und Oldenbarnevelt entwickelt hatte, und nach allgemeiner Annahme datirt diese Entfremdung nach der Schlacht von Nieuwpoort, zu deren Lieferung Moritz gegen seinen Willen vom Advocaten überredet wurde. Psychologisch unwahrscheinlich ist diese Voraussetzung keineswegs. Je größer das Ansehen und der Einfluß des Advocaten wurde, desto mehr mußte Moritz in

[1] Bor, IV, und Fruin, „Tien jaren", S. 252.

Digitized by Google

den Hintergrund treten, und wenn ersterer sich herausnahm, auf das dem letztern bisjetzt ausschließlich vorbehaltene Gebiet der Kriegführung überzugreifen, so mußte sich dieser um so mehr gekränkt fühlen, als ihm dadurch die protegirende Rolle, die der Advocat bisjetzt dem Hause Oranien-Nassau gegenüber gespielt hatte, um so fühlbarer gemacht wurde. Die gegenseitige Feindschaft wird sich auf dieselbe Weise entwickelt haben, wie die zwischen Granvelle und den Seigneurs, für welche ebenfalls kein stichhaltiger äußerer Grund angegeben werden kann. Solange Oranien und Egmont jung waren, ließen sie sich die vormundschaftliche Protection des Cardinals gern gefallen, als aber die frühern Cornets selbst zu Feldherren und Staatsmännern herangewachsen waren, empfanden sie das bisherige Verhältniß als eine unerträgliche und demüthigende Last, und so scheint auch Oldenbarnevelt, ebenso wie Granvelle, des richtigen Taktes entbehrt und vergessen zu haben, daß der in der vollen Manneskraft stehende Moritz, dessen Feldherrnruhm die Welt durchdrang, nicht mehr der junge Statthalter von Holland und Zeeland war, wozu ihn Oldenbarnevelt gemacht hatte, um ihn bei gelegener Zeit gegen Leicester ausspielen zu können.

Als ein weiterer Grund der Feindschaft wird angegeben, daß der Advocat die Uebertragung der Souveränetät an Moritz verhindert habe.

Nach der Ermordung Wilhelm's scheint Oldenbarnevelt wirklich die Absicht gehabt zu haben, dem Sohne unter denselben Bedingungen wie dem Vater die gräfliche Würde in Holland und Zeeland anzubieten; aber wie der Advocat in einem seiner Verhöre selbst sagt, hätte Moritz sich gegen den französischen Gesandten geäußert, er wolle sich lieber von einem Thurm im Haag herabstürzen, ehe er unter den verlangten Bedingungen Graf von Holland werde. Später wurde die Angelegenheit noch einmal zur Sprache gebracht. Als die Gesandten der Republik nach ihren fruchtlosen Bemühungen, um den Frieden von Vervins zu hintertreiben, sich eben zur Abreise anschickten, ließ Heinrich IV. den Advocaten zu sich kommen, machte ihn auf das Gefährliche der vielköpfigen Regierung in der Republik aufmerk-

Digitized by Google

ſam und fragte ſchließlich, ob man nicht geneigt wäre, den Prinzen Moritz zum ſouveränen Herrn der Niederlande zu machen? Aus ſeinen Verhandlungen mit dem ebenfalls in Nantes anweſenden Cecil konnte er ſich überzeugen, daß auch Eliſabeth dieſem Plane durchaus nicht abgeneigt war. Und ſicher hätte die Umwandlung der Republik in eine Monarchie dem jungen Staat nach außen ein ganz anderes Preſtige verliehen, denn ſo war die republikaniſche Ueberzeugung noch nicht in Fleiſch und Blut übergegangen, daß man die monarchiſche Regierungsform mit der Freiheit der Individuen und der Gemeinden für unvereinbar gehalten hätte, und eine einheitliche Regierung wäre überdies der Leitung des Krieges trefflich zu ſtatten gekommen. Oldenbarnevelt legte den Generalſtaaten die Sache vor, über die nähern Verhandlungen wiſſen wir nichts, aber zur Ausführung kam der Plan nicht. Der Advocat ſcheint demſelben damals nicht ungünſtig geweſen zu ſein[1], aber vier Jahre ſpäter widerſetzte er ſich der Ausführung.[2] Ein weiterer Verſuch, der im Intereſſe von Moritz gemacht wurde, wird in den im Jahre 1680 erſchienenen „Mémoires de du Maurier“ (S. 183), des Sohnes des damaligen franzöſiſchen Geſandten im Haag, erwähnt. Nach dieſem Bericht ſoll ſich Louiſe de Coligny auf Andringen ihres Stiefſohns zum Advocaten begeben haben, um dieſen über die Möglichkeit, dem Prinzen die Souveränetät zu übertragen, zu ſondiren, worauf ihr Oldenbarnevelt auseinandergeſetzt, mit wie vielen Gefahren und Schwierigkeiten dieſer Schritt verbunden ſein würde, wodurch auch Louiſe von der Unmöglichkeit überzeugt worden ſei und dem Prinzen gerathen habe, nicht länger auf die Erfüllung ſeines Wunſches anzudringen; von dieſer Zeit an habe aber Moritz den Advocaten aus dem Grunde ſeines Herzens gehaßt. Die Wahrheit dieſes Briefes — er gründet ſich nur auf Höreuſagen und

[1] Vgl. „Uytenbogaerts leven“, S. 156, und H. C. Rogge, „Johannes Uytenbogaert en zyn tyd“, Thl. 1, Kap. 15.

[2] Vgl. van Wyn, „Nalezingen op Wagenaar“, IX, 317, und Fruin, „Tien jaren“, S. 434.

Digitized by Google

ſtammt aus dem Jahre 1680[1] — mag dahingeſtellt bleiben, ſo viel iſt ſicher, daß unmittelbar und während der Verhandlungen über den Beſtand die bisherige Entfremdung wenigſtens auf ſeiten des Prinzen in einen förmlichen Haß ausgeartet zu ſein ſcheint.

Und dies iſt auch ſehr leicht zu erklären. Moritz war Soldat und nur Soldat, ſeinen Ruhm hatte er im Kriege erworben, und er mochte ſelbſt recht gut wiſſen, daß mit dem Eintreten des Friedens ſeine Rolle ſo gut wie ausgeſpielt war. Dazu mag noch das peinliche Bewußtſein für ihn gekommen ſein, daß ſein Kriegsruhm in den letzten Jahren, wenn auch ohne ſeine Schuld, gewaltige Einbuße erlitten hatte; er konnte mit Sicherheit hoffen, bei der Fortſetzung des Krieges neue Lorbern um ſeine Schläfe zu winden, und überdies mußte er auch befürchten, daß ſein Gehalt als General- und Admiralkapitän der Republik bedeutend herabgeſetzt werden würde, ſobald man ſeine Dienſte im Felde nicht mehr nöthig hatte. Aber dazu kamen noch andere Motive hochernſter Art. Bei den Verhandlungen hatten die ſpaniſchen Bevollmächtigten die Duldung und freie Ausübung der katholiſchen Religion verlangt, und während die Generalſtaaten und Oldenbarnevelt nicht ungeneigt ſchienen, auf dieſe Bedingung einzugehen, ſträubte ſich Moritz mit aller Macht gegen dieſe Conceſſion, in der er den erſten Nagel zum Sarge der Republik ſah. Ueberdies ſprach er offen als ſeine Meinung aus, daß Spanien den Waffenſtillſtand nur darum begehre, um während einiger Jahre ſeine Kräfte zu ſammeln und dann mit erneuter Wucht über die Republik herzufallen und ihr den Garaus zu machen. Daß der Prinz mit ſeiner Meinung nicht allein ſtand, bewies nicht nur das Verhalten der Staaten von Zeeland, die vom Frieden überhaupt nichts wiſſen wollten, ſondern auch der furchtbare Haß, der ſich bei der Maſſe des Volkes gegen den Advocaten entwickelte und in Schmähſchriften und Schandlibellen eine drohende Aeußerung

[1] Vgl. Groen van Prinſterer, „Maurice et Barneveld" (1875), S. X und XI.

Digitized by Google

ſuchte. Als die Verhandlungen ſich zu Ende neigten, fand man eines Morgens im Haag vor der Thür eines Hauſes drei Briefe liegen, einen an die Generalſtaaten, den zweiten an die Staaten von Holland und den dritten an den Bürgermeiſter von Amſterdam, in denen der Advocat des Verraths beſchuldigt wurde, da er den Waffenſtillſtand nur mit dem Zweck, um die Provinzen wieder in ſpaniſche Macht zu bringen, durchſetzen wolle; ein ſchmählicher Tod wäre deshalb ſein verdienter Lohn.[1] Es mag ebenſo als Beweis der beinahe unhaltbaren Lage, in der ſich der Advocat ſah, wie der Thatſache, daß dieſer Haß ſchon beunruhigende Dimenſionen angenommen hatte, betrachtet werden, wenn dieſe anonymen Schmähſchriften in den Generalſtaaten der Gegenſtand ernſtlicher Beſprechungen waren und wenn Oldenbarnevelt ſelbſt um ſeine Entlaſſung einkam! Der Ueberredungskunſt ſeiner Freunde gelang es nach ſchwerer Mühe, ihn zum Bleiben zu bewegen. Als endlich Moritz ſah, daß der Advocat das Spiel gewonnen und die Friedenspartei geſiegt hatte, gab er ſeinen Widerſtand auf, durch Vermittelung Jeannin's und unter Beihülfe von Louiſe de Coligny und Wilhelm Ludwig ſchien wenigſtens äußerlich das Einvernehmen zwiſchen beiden wiederhergeſtellt zu ſein.[2] Aber es ſchien nur ſo, und der für den Augenblick zurückgedrängte Groll ſollte ſich bald, aber in noch geſteigertem Maße, entladen; jetzt war es aber nicht mehr das politiſche, ſondern das kirchliche Gebiet, auf dem der Streit zum Austrage gebracht werden ſollte.

Seit dem Eindringen der Reformation in die Niederlande war man darauf bedacht geweſen, die verſchiedenen Richtungen der neuen Lehre ſoviel als möglich zu einer Kirchengenoſſenſchaft zu vereinigen. Auf dieſes Ziel hatte Wilhelm von Oranien und nicht minder Leiceſter hingearbeitet, auch Oldenbarnevelt eiferte ſtets für die äußere Einheit der reformirten Kirche[3], und die Staaten wichen von dieſer Politik ebenfalls nicht ab,

---

[1] Vgl. Wagenaar, IX, 411 und 412.
[2] Vgl. Rogge, I, 349.
[3] Vgl. Verhooren, S. 32.

Digitized by Google

aber sie brauchten gegen Martinisten (Lutheraner) und andere Sektirer niemals Gewalt, um sie der Landeskirche einzuverleiben. Diese Toleranz gereichte vielen Prädicanten zum Aergerniß, die nur die „wahre Religion" im Staate geduldet wissen wollten. Die Staaten, die sich die Einmischung der Prädicanten nicht gefallen lassen konnten, wollten die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten natürlich nicht aus der Hand geben, denn sie fürchteten, daß bei dem grenzenlosen Einfluß der Geistlichen auf die Gemeinden die Kirche den Staat bald unterwerfen und ihn zur Bestrafung und Ausstoßung aller heterodoxen Elemente gezwungen haben würde.

Auch auf kirchlichem Gebiet machte sich der Provinzialismus geltend, und statt nach einer nationalen Kirchenordnung zu streben, wie es sowol das Interesse der Kirche wie des Staates erfordert hätte, beschränkte sich jede Provinz darauf, innerhalb ihres Gebiets die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu ordnen. Man stand dabei vollständig auf dem Boden der Utrechter Union, denn diese überließ ausdrücklich jeder einzelnen Provinz die Regelung ihrer religiösen Angelegenheiten. Auf Betreiben Oldenbarnevelt's hatten die Staaten von Holland im Jahre 1591 eine aus acht weltlichen und acht geistlichen Personen bestehende Commission ernannt, welche eine Kirchenordnung entwerfen sollte, in Wahrheit aber eine Transaction zwischen den Forderungen des Staats und der Kirche war. Wie dies bei allen Vermittelungsversuchen der Fall zu sein pflegt, war keiner der beiden Theile mit der ihm zugewiesenen Machtsphäre zufrieden, und die Einführung des Entwurfs scheiterte ebenso an dem Widerspruch der Prädicanten wie an der Unzufriedenheit der städtischen Magistrate, die das Recht der Obrigkeit nicht stark genug ausgedrückt fanden.[1] Die Kirche blieb also rechtlos, und es hing in der Regel von der Macht und der persönlichen Autorität der Regenten oder der Geistlichen ab, auf welcher Seite das Uebergewicht war. Die einzige rationelle Abhülfe wäre die Abhaltung einer nationalen Synode ge-

[1] Vgl. Regge, Kap. 4.

Digitized by Google

wesen, und zu einer solchen hätte Oldenbarnevelt auch seine Zustimmung gegeben, wenn dieselbe zugleich eine Revision des Glaubensbekenntnisses und der symbolischen Bücher hätte vornehmen wollen, sodaß den verschiedenen Dissidenten der Eintritt in die Staatskirche möglich geworden wäre.[1] Das wollten aber die orthodoxen Eiferer gerade nicht, denen eine Berathschlagung über das feststehende Glaubensbekenntniß gleichbedeutend mit dem Rütteln an den Fundamenten der reformirten Kirche war.

So war es gekommen, daß die reformirte Kirche die heterogensten Elemente in sich aufnehmen mußte, ohne sie untereinander und mit sich verschmelzen zu können. In den dem Feinde entrissenen Provinzen machte sich die Sache leichter, hier wurde der orthodoxe Calvinismus eingeführt und herrschte auch ausschließlich, aber in andern Provinzen, namentlich in Holland und Zeeland, wo beinahe alle Sekten vertreten waren, konnten Conflicte zwischen den Prädicanten und der Obrigkeit nicht ausbleiben; häufig kam es vor, daß der Magistrat einen Prediger handhabte, der der kirchlichen Censur verfallen war; in Gouda z. B. gelang es nicht einmal, den Heidelberger Katechismus einzuführen. War die Kirche unzweifelhaft in ihrem Rechte, wenn sie die heterodoxen Elemente fern zu halten suchte, so ging sie sicher zu weit, wenn sie den Arm der weltlichen Obrigkeit in Anspruch nahm, um die von ihr ausgestoßenen Elemente an der Errichtung besonderer Kirchengenossenschaften zu hindern. Auf der andern Seite aber überschritt die weltliche Obrigkeit ihre Machtbefugniß, wenn sie die heterodoxen Elemente vor kirchlichen Censuren schützte und solche Prädicanten im Verband der orthodoxen Kirche handhabte. Statt eine Trennung zu ermöglichen, hielten sie die widerstrebenden Parteien mit Gewalt zusammen, aber gerade dadurch führte der gegenseitige Haß zu der von vielen längst vorausgesehenen Katastrophe.

[1] Oldenbarnevelt hatte gehofft, daß man bei einiger Nachgiebigkeit hinsichtlich der Lehre der Prädestination viele Lutherischen, Mennisten und gute Katholiken gewinnen könne. Brandt, „Leven van H. de Groot", S. 356, und Fruin, „Tien jaren", S. 301—315.

Digitized by Google

Unter dem Waffengetöse und den die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch nehmenden Verhandlungen über den Bestand hatte man den kirchlichen Zwisten vielleicht weniger Beachtung geschenkt, als sie in der That verdienten, aber alsbald nach dem Abschluß desselben standen sich die kirchlichen Parteien mit unverminderter Gehässigkeit wieder gegenüber. Zum Unglück für die Republik sah der politische Horizont gewitterschwangerer aus als je. Seit der Ermordung Heinrich's IV., des einzigen Fürsten, der es ehrlich mit ihr gemeint hatte, sah sie sich mehr als je auf sich selbst angewiesen, und Oldenbarnevelt hatte alle Hände voll zu thun, um den spanischen Werbungen in Frankreich und England Schach zu bieten und um die Pfandstädte auszulösen, und man begreift deshalb auch, daß er den Wühlereien auf kirchlichem Gebiet verhältnißmäßig geringere Aufmerksamkeit schenkte, obwol Jakob von England keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um sich in die dogmatischen Streitigkeiten jenseit des Kanals zu mischen.

Man kennt die über die Prädestination ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen Arminius und Gomarus, aus denen sich bald zwei einander auf Leben und Tod befehdende Parteien, die die Prädestinationslehre verwerfenden Remonstranten und die an ihr als dem Fundament des Calvinismus festhaltenden Contraremonstranten, entwickelten. Der größere Theil der Bevölkerung, namentlich die niedrigern Klassen und die sich aus diesen hauptsächlich rekrutirenden Prädicanten, gehörten zu den letztern, während die Regenten und die patricischen Geschlechter in den meisten größern Städten Hollands remonstrantisch waren; Amsterdam stand mit etwa fünf andern Städten auf contraremonstrantischer Seite, Utrecht war fast durchaus remonstrantisch, die fünf übrigen Provinzen wieder das Gegentheil. In den Generalstaaten stand also der remonstrantischen Minderheit eine contraremonstrantische Mehrheit gegenüber, und es ergibt sich daraus, daß der bisjetzt allvermögende Einfluß Oldenbarnevelt's in diesem Staatskörper, soweit es sich vorderhand um kirchliche Angelegenheiten handelte, bedeutend erschüttert war.

Wo die Remonstranten die Mehrheit hatten, wie z. B. in

Digitized by Google

Rotterdam, sah sich die Gegenpartei oft in sehr brutaler Weise behandelt, zu Hunderten wurden contraremonstrantische Lehrer abgesetzt und verbannt, während die Contraremonstranten ihren Gegnern da, wo sie das Uebergewicht hatten, ebenfalls nichts schuldig blieben. Im Haag, unter den Augen Oldenbarnevelt's, hatten sich ärgerliche Scenen abgespielt. Rosäus, ein guter Kanzelredner, aber ein grimmiger Feind von Uytenboogaart, dem frühern Hofprediger von Moritz und Verfasser der Remonstranz, war suspendirt worden. Da er in der Groote Kerk nicht mehr predigen durfte, that er dies jeden Sonntag in dem benachbarten Ryswijk vor einer etwa aus 700 Köpfen bestehenden Zuhörerschar, und da der Weg nach diesem Dorfe im Winter sehr schmuzig war, so bekamen die dahin pilgernden Contraremonstranten von ihren Gegnern den Spitznamen „Dreckgeusen". Durch die Verwendung von Moritz durfte Rosäus in der sogenannten Spitalkirche predigen, da diese aber bald für den stets anschwellenden Zuhörerschwarm zu klein war, so versprach ihnen der Prinz ein größeres Gebäude, und zwar die zu dieser Zeit als Geschützgießerei gebrauchte Klosterkirche, und er selbst überwachte die baulichen Veränderungen, die vorgenommen werden mußten. Dies dauerte aber den contraremonstrantischen Heißspornen zu lange, und am Sonntag, 9. Juli 1617, bemächtigte sich ein Volkshaufe des Gebäudes, schnell wurde eine Kanzel improvisirt, Rosäus hielt vor der aufgeregten Menge eine Predigt und taufte drei Kinder auf die Namen Wilhelm, Moritz und Heinrich. Vierzehn Tage später begab sich Moritz, umgeben von einem glänzenden Stabe und begleitet vom Statthalter von Friesland, nach dieser Kirche, die von diesem Tage an den Namen „Prinzenkirche" erhielt. Damit hatte Moritz öffentlich Partei für die Contraremonstranten genommen.

Obwol von Beginn des Streits an der Name des Prinzen mit der contraremonstrantischen Richtung identificirt wurde, hatte dieser doch geraume Zeit eine sehr reservirte Haltung angenommen, denn seiner Soldatennatur waren theologische Zänkereien ebenso zuwider wie politische, und seine bekannte, obwol historisch nicht verbürgte Aeußerung: „er wisse nichts von der Prädestination

Digitized by Google

und könne nicht sagen, ob sie grün oder blau aussehe", kennzeichnet seinen Standpunkt zur Genüge. Wiederholt mahnte er zum Frieden, aber er weigerte sich, die Hand zur Unterdrückung der contraremonstrantischen Minderheit zu bieten. Als ihn am Anfang des Jahres 1617 der Hof von Holland und die Regenten vom Haag ersuchten, in seiner Eigenschaft als Statthalter gegen die Contraremonstranten einzuschreiten, ließ er, da die Staaten von Holland gerade nicht versammelt waren, die sogenannten committirten Räthe (zwei Mitglieder des Hohen Raths, des Hofes von Holland und der Rechnungskammer, die im Haag wohnenden Edeln und die Regenten dieser Stadt) zusammenkommen, ließ den von ihm im Jahre 1586 geschworenen Eid vorlesen, der ihn verpflichtete, die reformirte Religion zu schützen, und sagte dann: „Diesen Eid will ich halten und diese Religion will ich beschützen, solange ich lebe" (14. Januar 1617). Daß Moritz aus seiner indolenten Haltung allmählich heraustrat und die Sache der Contraremonstranten mehr und mehr zu seiner eigenen machte, ist in erster Linie das Werk seines Vetters Wilhelm Ludwig. Fort und fort ertönen aus Leeuwarden die Mahn- und Weckrufe, für die Erhaltung der gefährdeten Religion zu sorgen, und als er endlich am 14. Januar offen Partei ergriffen hat, ist der Statthalter des Lobes voll.[1]

Was die persönliche Stellung Oldenbarnevelt's zu diesem Kirchenstreit betrifft, so galt er zwar für einen sogenannten Libertiner oder Gleichgültigen — nil scire tutissima fides war sein Wahlspruch auf religiösem Gebiet —, im Grunde seines Herzens war er aber ein überzeugungstreuer Protestant, und Walaüs, der ihm in der letzten Nacht seines Lebens beistand, versicherte ausdrücklich, daß er hinsichtlich der Prädestination vollkommen auf contraremonstrantischem Boden stehe. Daß auch ihm das Interesse der protestantischen Kirche in erster Linie am Herzen lag, hat er während seiner langen Laufbahn sattsam bewiesen, denn

[1] Vgl. die aus den „Archives de la Maison d'Orange-Nassau" in dem Werke Groen van Prinsterer's, „Maurice et Barneveld", abgedruckte Correspondenz zwischen beiden, S. 1*—76*.

Digitized by Google

alle spanischen Friedensanerbietungen hat er ja standhaft abgewiesen, weil sie weder in politischer noch auch in religiöser Beziehung die nöthigen Garantien boten. Man darf nur seinen Befehl an den Schout von Berkel lesen, dem er die gemessene Weisung gab, alle Jesuiten und Mönche, wo sie sich auch zeigen mögen, sofort zu verhaften und gefangen zu halten — um sich zu überzeugen, mit welcher Hingebung er über die Interessen der reformirten Kirche wachte.[1]

Wie schon gesagt wurde, lag es durchaus nicht im Plan der Staaten von Holland, die Zustimmung zu einer nationalen Synode zu geben. Und doch wäre dies das einfachste Mittel gewesen, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie erließen zwar Plakate und ermahnten zu gegenseitiger Duldung, aber diese Handelsweise, die auf den ersten Anblick allen Forderungen der Billigkeit zu entsprechen schien, war nichts weniger als gerecht und verständig. Die Remonstranten hatten sich damit einverstanden erklärt, denn es genügte ihnen, als Mitglieder der reformirten Kirche anerkannt zu werden; aber die Gegner wollten eben mit ihnen keine Gemeinschaft haben, und wenn sie gezwungen wurden, mit denen vereinigt zu bleiben, mit denen sie gewissenshalber sich nicht vereinigen durften, wenn sie dazu schweigen mußten, wenn von der Kanzel herab das, was sie für den Eckstein des Glaubens hielten, bestritten oder sogar lächerlich gemacht wurde, wenn sie dann nicht schwiegen und als Uebertreter der Plakate von der weltlichen Obrigkeit gestraft wurden, und wenn ihnen an vielen Plätzen sogar die geheime Abhaltung des Gottesdienstes untersagt wurde, so waren diese Bestimmungen im höchsten Grade parteiisch. Waren die Staaten von Holland einmal entschlossen, eine nationale Synode unter keinen Umständen zuzulassen, so mußten sie beiden Parteien innerhalb der Kirche dieselben Rechte zuerkennen, oder mit andern Worten, sie mußten die Trennung der bisjetzt zwangsweise Vereinigten in zwei besondere Kirchengenossenschaften gestatten. Allein auch davon wollten die Staaten nichts hören; da die Streitig-

[1] Vgl. „Gedenkstukken", III, 275.

Digitized by Google

keiten sich hauptsächlich auf Utrecht und Holland beschränkten, so hielten die Staaten beider Provinzen die Angelegenheit auch für eine interne, die in keinem Falle vor das Forum der Generalstaaten gebracht werden durfte. Aus diesem Grunde hatte Oldenbarnevelt seit 1591 die Abhaltung einer nationalen Synode zu verhindern gewußt. Aber die andern Provinzen behaupteten dagegen, daß die reformirte niederländische Kirche ein untheilbares Ganzes und daß der Friede in derselben ein Interesse des ganzen Landes und nicht nur zweier Provinzen sei. So mischte sich dem rein kirchlichen noch ein politisches Element bei; wenn irgend je, so bot sich jetzt die günstige Gelegenheit, um Holland zum Bewußtsein zu bringen, daß es nur ein Mitglied der Union, nicht die dieselbe ausschließlich beherrschende und leitende Provinz sei. Und so beschlossen denn auch gegen das Ende des Jahres 1617 die Generalstaaten mit einer Stimme Mehrheit die Abhaltung einer nationalen Synode.

Indessen waren aber Ereignisse eingetreten, welche die Katastrophe beschleunigten.

Am 4. August 1617 — also kaum vier Wochen nach der gewaltsamen Besitzergreifung der Klosterkirche — nahmen die Staaten von Holland auf Oldenbarnevelt's Antrag die sogenannte scharfe Resolution an (scherpe resolutie), durch welche die Städte der Provinz ermächtigt wurden, zum Schutz von Eigenthum und Personen bewaffnetes Kriegsvolk in Dienst zu nehmen; überdies wurde die Competenz der gewöhnlichen Gerichte über alle aus der Anwendung der scharfen Resolution entstehenden Klagen auf die Staaten übertragen. Die scharfe Resolution war die Antwort der Staaten auf die gewaltsame Besitzergreifung der Klosterkirche und Weigerung von Moritz, die Stadtgarnisonen zur Unterdrückung der Contraremonstranten zu gebrauchen. Bei einem etwaigen Aufruhr wären die Stadtregierungen somit machtlos gewesen, denn auf die Schutterijen, die meistens contraremonstrantisch waren, konnte man sich nicht verlassen. Machte eine Stadtregierung von ihrer absoluten Macht Gebrauch und verbannte sie verdächtige Personen aus ihrem Weichbilde, so mußte diesen der gewöhnliche Rechtsweg abgeschnitten werden.

Digitized by Google

Die auf dieſe Weiſe im Dienſt Hollands ſtehenden Soldaten mußten bei Aufruhr auch „trotz anderer Befehle“ — natürlich der von Moritz — der Regierung ihrer Garniſonsſtadt unbedingten Gehorſam leiſten. Wollten die Staaten von Holland ſich nicht unterwerfen, ſo mußten ſie zu einer ſolchen Maßregel ſchreiten, aber dennoch war ſie verkehrt und unheilvoll. Es unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, daß die Staaten von Holland mit der ſcharfen Reſolution nur thaten, was ihr Recht war, allein ſchon die Nothwendigkeit dieſer Maßregel hätte einen ſo gewiegten Politiker wie den Advocaten überzeugen müſſen, daß eine Regierung, die Trabanten nöthig hat, um ſich gegen ihr eigenes Volk zu ſchützen, weil ſie ſich auf die bewaffnete Bürgerſchaft und das Heer nicht verlaſſen kann, ſchon halb verloren iſt. Ueberall in Holland wurden deshalb „Waardgelders“ in Dienſt genommen, und Oldenbarnevelt dachte auf dieſe Weiſe ein neues Heer zu ſchaffen, das im beſondern Eid der Staaten von Holland ſtehen ſollte; an die Spitze deſſelben ſollte Friedrich Heinrich, der Bruder von Moritz, geſtellt werden, alſo der Bruder gegen den Bruder; aber zur Ausführung des Plans wurde den Staaten die Zeit nicht gelaſſen. In Utrecht, wohin ſich Oldenbarnevelt perſönlich begab, geſchah daſſelbe, obwol die ſtarke Garniſon der Stadt, die unter der Generalität ſtand, das Unternehmen hier doppelt gewagt machte.

Die Verwirrung ſteigerte ſich von Woche zu Woche, perſönliche Verhandlungen zwiſchen Moritz und dem Advocaten blieben reſultatlos, und der Haß der Parteien hatte einen Grad erreicht, daß der Ausbruch eines Bürgerkriegs erwartet werden mußte. Daß es ſo weit nicht kam, war dem raſchen Einſchreiten des Prinzen, der auch hier wieder von ſeinem Vetter getrieben werden mußte, zu danken. Die Generalſtaaten beauftragten Moritz und eine aus ihrer Mitte gewählte Commiſſion, die Staaten von Utrecht zu überreden, die Waardgelders abzudanken; da letztere, von den Staaten von Holland dazu ermuntert, das Begehren abſchlugen, dankte Moritz die Waardgelders eigenmächtig ab, womit er zugleich eine Neubeſetzung des Stadtmagiſtrats verband. Damit war das ganze Syſtem der holländiſchen Staatenpartei über den Haufen geworfen, und dem Befehl der

Digitized by Google

Generalstaaten, die Waardgelders in allen übrigen Städten abzudanken, wurde bereitwilligst gehorcht. Der Streit schien auf diese Weise beigelegt zu sein, und wenn sich Oldenbarnevelt jetzt zurückgezogen hätte, nachdem seine Politik doch eine Niederlage erlitten hatte, so wäre der Friede auf billiger Grundlage wol möglich gewesen. Moritz war, dies steht fest, zufrieden mit seinem Siege, und nicht der geringste Nachweis dafür ist vorhanden, daß er dem Drängen der persönlichen Feinde des Advocaten zu weitern Maßregeln gegen letztern nachzugeben gesonnen war. Hätten die entwaffneten Staaten von Holland und Utrecht jetzt sich in die Abhaltung einer nationalen Synode, die von den Generalstaaten ja schon zum Beschluß erhoben worden war, ruhig ergeben und damit ihre Unterordnung unter die Generalität willig anerkannt, so hätte der Prinz von allen weitern Schritten abgesehen. Allein dazu wollte sich Holland, nachdem es sich vom ersten Schrecken erholt hatte, keineswegs entschließen, vielmehr nahm es seinen alten Widerstand gegen die Synode wieder auf, und jetzt glaubte Moritz nicht länger zaudern zu dürfen. Er ließ sich von den Generalstaaten eine geheime Vollmacht geben, um zu thun, was er zum Besten des Landes für nöthig halte, und am folgenden Tage wurde Oldenbarnevelt, als er sich in die Sitzung der Staaten von Holland begeben wollte, verhaftet (29. August 1618). Dasselbe Los traf Ledenberg, den Secretär der Staaten von Utrecht, ferner Hoogerbeets, den Pensionär von Leiden, und endlich Hugo Grotius. Sofort nach der Gefangennehmung Oldenbarnevelt's trat Moritz eine Rundreise durch die Provinzen an, dankte, wo es nöthig war, die Magistrate ab und besetzte ihre Stellen mit seinen Anhängern. Die Staaten von Holland und Utrecht wurden dadurch natürlich ebenfalls metamorphosirt.

Es unterliegt keinem Zweifel, das Vorgehen von Moritz war eine Art Staatsstreich, während Oldenbarnevelt's Maßregeln in jeder Hinsicht den ausgeprägtesten Charakter der Legalität an sich trugen.[1] Daher leuchtet es auch ein, daß der

[1] Vgl. Hugo de Groot, „Verantwoordingh der wettelyke regering van Holland", Kap. 10.

Digitized by Google

nunmehr eingeleitete Proceß nur mit einer Verurtheilung enden konnte. Aus dieſem Grunde nahm ſich Lodenberg im Kerker ſelbſt das Leben. „Mich erwartete", ſchrieb er an ſeinen Sohn, „ein verrätheriſcher Proceß, vielleicht die Folter und ein entehrendes Urtheil, *denn dies müſſen ſie thun, um meine Gefangennahme zu rechtfertigen.*" Was Oldenbarnevelt betrifft, ſo dachte im Anfang auch niemand an die Möglichkeit eines Todesurtheils, denn das, was ihm in der Anklageacte [1] und in dem Urtheil vorgeworfen wurde, rechtfertigte auch keineswegs dieſe Strafe, ſeine Feinde erkannten ſelbſt an, daß man ihn ebenſo gut zu lebenslänglicher Gefangenſchaft hätte verurtheilen können, und auch dem Prinzen hat in der That nichts ferner gelegen, als die abſichtliche Herbeiführung des bekannten blutigen Ausgangs. Wenn es ſchließlich dennoch ſo weit kam, ſo war dies ebenſo die Schuld der niedergeworfenen Partei, die nach dem erſten Schrecken kühner als je das Haupt erhob, wie der fortwährenden Unſchuldbetheuerungen Oldenbarnevelt's vor ſeinen Richtern. Und ſelbſt, als das Todesurtheil geſprochen war, wäre ihm noch Gnade ertheilt worden, aber um dieſe zu bitten, weigerte ſich die Familie des Advocaten, die während des Proceſſes ſogar eine ſehr herausfordernde Haltung angenommen hatte; ein Gnadengeſuch hätte auch ein Schuldbekenntniß involvirt, das Parteihaupt wäre dann am Leben geblieben, aber es wäre und mit ihm die ganze Partei entehrt geweſen.[2]

Bei der Verurtheilung des Advocaten fiel aber noch ein anderes Moment ſchwer ins Gewicht. Der mit Spanien abgeſchloſſene Beſtand ging zu Ende, und es war kein Geheimniß, daß Oldenbarnevelt für eine Verlängerung deſſelben thätig geweſen war. Das ſchon ſeit Jahren unter dem Volke verbreitete Gerücht, daß der Advocat, von Spanien beſtochen, auf die Unter-

[1] Vgl. L. Ph. C. van den Bergh, „Intendit tegen Mr. Johann van Oldenbarnevelt".

[2] Vgl. „Maurice et Barneveld", S. 86*—102*, und über den Proceß meine Abhandlung: „Der Proceß von Oldenbarnevelt", in von Sybel's „Hiſtoriſcher Zeitſchrift", Jahrg. 1875.

Digitized by Google

werfung der Provinzen unter die Erzherzoge hinarbeite, erhielt dadurch neue Nahrung; selbst Moritz war von seiner Schuld in dieser Hinsicht überzeugt, und auch die Anklageacte berief sich auf eine früher im Lauf eines Gesprächs lose hingeworfene, aber sonst gar nicht verbürgte[1] Aeußerung des Advocaten. Auf dem Schaffot hatte er noch der Menge die Worte zugerufen: „Männer! glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin, ich habe immer treu und aufrichtig gehandelt wie ein Patriot, und als solcher sterbe ich.“ Was der Feind besser wußte, aber der größte Theil des Volkes als feststehende Thatsache annahm, davon hat ihn die Nachwelt glänzend freigesprochen.

Ist es aber nicht im eminentesten Sinne des Worts hochtragisch, daß derselbe Mann, der die Freiheit seines Vaterlandes begründen half und das Schiff des Staats an den gefährlichsten Klippen mit sicherer Hand vorbeilenkte, der das Blutgerüst mit den bittern Worten bestieg: „das ist also der Lohn für vierzigjährige treue, dem Lande bewiesene Dienste“, daß derselbe Mann zum Wohl seines Landes und zum Glück der Menschheit gerade in dem Augenblick vom Schauplatz abtreten mußte, der nach menschlicher Berechnung als der äußerste und zugleich als der richtigste bezeichnet werden muß. Gewiß, hätte seine innere Politik gesiegt, die Republik wäre rettungslos den centrifugalen Elementen der Parteileidenschaften preisgegeben, auseinandergefallen und von selbst eine Beute des zum Todesstoße bereit stehenden Feindes geworden. Und endlich, oder vielmehr vor allem, wäre die auf Verlängerung des Bestandes hinarbeitende Partei des Advocaten am Ruder geblieben, dann wäre Spanien im Stande gewesen, seinem österreichischen Bundesgenossen die hülfreiche Hand zu bieten und dann nach der Vernichtung des Protestantismus in Deutschland mit concentrirter Kraft über die Republik herzufallen, deren Widerstandskraft einem solchen Anprall wol kaum gewachsen gewesen wäre.

[1] Vgl. „Intendit“, §. 193.

Digitized by Google

Samuel Hartlib.

Ein deutsch-englisches Charakterbild.

Von

Friedrich Althaus in London.

Digitized by Google

Ein sehr interessantes Kapitel in der allgemeinen Geschichte internationaler Beziehungen bildet die Geschichte der Deutschen, die zu verschiedenen Zeiten nach England hinüberkamen und in dem stammverwandten germanischen Inselreiche eine zweite Heimat fanden. Unter ihnen ist während des 17. Jahrhunderts die merkwürdigste und bedeutendste Charakterfigur ohne Frage Samuel Hartlib gewesen. Er war ein Freund Milton's, der auf seine Veranlassung die Schrift über Erziehung verfaßte; sein Leben bewegte sich in den weitesten Kreisen zeitgenössischer Interessen und hat in der Geschichte jener Periode zahlreiche Spuren hinterlassen; er stand mit vielen hervorragenden Zeitgenossen in lebhaftem Briefwechsel, der, soweit er erhalten, manche Punkte der Zeitgeschichte erhellt. Dennoch fehlt es bisjetzt nicht blos an einer befriedigenden Biographie Samuel Hartlib's: selbst der Name und mehr noch die Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes sind gegenwärtig in Deutschland so gut wie unbekannt. Bei alledem ist an Materialien zu seiner Lebensbeschreibung kein Mangel. Es liegen dieselben, abgesehen von zahlreichen zeitgenössischen Notizen über ihn, zunächst in der ziemlich langen Reihe seiner eigenen Schriften verstreut, von denen eine vollständige Sammlung im Britischen Museum in London erhalten ist. Eine wesentliche Bereicherung erfuhren sie außerdem, während des 18. und 19. Jahrhunderts, durch die Veröffentlichung der Correspondenzen Hartlib's mit Robert

Digitized by Google

Boyle[1], mit Dr. Worthington[2] und mit Cromwell's Gesandten in der Schweiz, Dr. Pell.[3] Andere nicht unbeträchtliche Reste des umfangreichen Briefwechsels Hartlib's haben ihren Weg in die Manuscriptsammlung des Britischen Museums gefunden, noch andere, nebst wichtigen biographischen Daten, bewahrt das „State Paper Office", die „Parliamentary History" und das „Journal of the House of Commons". Aber erst vor achtzehn Jahren machte der Engländer Henry Dircks den ersten Versuch einer Biographie Hartlib's[4], und so lebhafte Anerkennung dies Bemühen, das Gedächtniß des Halbvergessenen wieder aufzufrischen, verdient, so vieles ließ die fragmentarisch-skizzenhafte Ausführung zu wünschen übrig. Ungleich bedeutender waren die Beiträge Masson's zu einer Biographie Hartlib's, besonders bis zu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung von Milton's „Essay über Erziehung" (1644)[5], ein Abschnitt in Hartlib's Leben, für welchen die Forschungen des genannten Historikers als grundlegend gelten müssen. Dagegen konnten, dem Plane von Masson's Werk gemäß, Hartlib's spätere Schicksale nur eine gelegentliche Erwähnung finden, sodaß, trotz mancher interessanter Andeutungen, seine Biographie nach dieser Seite unzusammenhängend und lückenhaft blieb. In Masson's Fußstapfen trat später Adolf Stern, der neueste deutsche Biograph Milton's[6], dem es gelang, aus der handschriftlichen Correspondenz des Comenius im Archiv zu Prag Masson's Darstellung in Bezug auf Hartlib durch einige interessante Thatsachen zu ergänzen, dessen Schilderung seines Lebensganges jedoch ebenfalls bei Milton's Essay über Erziehung abbricht. Hier

[1] Im sechsten Band der „Works of Robert Boyle" (London 1772).

[2] In „The diary and correspondence of Dr. John Worthington, ed. by James Crossley" (2 Bde., Manchester 1847).

[3] Im zweiten Bande von Robert Vaughan's „Protectorate of Oliver Cromwell" (London 1838).

[4] „A biographical memoir of Samuel Hartlib" (London 1865).

[5] „Life of Milton", III, 193—254.

[6] „Milton und seine Zeit" (Leipzig 1877), II, 266—285. Vgl. auch Stern's kurze biographische Notiz über Hartlib in der „Allgemeinen deutschen Biographie", X, 672.

Digitized by Google

soll nun der Versuch gemacht werden, auf Grund selbständiger Studien und mit Hülfe mancher von meinen Vorgängern entweder gar nicht oder nur theilweise benutzter Quellen dem Lebensbilde Hartlib's einige neue Züge hinzuzufügen und durch eine, wenn nicht vollständige, so doch zum ersten mal als zusammenhängendes Ganze gefaßte Darstellung, seine Geschichte in ihren Hauptumrissen zur Anschauung zu bringen und das deutsche Volk an einen Mann zu erinnern, der in seiner Ruhmeshalle nicht fehlen sollte.

Zuverlässige Nachrichten über Hartlib's Herkunft verdanken wir einem seiner Briefe an Dr. Worthington, den Präsidenten des Jesus-College in Cambridge. Es war gegen das Ende seines Lebens, als Hartlib, wahrscheinlich auf die Veranlassung jenes Freundes, der ihm in seiner damaligen bedrängten Lage zu helfen bemüht war, die nachfolgenden Familienerinnerungen niederschrieb.[1] Man habe ihm, so bemerkt er, vorgeworfen, daß er seinen Stammbaum zu sehr vernachlässige, und in der That könne er mit ruhigem Gewissen sagen, daß er nie ernsthaft über seinen Stammbaum nachgedacht habe; denn er habe sein himmlisches Geburtsrecht allen solchen Eitelkeiten vorgezogen und sei bis auf diesen Tag mehr darauf bedacht, Gottes Geschöpfen nützlich und seiner Kirche dienstbar zu sein, als Reichthum und Ehren zu erlangen. Doch erinnerte er sich, nun er aufgefordert wurde daran zu denken, von früher her des alten Bestandes seiner Familie im Deutschen Reiche. Danach gab es zehn Brüder des Namens Hartlib in Deutschland. Einige waren Geheimräthe des Kaisers, andere Räthe bei kleinern Fürsten, noch andere Richter in Augsburg und Nürnberg. Später aber galten die Hartlib nicht so streng für Edelleute[2] im Reiche, da

[1] Der Brief, vom 3. August 1660, fehlt in Crosley's „Diary and correspondence". Das Original scheint verloren. Abschriften haben Nr. 6269 und 6271 der „Additional Manuscripts" im Britischen Museum. Ein Abdruck findet sich in White Kennet's „Register and Chronicle", S. 872.

[2] Die Handschriften haben die unverständlichen Ausdrücke: „Vedallanta" und „Redallanta in the Empire". Vedallanta findet

Digitized by Google

mehrere von ihnen Kaufleute wurden, was der deutsche Adel als entehrend betrachtete. Auch Samuel Hartlib's Vater war ein Kaufmann, obgleich, wie sein Sohn bemerkt, „kein gewöhnlicher, denn er besorgte die Geschäfte des Königs von Polen" („being the King of Poland his merchant") und gründete eine Kirche in Posnanien. In dieser Stellung blieb er, „bis die Jesuiten in Polen mächtig wurden" — d. h. bis nach dem Tode Sigismund's II. im Jahre 1572 — dann wanderte er (als eifriger Protestant) nach Preußen und ließ sich nieder in Elbing, welche Hansestadt, obgleich unter polnischer Oberhoheit, das Privileg freier Religionsübung genoß. Es bestand, so berichtet Hartlieb weiter, um jene Zeit noch kein Bankgeschäft (house of credit) in Elbing, und sein Vater sowie ein Kaufmann aus Breslau errichteten nun dort zwei stattliche Häuser, die ansehnlichsten der Stadt, deren Bau nach Hartlib's Bemerkung seinem Vater „in jenen billigen Zeiten viele tausend Reichsthaler kostete". Nicht lange nachher (1577) kam auch Hartlib's Großvater, der Vorstand der englischen Kaufmannschaft in Danzig, mit den englischen Kaufleuten von Danzig nach Elbing, und Elbing blühte infolge davon zu dem Glanz und Reichthum auf, deren es seitdem viele Jahre genoß.[1] Hartlib's Vater war

sich auch bei Dircks. Bei White Kennet steht Udallanta. Offenbar schrieb Hartlib Edelleute, ein Fremdwort, das den Abschreibern unbekannt und daher unleserlich war.

[1] Das Datum sowie die Ursache dieser Uebersiedelung läßt sich aus der Stadtgeschichte Elbings mit Sicherheit feststellen. Als nämlich im Jahre 1576 die Wahl Stephan Bathori's zum König von Polen stattfand, weigerte Danzig sich, dieselbe anzuerkennen, und wurde daher von Stephan in die Acht erklärt. Am 7. März 1577 verbot der König allen Handel mit Danzig, verlegte das Stapelrecht, welches Danzig bis dahin besessen, nach Thorn und Elbing und gewährte diesen Städten bis auf weiteres freien Handel. Diese Maßregel, sowie die zur Unterwerfung des aufrührerischen Danzig betriebenen Rüstungen, veranlaßten die englische Kaufmannschaft von Danzig, nach Elbing zu ziehen, und auch als Danzig sich im December 1577 dem Könige ergab, wußte Elbing sich seine plötzlich errungenen Vortheile zu sichern. Vgl. K. E. Rhode, „Der elbinger Kreis, in topographischer, historischer und statistischer Hinsicht" (Danzig 1869), S. 63 fg. und 263 fg.

Digitized by Google

schon vorher zweimal mit polnischen Damen verheirathet gewesen, jetzt verheirathete er sich zum dritten mal mit einer Tochter jenes Vorstandes der englischen Kaufleute, ein Ereigniß, das mit großem Pomp gefeiert wurde. „Wie viele Summen Goldes und Ehrensäulen", sagt Hartlib, „meinem Großvater und meinem Vater von Danzig und Elbing dargeboten wurden, lebt noch in der Erinnerung einiger sehr alten Leute in Preußen."

Samuel Hartlib war der Sohn dieser dritten Ehe seines Vaters. Sein Geburtsjahr erwähnt er nicht und auch sonst fehlt es an Angaben, die einen sichern Schluß auf dasselbe gestatten. Doch wird man wol kaum fehlgehen, wenn man mit Masson das Ende des 16. Jahrhunderts dafür annimmt. Ebenso wenig nennt Hartlib den Familiennamen seiner Mutter; daß diese indeß eine Engländerin war, kann nach seinen übrigen Mittheilungen nicht bezweifelt werden.[1] Schon die Stellung ihres Vaters bei der englischen Kaufmannschaft spricht gegen seine deutsche Abkunft, während die Schicksale von zweien seiner andern Töchter nur in der Voraussetzung ihrer englischen Herkunft eine genügende Erklärung finden. „Meine Mutter", sagt Hartlib, „hatte zwei Schwestern, die beide sehr ehrenvoll verheirathet waren: eine an Mr. Clark, einen Lord-Mayors-Sohn in London, und nachher an einen sehr reichen Ritter, Sir Richard Smith, Mitglied des königlichen Staatsraths, dem sie eine Mitgift von 10000 Pfd. St. brachte. Diese meine Tante ist dieselbe Lady Smith, die, als sie sich später" (also wie ihr Vater zum dritten mal) „mit Sir Edward Savage vermählte, eine Ehrendame der Mutter unsers Königs" (d. h. der Mutter Karl's II., Henriettens von Frankreich) „wurde. Die andere Schwester heirathete einen Mr. Peak, dessen Sohn jetzt ein Einkommen von 300 Pfd. St. von einem Erbgute hat und der noch am Leben ist. Unsere Cousine, die Tochter der Lady Smith, vermählte sich mit Sir Anthony Irby in Boston, einem Ritter mit 4—5000 Pfd. St. Einkünften, der eben-

[1] Masson nimmt dies als selbstverständlich an, während Stern seine Bedenken darüber ausdrückt.

Digitized by Google

falls noch am Leben und Parlamentsmitglied ist." Ohne Frage war das eine ansehnliche englische Verwandtschaft, und von früher Jugend auf mußte Hartlib viel über und aus England hören und mit dem Gedanken einer englischen Reise, eines kürzern oder längern Aufenthalts in dem Lande, an das so manche persönliche Beziehungen ihn knüpften, vertraut werden. Zu bedauern ist es, daß er jenen Mittheilungen über seine Familie nicht auch einige authentische Thatsachen über die Ereignisse der ersten Jahrzehnte seines Lebens hinzufügte, oder doch mindestens die Ursachen erwähnte, welche seine Niederlassung in England herbeiführten — um so mehr, als keinerlei spätere Mittheilungen von ihm selbst oder von ihm bekannten Zeitgenossen diese Lücke ausfüllen. Stern[1] meint nach Notizen aus dem städtischen Archiv in Elbing annehmen zu dürfen, Hartlib habe in Heidelberg studirt. In diesem Falle würde er zur Zeit des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges mit dem Kreise in Berührung gekommen sein, der sich damals in der süddeutschen Universität um Opitz sammelte. Man fühlt sich versucht, solche Studienjahre für Hartlib vorauszusetzen; doch die Notizen aus Elbing sind, wie Stern selbst zugibt, in ihrer gegenwärtigen Gestalt unzuverlässig, und keine Thatsache aus Hartlib's Leben scheint bisjetzt mit Sicherheit nachweisbar vor dem Jahre 1628.

Daß er im Jahre 1628 in London ansässig war, erhellt aus einem 1644 geschriebenen Briefe Hartlib's an den puritanischen Geistlichen Hezekiah Woodward, worin er bemerkt: Woodward's Urtheil habe ihn während der letzten sechzehn Jahre nie getäuscht.[2] Jedenfalls stand er daher im Jahre 1628 mit dem in London wohnenden Woodward auf vertrautem Fuße. Wie er hingelangt war, ob auf dem weiten Seewege um Dänemark herum, oder durch Norddeutschland und Holland; welche Zwecke seine Reise veranlaßten, ob ursprünglich nur ein Besuch bei

[1] „Milton und seine Zeit", II, 474.

[2] In „A short letter modestly entreating a friend's judgment on Mr. Edwards his book, he calls on Anti-Apologie" (London 1644).

Digitized by Google

seinen Verwandten beabsichtigt wurde, oder ob von vornherein geschäftliche Rücksichten im Spiele waren, wissen wir ebenso wenig, als die Umstände, unter denen aus seinem Besuche in England ein dauernder Aufenthalt wurde, uns bekannt sind. Indeß liegt die Vermuthung nahe, daß seine Reise im Zusammenhang stand mit der Aufhebung der englischen Kaufmannsgesellschaft in Elbing, welche in ebenjenem Jahre 1628 stattfand und den Abzug der meisten Mitglieder dieser Genossenschaft zur Folge hatte.[1] Noch im Jahre 1639 bezeichnet ein später zu erwähnendes officielles Document Hartlib als „Kaufmann", und kaufmännische Geschäfte führten ihn wol zunächst, vielleicht als Agenten des väterlichen Hauses, nach London. Andererseits muß es als befremdend hervorgehoben werden, daß in der ganzen umfangreichen Correspondenz Samuel Hartlib's, die sich nicht blos über sämmtliche Länder Europas, sondern über den Ocean, nach Westindien und den nordamerikanischen Colonien Englands erstreckte, von allem andern, von Religion, Politik, Wissenschaft, Literatur, Schulen und Universitäten, nützlichen Erfindungen und socialen Verbesserungen, eher die Rede ist als von kaufmännischen Geschäften, daß in Wahrheit diese Geschäfte als solche nie erwähnt werden. Ob er indeß, wie Masson annimmt[2], zuerst als Agent oder Missionar eines andern merkwürdigen Mannes seines Freundes John Durie, nach England kam, scheint nichtsdestoweniger mehr als zweifelhaft. Durie fungirte allerdings, wie Hartlib gelegentlich erwähnt[3], im Jahre 1628 als Prediger der englischen Kaufmannschaft in Elbing und empfing auch dort durch den schwedischen Staatsrath Dr. Godemann die Anregung zu jener Idee einer Union aller protestantischen Kirchen, deren Verwirklichung sein ganzes späteres Leben geweiht war; doch beweist nichts, daß ein intimes persönliches Verhältniß zwischen Hartlib und Durie schon damals bestand, während andere un-

[1] Vgl. K. E. Rhode, „Der elbinger Kreis", S. 263 fg.

[2] III, 197.

[3] Im Eingang der Schrift „A brief relation of that which has been lately attempted to procure ecclesiastical peace among Protestants" (London 1641).

Digitized by Google

zweifelhafte Thatsachen es wahrscheinlich machen, daß das Zusammenwirken beider Männer erst mehrere Jahre später begann.[1] Aber wenn Hartlib auch als Kaufmann kam und lange als Kaufmann bekannt blieb, so drängen doch alle erhaltenen Berichte über seine Thätigkeit in England zu der Ansicht, daß er, wie Masson sich ausdrückt, „nur nominell Kaufmann war, in Wirklichkeit aber eine allgemeine Intelligenzagentur leitete, theils als Quelle des Einkommens, theils aus bloßem Eifer für gewisse öffentliche Angelegenheiten, die für ihn selbst von Interesse waren". Aus welchen Anfängen und Veranlassungen jene Agentur hervorging, liegt ebenso im Dunkel wie Hartlib's persönliche Beziehungen zu seinen englischen Verwandten, die er, außer in dem oben angeführten Briefe, nie erwähnt. Sicher, wie gesagt, ist nur dies, daß er im Jahre 1628 in London ansässig war. Und abgesehen von gelegentlichen Reisen auf das Festland (von denen übrigens auch nur geringe Kunde auf uns gekommen ist), blieb London seitdem sein dauernder Wohnort.

Der Zeitpunkt von Hartlib's Niederlassung in London erinnert an Thatsachen und Begebenheiten von weitreichendem historischen Interesse. Auf dem europäischen Festlande hatten die verheerenden Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges schon ein volles Jahrzehnt gedauert, und Wallenstein's siegreiches Vordringen bis an die Küsten der Ostsee ließ den Triumph des Kaisers über die deutschen Protestanten und damit das Ende des furchtbaren Krieges als nahe bevorstehend erscheinen. In England war König Karl I. seit drei Jahren mit dem Parlament in jene Streitigkeiten über die Grenzen der königlichen Prärogative und der Parlamentsrechte verwickelt, welche im Zusammenhang mit der religiösen Bewegung des Puritanismus in nicht sehr ferner Zeit den Ausbruch des Bürgerkrieges und den Sturz des Königthums herbeiführen sollten. Fünfundzwanzig Jahre waren seit

[1] Einige Notizen über die englische Gemeinde in Elbing finden sich bei Fuchs, „Beschreibung der Stadt Elbing" (3 Bde., Elbing 1818—32).

Digitized by Google

dem Tode der Königin Elisabeth, zwölf Jahre seit dem Tode Shakspeare's, zwei Jahre seit dem Tode Lord Bacon's verflossen. Milton studirte in Cambridge, Cromwell war Mitglied des Parlaments, das (1628) von Karl I. die Bill of Rights ertrotzte. Wohin das Auge sich wendet, erkennt es eine Zeit mächtiger Bewegung und Gärung: ein Mann von tiefreligiösem Gefühl, von humanistischer Sinnesweise und von sanguinisch thätigem Temperament wie Hartlib konnte nicht leicht einen anregendern Mittelpunkt des Wirkens finden als die Weltstadt London, wo der Eindruck der großen Zeit Elisabeth's noch frisch war, wo die reformirenden Ideen Bacon's in den Gemüthern gärten und wo eine große politisch-religiöse Revolution sich vorbereitete. Der Blick auf dieses Zeitbild zeigt uns Hartlib in seiner geistigen Umgebung. Und wenn die thatsächlichen Anfänge seines Lebens in England nur Vermuthungen zulassen, so besitzen wir doch aus seinen letzten Lebensjahren, von seiner eigenen Hand, eine Gesammtansicht desselben, die, unter so trüben Verhältnissen sie entworfen wurde, in einigen großen Umrissen die anschaulichste Vorstellung seines Wirkens gewährt und hier am besten den Eintritt in seine Laufbahn eröffnet.

Es war im Herbst 1660, bald nach der Restauration Karl's II., als Hartlib die Hauptmomente seiner Lebensarbeit während eines mehr als dreißigjährigen Aufenthalts in England in einer Petition an das Parlament zusammenstellte.[1] Seit seiner ersten Ankunft in England, so erklärt er in diesem merkwürdigen Document, habe er sich die besondere Aufgabe gestellt, seinen Zeitgenossen in den besten Absichten zu dienen und zwar: 1) durch die Errichtung einer kleinen Akademie zur Erziehung der höhern Klassen, um Frömmigkeit, Bildung, Moral und andere Uebungen des Geistes zu befördern, die damals

[1] Die Petition findet sich im Britischen Museum in den „Additional Manuscripts", Nr. 6269 und 6271. Auch abgedruckt in White Kennet's „Register and Chronicle", S. 827. Das Datum fehlt, doch die innere Evidenz deutet auf den angegebenen Zeitpunkt, bald nach dem oben erwähnten Briefe an Dr. Worthington vom 3. August 1660.

Digitized by Google

in den bestehenden Schulen nicht gewöhnlich gewesen seien; 2) durch die gastliche Aufnahme und Sachwalterschaft der gottesfürchtigen Prediger und Gelehrten, welche in jenen Tagen aus der Pfalz und andern verwüsteten protestantischen Ländern vertrieben worden; wodurch er 3) Gelegenheit gefunden, eine religiöse, gelehrte und menschenfreundliche Correspondenz mit den angesehensten Männern in fremden Ländern zu unterhalten, eine Correspondenz, die er (wie den meisten Führern aller Parteien wohl bekannt sei) mehr als dreißig Jahre zum Besten des englischen Volkes, in Bezug auf bürgerliche wie auf geistliche Angelegenheiten fortgeführt habe und wodurch es ihm gelungen sei, dem englischen Volke zu verschaffen: 1) seltene Sammlungen von Manuscripten auf allen Gebieten des Wissens, die er frei mitgetheilt, abgeschrieben, gedruckt und denen zugesandt habe, welche am meisten befähigt gewesen, davon Gebrauch zu machen; 2) die besten in Bezug auf Ackerbau und Manufacturen unternommenen Experimente, die er durch den Druck zum Nutzen dieses Zeitalters und der Nachwelt bekannt gemacht habe; 3) eine beständige Unterstützung, nach Maßgabe seiner Fähigkeit, von armen nothleidenden Gelehrten, englischen sowol als fremden, denen es an Arbeit gefehlt und die er denjenigen empfohlen habe, welche von ihren Diensten Gebrauch machen konnten; 4) einen beständigen Gedankenaustausch in Sachen der Religion, der Tugend und der Gelehrsamkeit, in England wie im Auslande, mit sinnverwandten Männern, zum allseitigen Wohl der Menschheit.

Es ist ein anziehendes und ganz eigenthümliches Lebens- und Charakterbild, das Hartlib ohne Ruhmredigkeit, durch bittere Noth gezwungen, in diesen Umrissen seiner vieljährigen englischen Wirksamkeit entrollt. Wir sehen ihn als Erzieher, als Humanisten, als Menschenfreund, als unermüdlichen Förderer materieller und geistiger Cultur, im weitesten Umfange thätig, seiner neuen Heimat mit Wärme ergeben, aber seinem innersten Wesen nach Weltbürger; und diese erste allgemeine Ansicht ist mitnichten das Beste an jenem Bilde. Vielmehr gewinnt dasselbe je länger man es betrachtet, je mehr die Umrisse ausgefüllt

Digitized by Google

werden, je mehr die historischen Thatsachen seinen Zügen lebendigen Ausdruck und Farbe verleihen.

Von der ersten seiner Unternehmungen, der „kleinen Akademie zur Erziehung der höhern Klassen", ist keine weitere Nachricht erhalten, es sei denn, daß eine Notiz in Zoubek's „Leben des Comenius", der zufolge „ein reicher Herr im Jahre 1632 Hartlib ein Schloß angewiesen habe, damit er in demselben mit zwanzig englischen Zöglingen wohne und deren Studien leite", diese Episode seiner Thätigkeit bezeichnet.[1] Daß Hartlib als praktischer Pädagoge eine Reform der Erziehung beabsichtigte, deuten seine eigenen Worte an; daß die großen Aufgaben der Erziehung immer einen Hauptmittelpunkt seiner Interessen bildeten, beweisen zahlreiche Thatsachen seines spätern Lebens. Wahrscheinlich stand er um jene Zeit bereits in Verbindung mit Comenius, dessen erstes epochemachendes Werk, die „Janua linguarum reserata", 1631 erschienen war, und vielleicht war es die Begeisterung für Comenius' Ideen, die ihn selbst zum Schulmeister machte. Was indeß auch der Sachverhalt sein möge, mit größerer Genauigkeit als jene schulmeisterlichen Bemühungen lassen jedenfalls andere der von ihm erwähnten Thatsachen seines Wirkens: sein umfassender Briefwechsel, das eifrige Streben, den Engländern die Kenntniß der wichtigsten Vorgänge auf dem europäischen Festlande zu vermitteln und ein internationales Einverständniß, besonders in Sachen der Religion, zu fördern, sich schon zu Anfang der dreißiger Jahre nachweisen. Das State Paper Office in London bewahrt unter den Papieren eines der hervorragendsten englischen Diplomaten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Sir Thomas Roe, eine Reihe von Briefen Durie's und Roe's selbst, aus den Jahren 1633—38, in denen in Bezug auf alle diese Punkte Hartlib wiederholt erwähnt

[1] Angeführt bei Stern, „Milton und seine Zeit", II, 475, aus dem böhmisch geschriebenen Werke Zoubek's „J. H. Komenskeho". Eine Notiz in John Evelyn's „Diary and correspondence", II, 412, wonach Hartlib eine Schule für die Erziehung der Söhne von Gentlemen gegründet habe, nachdem Cromwell ihm eine Pension gegeben, beruht offenbar auf einem Irrthum.

Digitized by Google

wird und deren Mittheilungen um so willkommener sind, als die ersten von Hartlib selbst erhaltenen Briefe einer viel spätern Zeit angehören. Durie hatte, wie wir durch Hartlib wissen[1], die Bekanntschaft Sir Thomas Roe's im Jahre 1629 in Elbing gemacht, als Roe, mit dem Auftrage den Frieden zwischen Schweden und Polen vermitteln zu helfen, als außerordentlicher englischer Gesandter jene Gegenden durchreiste.[2] Von Durie für dessen großen Plan einer Union aller protestantischen Kirchen Europas gewonnen, hatte Roe auch den schwedischen Kanzler Oxenstierna für eine Sache interessirt, die in jenem Zeitpunkt, am Vorabend der Einmischung Schwedens in den großen deutschen Religionskrieg, von unzweifelhafter Bedeutung schien, und das Versprechen gegeben, durch seinen Einfluß in England in demselben Sinne zu wirken. Wie bekannt, war Roe's Mission erfolgreich, und der bald nachher stattfindende Abschluß des Friedens zwischen Schweden und Polen machte den Zug Gustav Adolf's nach Deutschland möglich. Um die Zeit der Landung des schwedischen Königs, im Frühling 1630, gab Durie seine Stellung als Prediger der englischen Kaufmannschaft in Elbing auf und ging nach England, um dort Anstalten zu treffen zur Ausführung des Unternehmens, das ihn von nun an den größten Theil seines langen Lebens beschäftigen sollte. Man darf wol voraussetzen, daß er nicht ohne Empfehlungen von seiten englischer Familien nach London kam, und gewiß machte er damals die nähere Bekanntschaft Samuel Hartlib's. Beide Männer verstanden sich, Hartlib ergriff Durie's Idee mit Begeisterung. Mit Empfehlungen von Roe, Hartlib und andern versehen, trat dann Durie seine Pilgerfahrt nach Holland und Deutschland an, und dorther, mitten aus dem Drang der mit seiner Mission verknüpften Geschäfte, schrieb er an Roe die Briefe, denen wir gelegentliche Einblicke in Hartlib's Lebensverhältnisse während

[1] In „A brief relation", S. 2.

[2] Details über diese Mission Roe's nebst seinen Depeschen an die englische Regierung finden sich in „Sir Thomas Roe's Mission to Gustavus Adolphus 1629—30", im siebenten Bande der „Camden Miscellanies".

Digitized by Google

jenes ersten Jahrzehnts seines Aufenthalts in London verdanken.[1]

In dem ersten aus Heilbronn datirten Briefe (vom 2. April 1633) bittet Durie, Roe möge Hartlib behülflich sein mit einer Petition der deutschen Theologen, betreffend die Herstellung eines aus englischen Schriftstellern zusammengestellten Systems der Theologie, eines Werkes, das von großem Nutzen sein werde, das aber viele Theilnehmer und einen strengen Arbeitsplan erfordere. Einige Wochen später erwähnt Durie wichtige Vorschläge des schwedischen Kanzlers Oxenstierna, die er durch Hartlib an Roe habe gelangen lassen, und ersucht Roe, nicht nur die an ihn selbst gerichteten Briefe an Hartlib zu zeigen, sondern auch Briefe über den Fortgang von Durie's Unternehmen an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London, die er unter Roe's Adresse eingelegt hatte. Ein Brief Roe's an den Erzbischof von Canterbury vom Juli 1633, der Durie's Bemühungen der Theilnahme des Erzbischofs empfiehlt, nennt Hartlib als den Ueberbringer des Briefes von Durie. Kurz darauf starb der Erzbischof von Canterbury, und als Primas von England folgte ihm der frühere Bischof von London, William Laud, derselbe, der als eins der ersten Opfer der kommenden Revolution fiel. Der streng hochkirchlich gesinnte Laud war, wie bald genug offenbar wurde, den Bestrebungen Durie's abgeneigt, und nicht zufrieden, jede persönliche Förderung derselben zu verweigern, instruirte er den englischen Agenten in Frankfurt, Durie in keiner Weise behülflich zu sein; ein Schritt, den, wie wir später sehen werden, seine Gegner ihm nicht vergaßen. Durie empfand diese abwehrende Haltung schmerzlich. Im Juni 1634 schreibt er an Roe: auf ihn baue er nun hauptsächlich in England, denn trotz Laud's könne Roe privatim noch immer viel thun, und wenn er ihm (Durie) geheime Mittheilungen zu machen habe, so werde Hartlib die Besorgung derselben übernehmen.

[1] Die Auszüge finden sich im „Calendar of Domestic State Papers", 1633—38. Auch bei Masson, III, 194—197.

Digitized by Google

Inzwischen wendete Durie, in Deutschland erfolglos, sich nach Holland. Im August 1635 schreibt er aus dem Haag an Roe: Sein Plan finde bisjetzt bei den Holländern geringen Anklang. Unter den Umständen scheine ihm das Beste, wenn Roe in England die Vorschläge und Ansichten der ausgezeichnetsten zeitgenössischen Theologen über diese Sache sammle und drucken lasse. Sein bester Geschäftsführer bei diesem Unternehmen werde Hartlib sein, „ein wohlbekannter Mann, dem man auf allen Seiten wohlwolle und vertraue, ein ausnehmend sorgsamer, thätiger Mann, der diesen Bestrebungen von Herzen ergeben sei und der durch zu große Menschenfreundlichkeit in solchen Werken selbst Verluste erlitten habe. Ueberhaupt halte er es für erwünscht, wenn man für Hartlib eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung finden könne, die ihn von der unverdienten Noth befreie, welche seine Weitherzigkeit (public-heartedness) ihm zugezogen. Für diese besondere Arbeit aber werde er unschätzbar sein, da er des Polnischen, Deutschen, Englischen und Lateinischen mächtig, vollkommen ehrenhaft und zuverlässig, discret und in Geschäften erfahren sei". — Am 7. December 1635 dankt Durie, von Amsterdam aus, Roe für die Hartlib bewiesene Theilnahme; denn Hartlib sei nächst Roe selbst derjenige, den er in der ganzen Welt, seiner Tugenden und des für die gute Sache bewiesenen Eifers wegen, am meisten liebe und ehre. Er hoffe nur, Gott möge Hartlib aus seinen Verlegenheiten befreien und „etwas zu Pferde setzen, da Hartlib's Edelmuth so groß sei, daß er in dem Eifer für das Gute sich selbst verloren habe". Etwas später (im Januar 1636) schickt Durie von Amsterdam aus einen Brief an den Bischof von London zu Gunsten Hartlib's und schreibt dabei an Roe: „Hartlib habe den Bischof seit zwei oder drei Jahren mit Nachrichten aus fremden Ländern versorgt, und noch sei keinerlei Erkenntlichkeit ihm dafür zutheil geworden. Vielleicht wisse Se. Herrlichkeit (der Bischof) nicht, daß Hartlib in Armuth gerathen sei, weil er zu mildthätig gegen arme Gelehrte gewesen und zu freigebig die Sorge für den Unterricht und die Erziehung von Kindern unternommen habe." Noch später, im Februar 1638, empfiehlt

Digitized by Google

Roe Hartlib an den Bischof von Durham. Er, so schreibt Roe, habe dem Bischof im vorigen Jahre ein großes Packet geschickt von Hartlib, dem Correspondenten Durie's, einem vortrefflichen Manne und von derselben Sinnesweise wie Durie. Wenn Hartlib's Art dem Bischof gefalle, so wolle dieser ihm regelmäßig schreiben und über Vorgänge in der gelehrten und politischen Welt berichten; jedenfalls sei niemand besser informirt als er, besonders in re literaria.

Aus allen diesen Mittheilungen geht hervor, daß Hartlib während der Jahre 1633—38 der Mittelpunkt eines weiten Kreises gemeinnütziger Thätigkeit war und allgemein geehrt und geachtet, in seinem edeln Eifer für die Sache der Erziehung, der Bildung, der Menschlichkeit, seine eigenen weltlichen Interessen so weit vergaß, daß, obgleich es ihm an Mitteln nicht fehlte, seine Weitherzigkeit nicht selten die Ursache persönlicher Noth für ihn wurde. Ein solcher Mann war nicht zum Kaufmann geschaffen, oder konnte doch nie als Kaufmann reich werden wie seine Verwandten in Elbing. Bei alledem lebte er in wohlhabenden Verhältnissen; denn seiner eigenen Erklärung zufolge[1] gab er während seines ganzen Aufenthalts in England jährlich zwischen 300 und 400 Pfd. St. aus, eine Summe, die nach dem heutigen Geldwerth dem Betrage von 1500—2000 Pfd. St. gleichkommt. Um die Zeit, von der hier die Rede ist, war er auch verheirathet und hatte wenigstens ein Kind, eine Tochter, da eine solche sich 1652 verheirathete — wovon später mehr. Was seinen Wohnort betrifft, so ersehen wir aus einem Briefe an ihn von Joseph Meade, aus Christ's College, Cambridge, vom 18. Juni 1638[2], daß er damals ein Haus in Duke's Place, in der City von London, nicht weit von Milton's Hause, innehatte; und dort, wie es scheint, blieb er wohnen, bis er, wie Milton, um das Jahr 1650 weiter nach Westen, nach Charing Croß, in die Nähe der Regierungsgebäude in Whitehall zog.

---

[1] In dem oben angeführten Briefe an Dr. Worthington vom 3. August 1660.

[2] Vgl. Masson, II, 216.

Digitized by Google

Noch vor dem letzterwähnten Datum der Correspondenz Sir Thomas Roe's hatte Hartlib eine neue Bahn der Thätigkeit betreten, indem er, wenn nicht als Autor, so doch als Herausgeber einer Schrift vor dem Publikum erschien, die allgemeines Aufsehen hervorrief. Er war, wie schon bemerkt, ein Bewunderer des Comenius, stand mit diesem in Briefwechsel, wirkte in England für die Verbreitung seiner „Janua linguarum" und hatte sich als Fürsprecher der Ideen des Comenius so bekannt gemacht, daß man ihn schon im Jahre 1636 unter den fünf Männern nannte, die für die Hauptjünger des Meisters in Europa galten.[1] Um dieselbe Zeit erfuhr er durch den leipziger Meßkatalog, sowie von mährischen Studenten, die ihn in London besuchten, daß Comenius ein neues Werk vorbereite, eine „Janua rerum", oder „Pansophia", als Ergänzung zu der „Janua linguarum". Begierig, die Ideen des Meisters über diesen großen Gegenstand sobald als möglich kennen zu lernen, bat Hartlib ihn brieflich um nähere Aufschlüsse, und Comenius, „bewogen", wie er selbst sagt, „durch die Bitten meines intimsten Freundes, eines Mannes, der erfüllt ist von frommem Eifer für das öffentliche Wohl", theilte Hartlib die Grundzüge des beabsichtigten Werkes mit. Tief durchdrungen von der Bedeutung der von Comenius entwickelten Ideen, gab nun Hartlib, ohne Comenius' Wissen, auf eigene Verantwortung dessen Brief in Form eines Buches mit einer Vorrede „Ad lectorem", unter dem Titel „Conatuum Comenianorum praeludia, ex bibliotheca S. Hartlib" (Oxford 1837) heraus und trug dadurch nicht wenig zu der Vermehrung von Comenius' Ruhm bei. Die Schrift erregte in England und in Europa die lebhafteste Theilnahme. Bald wurde sie überall besprochen und rechtfertigte durch ihre Erfolge die Ansicht Hartlib's, der sein eigenwilliges Verfahren bei Comenius mit der Bemerkung entschuldigte, daß die Veröffentlichung dem guten Zwecke dienen werde, dem erwarteten Werke Bahn zu brechen und die An-

[1] Ueber die Beziehungen Hartlib's zu Comenius vgl. Masson, III, 201—215 und 221—225.

Digitized by Google

sichten gelehrter und weiser Männer in einer Sache von solcher Wichtigkeit zu erkunden. Nicht lange nachher erhielt Comenius von dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna, dem Hartlib's „Praeludia" bekannt geworden, eine Einladung nach Schweden, mit dem Anerbieten, dort den Vorsitz einer Commission zu übernehmen, welche zur Berathung einer Reform der schwedischen Schulen eingesetzt werden sollte. Comenius lehnte dies Anerbieten ab, wurde aber dadurch zur Veröffentlichung seiner berühmten „Didactica magna" bewogen, die er schon neun Jahre früher in böhmischer Sprache abgefaßt hatte und nun zum allgemeinen Besten ins Lateinische übersetzte. Auch grollte er Hartlib wegen der begangenen Indiscretion nicht lange. Denn noch ehe die „Didactica magna" erschien, schickte er dem Freunde ein Résumé derselben, welches Hartlib, diesmal ohne Zweifel im Einverständniß mit Comenius, zu Anfang des Jahres 1639 unter dem Titel „Comenii Pansophiae prodromus" mit einer Widmung „Lectoribus verae sapientiae cupidis" in London veröffentlichte. Hartlib war daher recht eigentlich der Vorkämpfer der Ideen des Comenius in England, und die Begeisterung, womit er diese Ideen vertrat, wirft ein helles Licht auf seinen eigenen Charakter und seine eigenen Ideale.

Zu einer Darstellung von Comenius' pädagogischem System ist hier nicht der Ort; aber zum Zwecke eines richtigen Verständnisses Samuel Hartlib's muß wenigstens an einige Hauptpunkte jenes Systems erinnert werden. Die „Janua linguarum reserata", welche Comenius zuerst berühmt machte, hatte eine neue Methode des Sprachunterrichts entwickelt. Der große Gelehrte und Menschenfreund fand, daß man bis dahin die Bedeutung dieses Zweiges der Bildung ebensowol überschätzt habe als weit entfernt gewesen sei, dessen wirklichen Werth zur Geltung zu bringen. Dieser wirkliche Werth lag seiner Ansicht nach in der Möglichkeit, welche die Kenntniß der Sprachen darbietet zur Aufnahme und zur Verbreitung des Wissens. Ihm war es nicht um Worte zu thun, sondern um Dinge, nicht um todte Gelehrsamkeit, sondern um lebengebende und lebenschaffende Bildung. Aber so wichtig diese in der „Janua linguarum" be-

Digitized by Google

fürwortete vernunftgemäße Erlernung der Sprachen seiner Meinung nach war, so weit trat sie in den Hintergrund vor der viel größern Aufgabe der Erziehung, welche Comenius in seiner „Didactica magna" darstellte. Hier entwickelte er ein organisches System öffentlicher Schulen, in denen die gesammte Jugend der Nation, hoch und niedrig, im Sinne der Förderung eines menschenwürdigen Lebens ausgebildet werden sollte, ein System, zu dessen praktischer Durchführung er das Zusammenwirken der weisesten und besten Männer aller Länder verlangte. Zu dem höchsten Gesichtskreise erhob Comenius sich endlich in der Schrift „Porta sapientiae reserata", derselben, welche Hartlib, wie oben erwähnt, unter dem Titel „Conatuum Comenianorum praeludia" zuerst im Jahre 1637 zu öffentlicher Kenntniß brachte. Er kannte die Werke Bacon's, er war ein Bewunderer der „Instauratio magna" und des „Novum organon", in denen sein großer englischer Vorgänger den Grund gelegt hatte zu einer neuen encyklopädischen Wissenschaftslehre; aber ihm selbst schwebte das noch umfassendere Ideal einer „Pansophie" vor, die alles menschliche Wissen zu einem lebendigen Ganzen wirklicher Wahrheit und Weisheit vereinigen und dadurch dem goldenen Zeitalter der Menschheit die Wege ebnen sollte. Nirgends fand Comenius für diese Ideen einen begeistertern Anhänger und Vorkämpfer, als Hartlib war. „Hartlib wie Comenius", sagt Masson [1], „hatte Lord Bacon gelesen. Er war ein eifriger Bewunderer der Bacon'schen Philosophie und hatte, wie mir scheint, den wahren Geist und Sinn jener Philosophie tiefer eingesogen als die meisten von Bacon's eigenen Landsleuten. Daß die Welt bisjetzt so langsam vorgeschritten sei, weil sie falsche Methoden verfolgt habe; daß, wenn man nur die richtigen Methoden anwende, die Welt in allen Dingen viel rascher fortschreiten werde; daß niemand sagen könne, was für große Entdeckungen neuer Erkenntniß, was für glänzende Erfindungen der Kunst, was für Mittel zur Oekonomie der Arbeit, zur Vermehrung des Reichthums, zur Erhaltung der Gesundheit und zur Beförderung des Glückes

[1] „Life of Milton", III, 215.

Digitized by Google

das Menschengeschlecht in der Zukunft erwarteten — dies alles, was Bacon gelehrt hatte, hatte Hartlib sich zu eigen gemacht. Seine Sympathie mit Durie und religiöser Einigung und seine Sympathie mit Comenius und der Reform der Schulen waren nur besondere Offenbarungen seiner allgemeinen Leidenschaft für neue Erkenntniß."

Ein solcher Mann mußte auch die politischen Ereignisse seiner Zeit mit lebhafter Theilnahme begleiten, obgleich alles in allem nicht die Politik, sondern die Cultur der dauernde Mittelpunkt seiner Interessen war und eine politische Parteigängerschaft im gewöhnlichen Sinn des Worts ihm nicht nachgewiesen werden kann. Hartlib durchlebte in England die aufregende Epoche der Regierung Karl's I., die Epoche der Kämpfe dieses Königs mit dem Parlament, die Epoche des Bürgerkriegs, der Republik, des Protectorats und der Restauration; doch weder in seinen Schriften noch in seiner Correspondenz finden sich Aeußerungen, die im Sinn einer bestimmten Partei zu deuten wären. An gelegentlichen Hinweisen auf politische Ereignisse fehlt es nicht, und unzweifelhaft klar ist das eine, daß alle seine Sympathien der Sache der politischen wie der religiösen Freiheit galten. Aber sein großes Ziel war und blieb immer die Förderung der Cultur. Auch der einzige Vorgang in seinem Leben, der auf den ersten Blick eine politische Parteifärbung zu haben scheint, verliert diese bei näherer Betrachtung. Zu derselben Zeit, als Hartlib die erwähnten Schriften des Comenius veröffentlichte, hatte der Krieg Karl's I. gegen die aufständischen schottischen Puritaner begonnen. Die Sympathien der liberalen Partei in England mit dem Widerstand der Schotten gegen die absolutistischen Gelüste des hochkirchlichen Königs waren kein Geheimniß, und zahlreiche Verhaftungen von Personen, die eines Einverständnisses mit den Schotten verdächtig waren, fanden in London statt. Daß auch Hartlib verdächtig geworden war, erhellt aus der nachstehenden schriftlichen Vollmacht des Staatssecretärs Windebank vom 1. Mai 1639 an seinen Secretär Robert Reade: „Gegenwärtiges" (so lautet diese Vollmacht) „beauftragt und autorisirt Euch, Euch nach dem Hause des Kaufmanns

Digitized by Google

Samuel Hartlib zu verfügen und in denjenigen Dingen ein Verhör mit ihm anzustellen, die Ihr in der Angelegenheit, mit welcher Ihr jetzt beschäftigt seid, für zweckmäßig erachten werdet; und Ihr sollt auch einen von Sr. Majestät Kammerboten mit Euch nehmen, der solche Befehle von Euch empfangen und ausführen soll, als Ihr für gut finden werdet; und dies soll Euere Vollmacht in der Sache sein."[1] Die Hinweisung auf „Sr. Majestät Kammerboten" deutet auf die Möglichkeit der Verhaftung Hartlib's als Resultat seines Verhörs. Da jedoch schließlich keine solche Maßregel ergriffen wurde, so darf man als gewiß annehmen, daß Gründe zum Verdacht in Bezug auf politische Parteinahme gegen Hartlib nicht vorlagen. Die nächste authentische Nachricht über ihn, in einem Briefe von seiner eigenen Hand, vom 10. August 1640[2], zeigt ihn in alter Weise beschäftigt, besonders mit der Förderung von Durie's Plänen: in Correspondenz mit Bischöfen und Erzbischöfen und andern hochstehenden Personen, deren öffentliche Stellung sie kennzeichnet als Parteigänger des Königs. Zugleich enthält dieser Brief die erste charakteristische Bezugnahme auf einen andern Kreis von Interessen, in dem wir Hartlib später ebenso thätig finden werden als in Sachen der Religion und der Erziehung: den Kreis des Staatshaushalts und gemeinnütziger Erfindungen und Entdeckungen. „Ich schreibe Euch", so bemerkt er gegen seinen ungenannten „sehr ehrenwerthen" Correspondenten, wahrscheinlich Sir Thomas Roe, „zum Vortheil der Muße, deren Ihr Euch vielleicht in Euerer Zurückgezogenheit erfreut. Der Verfasser der beiliegenden Liste verschiedener neuer Erfindungen ist derselbe Plattes, der vor etwa einem Jahre zwei nützliche Tractate über den Ackerbau und den Bergbau veröffentlichte. Er ist jetzt beschäftigt mit der Abfassung einiger neuer Tractate, welche das große Publikum ganz besonders in Kenntniß setzen werden, wie es sein eigenes Wohl und das allgemeine Wohl dieser Länder

[1] Im „Calendar of State Papers" unter obigem Datum. Auch bei Masson, III, 216.

[2] Im „State Paper Office". Abgedruckt bei Masson, III, 217—219.

Digitized by Google

herbeiführen könne. Einige meiner gelehrten Freunde in Frankreich empfehlen sehr angelegentlich einen gewissen Palissé als einen Mann von gleicher Sinnesweise und Thätigkeit. Die Bücher, die er geschrieben und gedruckt hat (einige davon in französischer Sprache), sollen eine Welt des Vortrefflichen enthalten. Ich möchte, daß dergleichen Beobachtungen, Experimente und wahre Philosophien andern Nationen bekannter wären. Dann würden nicht nur die Himmel, sondern auch die Erde den Ruhm Gottes offenbarer verkünden, als bisher geschehen ist."

Wenige Monate nach dem Datum dieses Briefes fand ein bedeutungsvolles geschichtliches Ereigniß statt. Karl I., durch sein starrköpfig selbstherrliches Gebaren in unüberwindliche Verlegenheiten gestürzt, mußte nach einer zwölfjährigen Zwischenregierung ohne Parlament zu der Einberufung eines neuen Parlaments seine Zuflucht nehmen, und aus den nun verordneten allgemeinen Neuwahlen ging die berühmte Versammlung hervor, die unter dem Namen des Langen Parlaments eine hervorragende Stellung in der Geschichte gewonnen hat, wie keine andere gesetzgebende Versammlung vor oder nach dem Nationalconvent der Französischen Revolution. Es war am 3. November 1640, als die Sitzungen dieses Parlaments eröffnet wurden. Männer wie Hampden, Pym, Haslerig, Lenthall, Cromwell, traten als Wortführer der Volksrechte gegen die Anmaßungen des Königs auf, und die männlich entschlossene Haltung der großen Mehrheit des Unterhauses erweckte bei allen Patrioten, bei allen, die auf bessere Zeiten, auf den Fortschritt des Volkes und der Menschheit hofften, die größte Begeisterung. Daß Hartlib diese Gefühle nicht blos theilte, sondern auf seine Weise bethätigte und zur Geltung zu bringen suchte, beweist eine Reihe von Schriften aus seiner Feder, die sämmtlich während des ersten Sitzungsjahres des neuen Parlaments entstanden und seiner hoffenden Erwartung, daß dies Parlament zum Werkzeug großer Reformen bestimmt sei, einen nicht misszuverstehenden Ausdruck gaben. Manche Reform lag ihm am Herzen: die Reform der Erziehung, die Union der protestantischen Kirchen, die Hebung der materiellen wie der geistigen Cultur; aber er hoffte nicht nur auf

Digitized by Google

die Erfüllung dieſes oder jenes Herzenswunſches. Seine erregte Phantaſie entwarf ihm das Bild eines idealen Staates, in dem alle verwirklicht werden ſollten und zu deſſen Grundlegung das neue Parlament ihm berufen ſchien. Die Sache der Einigung der proteſtantiſchen Kirchen empfahl er in der Schrift „A brief relation of that which has been lately attempted to procure ecclesiastical peace among Protestants“ (London 1641) (eine hiſtoriſche Ueberſicht über die Bemühungen Durie's), ſowie in mehrern Briefen an Alexander Henderſon, einen der Commiſſare, welche damals als Abgeordnete der aufſtändiſchen Schotten mit dem Parlament in London verhandelten. Zur Förderung der Reform der Erziehung überſetzte er die 1637 und 1639 von ihm herausgegebenen lateiniſchen Schriften des Comenius ins Engliſche.[1] Seine Gedanken über das Ideal eines Staates legte er nieder in: „A brief description of the famous Kingdom of Macaria, shewing its excellent government, wherein the inhabitants live in great prosperity, health and happiness; the king obeyed, the nobles honoured and all good men respected; vice punished and virtue rewarded. An example to other nations. In a dialogue between a scholar and a traveller“ (London 1641). Dieſe merkwürdige kleine Schrift war „dem hohen und ruhmvollen Parlamentshof“ gewidmet. „Da ich“, ſo lautet dieſe Widmung, „der Zuverſicht bin, daß dieſer ruhmvolle Hof den Grundſtein des Glückes der Welt legen wird, ehe er ſich endgültig vertagt, ſo habe ich mich unterfangen, mein Witwenſcherflein zu dem Schatze beizutragen. Nicht als Unterweiſer oder Rathgeber dieſer ruhmvollen Verſammlung; vielmehr habe ich meinen Ideen die Form einer Erdichtung gegeben, als ein geziemenderes Verfahren, wobei Sir Thomas Moore und Sir Francis Bacon, einſt Lord-

[1] „A Reformation of Schools, designed in two excellent treatises. Written many years ago in Latin by the Reverend godly, learned and famous divine Mr. John Amos Comenius. Now upon the request of many translated into English and published by Samuel Hartlib, for the general good of this nation“ (London 1642).

Digitized by Google

kanzler von England, mir als Vorbild dienten. Und ich hege den bescheidenen Wunsch, daß es dieser ruhmvollen Versammlung gefallen möge, sich irgendwelcher darin gemachten Andeutungen zu bedienen, wenn es ihr gut dünkt, und über das übrige zu lachen als über eine Erheiterung meines Geistes, der den Hang hat das Wohl der Welt zu fördern."

Form und Inhalt dieses dem Langen Parlament gewidmeten Phantasiegebildes eines glücklichen Staats, eines Seitenstückes zu Moore's „Utopia" und Bacon's „New Atlantis", deutet schon der Titel an. Ein in die Heimat zurückgekehrter Reisender trifft in der City von London einen Gelehrten, mit dem er sich in ein Gespräch einläßt. Er könne, so bemerkt er gegen diesen, von seltsamen Neuigkeiten und vielen gewonnenen Kenntnissen berichten und er habe diese Kenntnisse über Meer mitgebracht, ohne Eingangszoll dafür zu zahlen, obgleich sie mehr werth seien als alles Kaufmannsgut im Königreiche. Der Gelehrte wird neugierig und folgt der Aufforderung des Reisenden zu einem Gang ins Freie, wo nun beide, ungestört von dem Lärm der City, jene „seltsamen Neuigkeiten", deren Gegenstand das Königreich Makaria ist, besprechen. Das Ganze ist skizzenhaft gehalten, besonders sind die idealern Elemente des glücklichen Staates nur angedeutet; dennoch fehlt kein wesentlicher Grundzug. Am merkwürdigsten tritt die entschiedene Richtung auf praktische Reformen hervor und die zu diesem Zweck befürwortete, auf sachgemäße Theilung der Arbeit gegründete Organisation des Gemeinwesens. Hartlib scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß das Parlament schon damals zu sehr mit Arbeiten überhäuft worden, um allen seinen Pflichten gegen die Nation genügen zu können. Er beschränkt daher den eigentlich parlamentarischen Wirkungskreis auf gewisse Befugnisse und überträgt eine beträchtliche Zahl der bisher dem Parlament aufgebürdeten Arbeiten auf andere selbständige Körperschaften. In Makaria, so berichtet sein Reisender, besteht eine große Rathsversammlung, die jährlich einmal zusammentritt, doch nur, um Beschwerden gegen Minister und Beamte zu hören. Daneben bestehen fünf Unterbehörden: eine für den Ackerbau, die zweite für die Fischerei,

Digitized by Google

die dritte für den Handel zu Land, die vierte für den Seehandel, die fünfte für die Colonien. Jede dieser Behörden bestraft innerhalb ihres Bezirks die Uebelthäter, belohnt die Wohlthäter und macht neue Gesetze. Die Behörde für den Ackerbau hat befohlen, daß der zwanzigste Theil des Eigenthums eines jeden, der stirbt, angewandt werde zur Verbesserung des Landes, zur Instandhaltung der Heerstraßen, zum Bau von Brücken. So ist das Königreich Makaria ein Garten geworden. Und wenn jemand mehr Land besitzt, als er gehörig bewirthschaften kann, so wird er gewarnt; dann, wenn er keine Verbesserungen macht, mit Geldstrafe belegt; endlich, wenn er unverbesserlich bleibt, wird er ausgewiesen und sein Besitzthum confiscirt. Die Behörde für Fischerei gibt Gesetze, infolge deren alljährlich unermeßliche Reichthümer aus dem Meere gewonnen werden. Die Behörde für den Landhandel sorgt dafür, daß weder zu viele noch zu wenige Handelsleute da sind, indem sie längere und kürzere Perioden der Lehrlingszeit anordnet. Die Behörde für den Seehandel hat ein Gesetz erlassen, demgemäß aller Handel erlaubt ist, der das Königreich zu bereichern vermag. Die Behörde für die Colonien schickt jedes Jahr eine gewisse Anzahl von Leuten in die Colonien, die auf öffentliche Kosten versorgt werden, bis sie sich durch eigene Arbeit erhalten können und deren Zahl geregelt wird nach dem Ueberschuß der Bevölkerung, welche im Mutterlande entbehrlich ist. Den Frieden des Königreichs sichert die Gewohnheit, das Gebiet jedes Friedensstörers zu confisciren. Die Fürsorge für die öffentliche Gesundheit ist einem „Collegium der Erfahrung" anvertraut, von dem man Arzneien bekommen kann und von dem alle, die sich um die Gesundheit und den Wohlstand der Menschen Verdienste erwerben, aus öffentlichen Mitteln belohnt werden. Daher hat man vortreffliche Landwirthe, Doctoren und Wundärzte. Synoden der Geistlichen erörtern und regeln die religiösen Angelegenheiten. Doch ist ihre Thätigkeit nicht auf religiöse Dinge beschränkt. In Makaria ist der Pastor eines jeden Kirchspiels ein guter Arzt und übt beide Functionen aus, die cura animarum und die cura corporum. In der That findet man es dort ebenso ungereimt, daß ein

Digitized by Google

Geistlicher ohne ärztliches Geschick sei, als es sein würde, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen; und da die Aerzte wahre Naturkenner sind, können sie ebensowol gute Geistliche werden wie die Geistlichen gute Aerzte. Großes erwartet der Reisende von einem Buche über die Landwirthschaft, das er dem Parlament vorlegen will. Durch die Befolgung der darin enthaltenen Regeln, so meint er, könne England nicht blos eine doppelt so große Zahl von Menschen ernähren als zuvor, sondern zugleich eines höhern Wohlstandes genießen. Und wenn das gelinge, so sei es so gut als habe man ein neues Königreich erobert, wenn nicht besser. Auch im Hinblick auf die verworrenen Zustände des europäischen Festlandes sei es von der höchsten Bedeutung, daß alle Parteien in England sich zur Förderung des Gemeinwohls vereinigten, das Land zu machen wie Makaria, bevölkert, reich an Schätzen und Vertheidungsmitteln, in Wahrheit unüberwindlich. Allerdings werde von einigen Geistlichen behauptet, ein so glücklicher Zustand könne nicht eintreten vor dem Jüngsten Gericht, doch ihm seien hundert andere Bibeltexte bekannt zum Beweise des Gegentheils. Außerdem fehle es nicht an natürlichen Ursachen, ein solches Resultat zu befördern; denn die Buchdruckerkunst werde die Bildung so verbreiten, daß die Masse des Volkes, im Bewußtsein ihrer Rechte und Freiheiten, verweigern werde sich von Unterdrückern regieren zu lassen, wodurch allmählich alle Königreiche werden würden wie Makaria. Der Gelehrte, der anfangs den Auseinandersetzungen des begeisterten Reisenden kritisch und ungläubig zugehört hat, bekennt sich endlich für überzeugt. „Ich fühle das Paradies in mir", ruft er, „bei dem Gedanken, daß es möglich ist, England so glücklich zu machen."

Wenn es diesem Phantasiebilde eines glücklichen Landes nicht an Stellen fehlt, bei denen man sich versucht fühlt, der Aufforderung Hartlib's zu folgen und zu lachen, oder doch zu lächeln, so gewährt dasselbe doch als Ganzes einen interessanten Einblick in den Geist des merkwürdigen Mannes, der, unablässig mit Plänen zur Verbesserung der Zustände der Menschheit beschäftigt, bei allen seinen Bestrebungen stets ein höheres

Digitized by Google

Ziel im Auge hatte. Der Name Makaria kehrt seitdem häufig in seinem Briefwechsel wieder, als der Inbegriff jener bessern Zustände, auf deren Verwirklichung er nicht müde wurde zu hoffen, und wie er selbst in fortwährender Bewegung begriffen war, so nahmen auch seine Ideale auf dem einmal gelegten Grunde eine immer reicher entwickelte Gestalt an. Ueberraschen muß es, daß in dem eben skizzirten ursprünglichen Entwurf der „Makaria" ein großer Gegenstand der Wünsche und Hoffnungen Hartlib's kaum berührt wird: die Erziehung, deren grundlegende Bedeutung für das öffentliche Wohl er doch sonst mit so vollkommener Klarheit erkannte. Aber vergessen hatte er diesen großen Gegenstand nicht. Er wußte vielmehr, daß derselbe die Aufmerksamkeit des Parlaments unmittelbar in Anspruch nahm, und vielleicht war es nur die Ueberzeugung, daß nach dieser Seite entscheidende Maßregeln zu erwarten seien, die ihn verhinderte, seinen Gedanken über Erziehung in der „Makaria" eine besondere Stelle anzuweisen. Als „Makaria" erschien, befand sein berühmter Freund Comenius sich in London. Wie dies Ereigniß herbeigeführt wurde, ob durch den persönlichen Einfluß Hartlib's oder durch die Initiative des Parlaments, ist nicht mit Gewißheit erkennbar. Vermuthlich wirkte beides zusammen. Denn Bacon's und Comenius' Ideen von der Nothwendigkeit einer umfassenden Reform des Erziehungswesens hatten viele Geister in England ergriffen und, wie zu erwarten, auch in dem neuen Parlament eifrige Vertreter gefunden. Thatsache ist, daß man in parlamentarischen Kreisen nicht blos die Reform der beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge, welche in den politischen Kämpfen der Zeit als Hauptbollwerke der despotischen Gelüste des Königthums hervorragten, sondern die Gründung einer neuen Universität in London, die Bildung der Centralbehörde eines nationalen Erziehungsraths erörterte, der diese Reformen leiten, dem Fortschritt der Wissenschaften als Organ dienen und im Sinne dieser aufgeklärten Politik auch zwischen den Gelehrten Englands und denen des Festlandes einen lebhaftern Verkehr fördern sollte. Alles dies mußte die Begeisterung Hartlib's erwecken, seine mitwirkende Thätigkeit anfeuern. Ohne

Digitized by Google

Zweifel stand er in persönlichen Beziehungen zu vielen Mitgliedern des Parlaments. Außerdem konnte er, der Vorkämpfer des Comenius in England, kaum übersehen werden, wenn man eine Durchführung der Ideen des Comenius beabsichtigte. Was Comenius selbst betraf, so war er allgemein als die größte lebende Autorität in Sachen des Erziehungswesens anerkannt. Sein Rath, seine persönliche Mitwirkung schienen daher unschätzbar. Warum ihn nicht nach England einladen, wo so glänzende Aussichten zur Verwirklichung seiner Ideen sich öffneten? Einerlei, ob Hartlib oder sonst jemand es war, der diesen Gedanken anregte. Es wurde im Parlament beschlossen, eine Einladung an Comenius ergehen zu lassen, und Hartlib wurde mit der Vermittelung derselben beauftragt.

Ueber die seiner Reise vorhergehenden Verhandlungen und über seinen Aufenthalt in England gibt Comenius selbst interessante Aufschlüsse in der autobiographischen Einleitung zum zweiten Theil seiner „Opera didactica".[1] „Nachdem", sagt er dort, „der «Pansophiae prodromus» veröffentlicht und Abdrücke davon durch die verschiedenen Königreiche verbreitet waren, manche gelehrte Männer aber, die den Plan billigten, an der Ausführung des Werkes durch einen Menschen verzweifelten, und daher die Errichtung eines Collegiums von Gelehrten für dieses besondere Geschäft anriethen — unter diesen Umständen arbeitete dieselbe Person, durch deren Vermittelung der «Prodromus» der Welt bekannt geworden, ein Mann, der unermüdlich, soviel er vermag, auf die Erreichung praktischer Resultate hinwirkt, Herr Samuel Hartlib, fleißig an der Verwirklichung jenes Planes, indem er so viele der fortgeschrittenern Geister als möglich dafür zu interessiren suchte. Und so geschah es endlich, daß er, nachdem er diesen und jenen gewonnen, im Jahre 1641 auch mich durch dringende Bitten bewog, zu ihm zu kommen. Meine Angehörigen gaben ihre Zustimmung, und ich kam in London an am Tage des Herbstäquinoctiums (22. September 1641) und erfuhr erst dann, daß ich auf Be-

[1] Citirt bei Masson, III, 223 fg.

Digitized by Google

fehl des Parlaments eingeladen worden sei. Da aber das Parlament, infolge der Abreise des Königs nach Schottland, auf drei Monate vertagt war, wurde ich den Winter hindurch dort festgehalten, indessen meine Freunde so viel von dem pansophischen Apparat sammelten, als sie konnten, obschon es nur ein Geringes war. Inzwischen versammelte das Parlament sich wieder, und von meiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt, ertheilte es mir den Befehl zu warten, bis es den andern Geschäften genügende Muße abgewinnen könne, um eine Commission gelehrter und weiser Männer aus seiner Mitte zu ernennen, die uns vernehmen und die Begründung unsers Planes in Erwägung ziehen solle. Man theilte mir auch im voraus die Absicht mit, uns ein College sammt dessen Einkünften anzuweisen, wodurch eine gewisse Anzahl gelehrter und fleißiger, aus allen Nationen herbeigerufener Männer ehrenvoll erhalten werden könne, entweder während eines bestimmten Zeitraums oder auf immer. Es wurde sogar für diesen Zweck das Savoy in London genannt; auch Winchester-College, außerhalb Londons, wurde erwähnt und dann wieder, näher bei der Stadt, Chelsea-College, sodaß nichts gewisser schien, als daß der Plan des großen Verulam in Bezug auf die Eröffnung eines der Förderung der Wissenschaften gewidmeten Universal-Colleginms könne ausgeführt werden. Doch das Gerücht von der Insurrection in Irland und die Ermordung, in einer Nacht, von mehr als 200000 Engländern und die plötzliche Abreise des Königs von London und die zahlreichen Anzeichen des drohenden Bürgerkrieges störten diese Pläne und nöthigten mich, meine Rückkehr in die Heimat zu beschleunigen. Es geschah inzwischen, daß Briefe aus Schweden mich erreichten, die nach Polen geschickt waren und von dort nach England befördert wurden, worin jener großherzige und thatkräftige Mann, Ludwig de Geer, mich einlud, zu ihm nach Schweden zu kommen, und mir die Mittel bot, meine Studien und diejenigen von zwei oder drei andern Gelehrten zu unterstützen, die ich zur Theilnahme an denselben etwa auswählen möchte. Ich theilte dies Anerbieten meinen Freunden in London mit und reiste ab, nicht ohne Vorstellungen ihrerseits,

Digitized by Google

daß ich meine Dienste nichts Geringerm widmen solle als dem pansophischen Plane."

Die Abreise des Comenius von London fand nach Zoubek[1] im Mai 1642 statt. Zoubek hat auch die interessante Notiz, daß die „Pansophie" des Comenius den londoner Buchhändlern als geschäftliche Speculation vielversprechend genug erschienen sei, um sie zu dem Erbieten eines Vorschusses von 200 Pfd. St. zu veranlassen; doch die angedeuteten ungünstigen Zeitverhältnisse ließen den glänzenden Plan im Augenblicke des Gelingens scheitern, und in der Form, worin er damals Hartlib und dessen Freunden vorschwebte, wurde er in der That nie wieder aufgenommen. Für Hartlib besonders mußte Comenius' Aufenthalt in London eine aufregende Zeit sein. Wahrscheinlich wohnte der berühmte Gelehrte in dem gastlichen Hause seines deutschen Freundes in Duke's Place, und im täglichen persönlichen Verkehr tauschten beide Männer ihre Hoffnungen und Befürchtungen miteinander aus. Oft mochten sie gemeinsam die Straßen und Plätze der Hauptstadt durchwandern, oft mochte Hartlib bei Zusammenkünften mit einflußreichen Personen des Comenius Begleiter und Dolmetscher sein, und gewiß empfand niemand das schließliche Mislingen von Comenius' Mission in England tiefer als er. Aber sein lebhaftes sanguinisches Temperament, sein immer beschäftigter thätiger Geist konnte um so weniger lange bei diesem Mislingen verweilen, je rascher und bedeutsamer nach Comenius' Abreise die großen Begebenheiten des Jahres 1642 einander folgten, bis der offene Ausbruch des Bürgerkrieges alle Interessen gewaltsam den politischen Ereignissen zuwandte. Hartlib entsagte deshalb seinen pansophischen Plänen nicht; vielmehr blieb er fortwährend mit Comenius in eifrigem Briefwechsel. Bessere Zeiten konnten kommen, und was auch geschehen mochte, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer großen Reform der Erziehung in pansophischem Sinne, in England wie auf dem Festlande, bildete

[1] In Karl Richter's „Pädagogischer Bibliothek", III, 28.

Digitized by Google

immer einen der Angelpunkte seiner Gedanken. Nur vorläufig wurde seine Thätigkeit in andere Bahnen gedrängt.

Die entschieden protestantisch-presbyterianische Sinnesweise des Parlaments, die nach dem offenen Bruch mit dem Könige immer stärker hervortrat, belebte, wie es scheint, bei Hartlib von neuem die Hoffnung auf das Gelingen jener Bemühungen um die Union der europäischen Protestanten, an der er mit seinem Freunde Durie so lange gearbeitet hatte. Und nicht mit Unrecht konnte er denken, daß in dieser Sache von dem reformirenden Parlament mehr zu erwarten sei als von den katholisirenden Prälaten der englischen Hochkirche. So findet man denn ohne Ueberraschung, daß er zu Anfang des Jahres 1643 in diesem Sinne die kleine Schrift „A faithful and seasonable advice, or the necessity of a correspondence for the advancements of the Protestant cause. Humbly suggested to the great Council of England assembled in Parliament" veröffentlichte. Im Juli desselben Jahres versammelte sich in London die Westminster-Assembly, eine Art geistliches Parlament, zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten. Hartlib's Freund Durie wurde durch Parlamentsbeschluß zum Mitglied dieser Versammlung ernannt. Auch der Schotte Alexander Henderson erschien als Abgeordneter — Gründe genug für Hartlib zu vielseitigem Gedankenaustausch, zu eifrigem Bemühen, das Eisen zu schmieden solange es glühte. Nach derselben Richtung wirkte der im November 1643 beginnende Proceß gegen den Erzbischof Laud, den großen Vorkämpfer der Hochkirche und des königlichen Absolutismus. Hartlib selbst wurde in diesem Proceß als Zeuge vorgeladen, um eine der Anklagen gegen Laud zu erhärten, der zufolge dieser „bemüht gewesen sei, Trennung und Zwist zu verursachen zwischen der Kirche von England und den übrigen reformirten Kirchen". Zum Beweise dafür sagte Hartlib zweierlei aus: einerseits was ihm über Laud's abwehrende Haltung gegen Durie bekannt war; andererseits die Umstände eines besondern Falles, da Laud ein königliches Patent zu Gunsten einer Sammlung für die nothleidenden Geistlichen der Pfalz widerrufen hatte, nachdem das

Digitized by Google

Patent schon mit dem großen Staatssiegel versehen worden.[1] Es war kaum zu verwundern, wenn Hartlib aus solchen Anklagen gegen Laud auf die Befolgung einer liberalern Politik von seiten der Ankläger schloß.

Bald genug jedoch sollte er auch in dieser Hoffnung enttäuscht werden durch den Ausbruch des Parteikampfes zwischen Presbyterianern und Independenten. Die Intoleranz, mit welcher die herrschende presbyterianische Partei den damals auftauchenden Independenten gegenübertrat, schmerzte ihn tief. Es war im Juli 1644, als dieser Geist der Intoleranz einen leidenschaftlichen Ausdruck fand in Edwards' „Antapologia", einem Buche, das von den Presbyterianern mit Triumph begrüßt wurde als völlige Widerlegung des Independentismus und des Grundsatzes religiöser Duldung. Nach Hartlib's Ansicht durfte ein solches Buch nicht unbeantwortet bleiben. Er bat seinen vieljährigen Freund, den Geistlichen Hezekiah Woodward, dessen Urtheil, wie er selbst sagte, ihn seit sechzehn Jahren nie getäuscht habe, darauf zu erwidern, und einen Monat später erschien, von Hartlib herausgegeben: „A short letter, modestly entreating a friend's judgment on Mr. Edwards his book he calls an Anti-Apologie; with a large but modest answer thereto." Der „kurze Brief" war von Hartlib selbst an Woodward gerichtet; der lange Brief enthielt Woodward's Antwort auf Edwards' Buch. Beide vertraten die Sache religiöser Duldung, und sehr merkwürdig und charakteristisch sind die wenigen Worte, in denen Hartlib, der „am 5. August in großer Eile, aus seinem Hause in Duke's Place", datirt, seinen Gefühlen Ausdruck gab. „Ich habe", sagt er, „von Edwards' Buch gehört, wie ich wol mußte; denn die ganze Stadt und das Parlament hallen davon wider. Die meisten preisen es hoch und einige wenige setzen es herab. Auch ich könnte meine Stimme erheben, aber weder zur Lobpreisung noch zur Herabsetzung, denn mein Herz schwillt von Gram und ich möchte wünschen, mein Haupt wäre eine Quelle von Thränen, um die traurigen Wirkungen zu beweinen, welche

[1] Vgl. Masson, III, 229.

Digitized by Google

vermuthlich aus diesen unter Brüdern entstandenen Religionszwisten entspringen werden." Heller könnte die schöne humane Sinnesweise des Mannes gegenüber den bittern Parteikämpfen seiner Zeit nicht hervorleuchten als in diesen Worten. Ihm war es um die einigenden Elemente zu thun, nicht um die trennenden, und nicht zufrieden mit dem schon gemachten Einigungsversuch, veröffentlichte er noch im November 1644 eine andere kleine Mahnschrift: „The necessity of some nearer conjunction and correspondency among Evangelical Protestants, for the advancement of the rational cause and bringing to pass the effect of the Covenant", die denselben Zweck verfolgte.

Ebenfalls dem Jahre 1644 gehört das Hervortreten der persönlichen Beziehungen Hartlib's zu Milton an. Ob beide schon früher miteinander bekannt waren, wird durch keine Thatsache bezeugt. Auch über die unmittelbare Veranlassung ihres persönlichen Verkehrs fehlen die Nachrichten; daß aber während der ersten Hälfte des Jahres 1644 ein solcher Verkehr stattfand, ist unzweifelhaft. Milton wohnte damals, von seiner Frau verlassen, in Aldersgate-Street in der City von London, ganz in Hartlib's Nähe. Er hatte seine Theilnahme an den Kämpfen der Zeit bereits durch mehrere gegen die bischöfliche Kirche gerichtete Flugschriften kundgethan und gewiß schon aus diesem Grunde das Interesse des alles bemerkenden Hartlib auf sich gezogen. Dazu kam, daß er um ebenjene Zeit praktisch beschäftigt war mit der Lösung einer Aufgabe, welche Hartlib nicht müde wurde nach allen Richtungen zu erwägen und zu betreiben; denn wie Hartlib selbst in frühern Jahren, war Milton damals als Schulmeister thätig, indem er die Erziehung seiner beiden Neffen leitete und außer diesen mehrere Privatschüler aus vornehmen Familien in seinem Hause empfing. Es fehlte also nicht an Anknüpfungspunkten zwischen ihm und Hartlib, und ohne Zweifel war Hartlib's öffentliche Thätigkeit auch Milton bekannt genug geworden, um die Herstellung persönlicher Beziehungen zu erleichtern. Für Geist und Inhalt dieses Verkehrs steht Milton's Essay „Of Education", der im Juni 1644 erschien, als schönes dauerndes Denkmal da. Milton schrieb seinen Essay auf Hart-

Digitized by Google

lib's Wunsch, er widmete denselben diesem Freunde, und ein stolzeres Zeugniß der Hochschätzung seines Charakters und Strebens wie des Ansehens, das der Deutsche Samuel Hartlib in seinem zweiten Vaterlande genoß, konnte diesem nicht zutheil werden, als die ganz persönlich an ihn gerichtete Einleitung zu Milton's Essay. Von Milton's Erziehungsplane als solchem zu reden liegt jenseit unserer Aufgabe. Er faßte darin die Ideen zusammen, die er in seinen Unterhaltungen mit Hartlib ausgesprochen hatte, und wenn er mit diesem, wie er selbst andeutet, in Bezug auf Comenius nicht ganz einer Meinung war und den umfassenden Plänen jenes Propheten der Pädagogik ein beschränkteres Ideal der Erziehung gegenüberstellte, das unter anderm die Erziehung des weiblichen Geschlechts ausschloß, so erkannte er doch ebenso klar die Unzulänglichkeit des herrschenden Systems in Schulen und Universitäten und stellte einen Reformentwurf auf, der neben den Schriften des Comenius in der Geschichte der Pädagogik immer von Interesse bleiben muß. Besonders merkwürdig waren seine Vorschläge in Bezug auf körperliche Uebungen und Vergnügungen, welche zu seinem Studienplan eine wesentliche Ergänzung bildeten. Seiner Meinung nach sollte eine gute Erziehungsanstalt spartanische Disciplin vereinigen mit atheniſcher Cultur. Die Schüler sollten zu diesem Zweck nicht blos einzeln geübt werden in der Fechtkunst und im Ringkampf, sie sollten auch als Compagnie, zu Fuß wie zu Pferde, eine militärische Ausbildung empfangen, um später, wie Milton bedeutungsvoll bemerkt, als tüchtige Führer dem Vaterlande zu dienen. Man kann nicht umhin, in diesen Vorschlägen den Einfluß der patriotischen Gesinnungen des Dichters zu erkennen, den Einfluß des Bürgerkrieges, den Einfluß Cromwell's, der eben beschäftigt war, die Parlamentsarmee auf einer nationalen Grundlage zu erneuern, und deren ersten entscheidenden Sieg über die Royalisten, bei Marston Moor, vorbereitete. Es wäre interessant zu hören, was Hartlib über diese Pläne dachte; aber keine Nachricht davon ist erhalten. Ueberhaupt fehlt es von nun an an bestimmten Thatsachen in Bezug auf Hartlib's fernern Verkehr mit Milton. In seiner Correspondenz, soweit diese zugänglich ist, wird Milton's Name

Digitized by Google

kaum genannt. Die freundschaftlichen Beziehungen beider Männer bleiben jedoch als unzweifelhafte Thatsache bestehen, und jedenfalls mangelte es in ihrem spätern Lebenslauf, besonders während der Jahre, als beide unter der Republik, im Dienste Cromwell's und des von diesem eingesetzten Staatsraths, in öffentlichen Aemtern thätig waren, nicht an Gelegenheiten zur Aufrechthaltung eines Verhältnisses, das auf so festen Grundlagen gegenseitiger Hochschätzung und gemeinsamer Sympathien ruhte.

Während des Jahres 1645, in dessen Verlauf die Parlamentsarmee den entscheidenden Sieg bei Naseby erfocht, bleibt Hartlib für uns stumm. Keine Schrift von ihm, kein Brief, keine Thatsache seines Lebens wird durch dieses Jahr bezeichnet. Daß er indeß nicht unthätig, sondern wie immer mit der Förderung gemeinnütziger Interessen beschäftigt war, beweisen mehrere Thatsachen der folgenden Jahre, die auch in der unvollständigen Form, in der sie auf uns gekommen sind, für die selbstlose Energie seines Wirkens wie für die allgemein anerkannte Tüchtigkeit seines Charakters ein beredtes Zeugniß ablegen. Die erste dieser Thatsachen ist urkundlich erhalten in dem Journal des Hauses der Gemeinen. Unter dem Datum des 25. Juni 1646 findet sich dort verzeichnet der Beschluß eines Comité des Hauses, demgemäß das Unterhaus zunächst an Hartlib „für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Parlament geleistet", eine Summe von 100 Pfd. St. votirte, sodann ihm eine zweite Summe von 100 Pfd. St. anweist für Auslagen im öffentlichen Dienst, und endlich den Wunsch ausspricht, daß „zu seinem fernern Unterhalte eine Anstellung in Oxford" für ihn gefunden werden möge. Ein zweites Protokoll in dem Journal des Unterhauses vom 31. März 1647 besagt, daß die Lords und Gemeinen „in Anbetracht der großen Verdienste, welche Hartlib dem Parlament geleistet, und in Anbetracht der großen Noth, worin er und seine Familie sich gegenwärtig befinden", ihm eine Summe von 300 Pfd. St. zuerkennen, und das Comité für die Universität Oxford ersucht wird, die Verdienste Hartlib's, um des Parlaments und um aller Freunde des Fortschritts und der Bildung willen, in be-

Digitized by Google

sondere Erwägung zu ziehen und ihn für einen Posten an der Universität Oxford zu empfehlen, wo er Aufmunterung und künftige Sicherstellung finden möge. Es ist zu bedauern, daß die besondern in diesen Beschlüssen angedeuteten Dienste Hartlib's in Sachen des Parlaments nicht näher erwähnt werden. Doch darf man wohl annehmen, daß abgesehen von seiner ganzen gemeinnützigen Wirksamkeit, die man durch diese öffentliche Anerkennung ehren wollte, jene Dienste sich besonders bezogen auf die durch Hartlib's Agentur vermittelte officielle auswärtige Correspondenz, und wahrscheinlich waren es die Kosten dieser letztern, welche die Ersatzsumme für gethane Vorschüsse decken sollte. Andererseits erhellt aus jenen parlamentarischen Protokollen, daß Hartlib, alter Gewohnheit gemäß, in seinem Eifer für das Gemeinwohl seine eigenen Interessen so weit vernachlässigt hatte, um in Noth zu gerathen, und daß seine Lage in einflußreichen Kreisen hinreichende Theilnahme hervorrief, um das Parlament zu einer öffentlichen Anerkennung zu veranlassen. Ein Posten in Oxford fand sich nicht für ihn, und im ganzen war das wol kaum zu bedauern. Denn ein Mann von Hartlib's Sinnesweise war ohne Frage mehr an Ort und Stelle in London, wo er uneingeschränkt durch die theologisch-politischen Rücksichten, welche Oxford während der Bürgerkriege zu einem Bollwerk des Royalismus machten, sich frei nach allen Seiten bewegen konnte und wo er überdies, wenn er auch nie als politischer Parteigänger auftrat, doch wegen seiner entschieden liberalen Sympathien mehr in seinem Element war. Die Anerkennung des Parlaments diente ihm auch sofort als frischer Sporn zu neuen Bemühungen um das öffentliche Wohl. Am 2. April 1647 wurden die obigen Beschlüsse der Lords und der Gemeinen endgültig bestätigt. Einen Monat darauf veröffentlichte Hartlib in einer seiner merkwürdigsten Schriften Grundzüge einer großen Nationalreform, die in die Werkstätte seines immer thätigen Geistes und in sein Verhältniß zu den Zeitereignissen den interessantesten Einblick gewähren.

Diese Schrift führt den Titel: „A brief discourse concerning the accomplishment of our Reformation, tending to show

Digitized by Google

that by an Office of public address in spiritual and temporal matters the glory of God and the happiness of the nation may be highly advanced", und ist „der Frömmigkeit und Weisheit des hohen Parlamentshofes" gewidmet.[1] In der einleitenden Anrede an „die sehr ehrenwerthen Senatoren" bezieht Hartlib sich auf die ihm vor kurzem bewiesene Anerkennung und spricht die Hoffnung aus, „daß seine Vorschläge einen wirksamen Einfluß ausüben möchten auf diejenigen seiner ehrenwerthen Freunde in den Parlamentshäusern, denen es gefalle, ihn zu betrachten als den Diener eines Jeden zum öffentlichen Wohl Aller". Freilich kann er den Zweifel nicht unterdrücken, „ob der Geist der Zeit nicht vielleicht zu zerstreut und zerfahren sei, um solchen Darlegungen Aufmerksamkeit zu schenken". „Aber die Menschen mögen sein wie sie wollen, solcher Samen wie dieser muß in ihre Herzen gesäet und ihren Gedanken eingeprägt werden. Wer weiß, was er hervorbringen mag?" Im Einklang mit der puritanischen Denkweise der Epoche, die überhaupt alle Schriften Hartlib's charakteristisch färbt, legt er dann für seine Vorschläge die breiteste Grundlage durch den Hinweis auf „den Bund der Nation mit Gott" (the national covenant with God). Dieser Bund erfordere, daß ein jeder nach der Beseitigung öffentlicher Uebel strebe, daß in dem Reich Gottes in dieser Welt ein jeder sich bemühe, alle an den öffentlichen Segnungen theilnehmen zu lassen, und daß die protestantische Sache im Inland und Ausland zur Förderung der Religion und gegen die Feinde derselben geschützt werde. Wenn aber jeder einzelne diese Pflichten erfüllen müsse, um so mehr sei dies die Aufgabe des Staates. Der Staat aber war nach Hartlib's Ansicht damals in England das souveräne Parlament. „Die ehrenwerthen Parlamentshäuser", sagt er, „sind das große zu der allgemeinen Reformation des Königreichs berufene Comité, und kraft der Vollmacht, welche ihnen in ihren

[1] Das Exemplar im Britischen Museum trägt auf dem Titelblatt, wie es scheint von Hartlib's eigener Hand geschrieben, das Datum: May 1647.

Digitized by Google

Mitgliedern aus allen Theilen des Königreichs übertragen worden, ist die Gesammtmacht des Volkes in ihrer Körperschaft concentrirt als in dem Haupte der Nation." Seine so lange gehegte Ueberzeugung, daß eine der Grundbedingungen der nationalen Wiedergeburt die Reform der Schulen, die Reform der Erziehung sei, ist unerschüttert, und auch an dieser Stelle gibt er derselben von neuem Ausdruck. Andererseits jedoch erkennt er, daß eine solche Reform nicht die ganze sociale Aufgabe des Staates umfasse. Um dieser zu genügen, meint er, solle das Parlament ein Comité ernennen mit dem Auftrage, die allgemeinen Regeln für die Gesammtreformation des Volkes in Erwägung zu ziehen und festzustellen. Und zu einer zweckgemäßen Erledigung dieses Geschäfts, meint er ferner, bedürfe ein solches Comité den Beistand eines Centralamts geistlicher und weltlicher Intelligenz (an office of spiritual and temporal addresses), das Allen zu eigener Bequemlichkeit, Vortheil und Nutzen geöffnet sei als ein Mittelpunkt der Ruhe, in dem sie Befriedigung erwarten können für alle ihre rechtmäßigen Wünsche, soweit solche durch menschliche Veranstaltung in einem wohlgeordneten Gemeinwesen möglich sei. Denn ähnlich wie die Handelsgeschäfte einer großen Stadt nicht befriedigend erledigt werden können ohne eine Börse, als den Mittelpunkt aller verfügbaren geschäftlichen Nachrichten und Gelegenheiten, so bedürfe auch die Nation, um ihre Geschäfte in befriedigenden Gang zu bringen, eines großen Mittelpunktes der Information über die nationalen Angelegenheiten und Bedürfnisse. Zu der Herstellung eines solchen Centralamts solle der Staat Gebäude anweisen und Beamte ernennen. Die Anstalt müsse bestehen aus zwei Hauptabtheilungen, deren eine für weltliche, die andere für geistige Angelegenheiten bestimmt sei und deren jede als Haupt einen Präsidenten habe. Die Abtheilung für weltliche Angelegenheiten solle das „Amt der Versorgung" heißen; die für geistige Angelegenheiten das „Amt der Mittheilungen"; und da es zwischen beiden zahlreiche Berührungspunkte geben müsse, so sollten beide miteinander in Verbindung stehen, zu gegenseitiger Förderung des öffentlichen Dienstes. Die Aufgabe der in diesen Aemtern

Digitized by Google

angestellten Beamten müsse es sein, innerhalb ihrer Kreise Inventare zu machen und Register zu halten von allen Verkaufsgegenständen, Personen, Beschäftigungen und Aemtern, die in dem Gemeinwesen existiren und zu dem Gemeinwohl in Beziehung gesetzt werden können. Herren die Diener, Arbeitgeber die Arbeiter, Haus- oder Grundbesitzer die Käufer suchen, würden in dem Bureau der Versorgung eine Stelle finden, wo sie ihre Namen, Adressen und Wünsche eintragen könnten, und alphabetische Tabellen der Gegenstände, über welche das Bureau im Stande sei, Nachweise zu liefern, müßten zu freier Benutzung in dem Gebäude aufgehängt werden. Das Amt der Versorgung werde mithin von besonderm Werthe sein für die Armen und Gewerbtreibenden, aber von großem Nutzen auch für die Regierenden, denen dadurch ein Mittel geboten werde, die Bedürfnisse des Publikums kennen zu lernen, und zugleich ein Werkzeug, dieselben zu befriedigen. Die Aufgabe des Amts der Mittheilungen müsse es sein, die Religion, die Bildung und alle jene Thätigkeiten des Talents zu fördern, welche, sowol wegen ihrer tiefern Bedeutung als wegen ihres Nutzens für das menschliche Leben, Gegenstände des Nachdenkens und der Freude für den Geist bilden. Inventare und Kataloge über diese Dinge, sowie Correspondenz und gelehrter Verkehr mit allen Männern von Talent, innerhalb und außerhalb Englands, würden also den Wirkungskreis dieses Amts ausmachen. In Bezug auf die Religion werde dasselbe das Ziel verfolgen, Missverständnisse zu berichtigen und dadurch Trennung und Zwist zu vermindern, Gefühle der Liebe und Menschenfreundlichkeit zu erwecken. In Bezug auf Wissenschaft und Bildung werde es die in Lord Verulam's „De augmentis scientiarum" gegebenen Vorschriften unter den Gelehrten verbreiten und die Unternehmungen des Comenius zur Erlernung der Sprachen und Wissenschaften und der Einrichtung von Schulen für alle Klassen von Schülern befördern. In Bezug auf die erfinderische Thätigkeit des praktischen Talents werde es die nützlichsten Erfindungen erwerben und diese zum Vortheil des Staates und des Publikums bekannt machen. Das Amt der Mittheilungen

Digitized by Google

werde so ein Mittelpunkt und Sammelplatz sein für alle, die im Besitz zweckmäßiger Information seien, Einheimische wie Fremde. Außerdem solle der Präsident angewiesen sein, Correspondenzen zu unterhalten mit den Vorstehern der wichtigsten in- und ausländischen Bibliotheken, zur Erlangung nützlicher Nachrichten, wie zum Ankauf und Austausch von Büchern und Manuscripten. Und zu bestimmten Zeiten solle er dem für die Feststellung der Regeln der nationalen Reformation eingesetzten Parlamentscomité über den Gesammtzustand des Amtes Bericht erstatten, damit ihm nöthigenfalls neue Verhaltungsmaßregeln ertheilt werden können. Ferner solle alljährlich eine Inspection des Amtes durch die Professoren der beiden Universitäten und die Präsidenten der „Collegien" und „Hallen" stattfinden, die ebenfalls ihren Rath ertheilen und, was ein großer Gewinn sein werde, bei diesen Gelegenheiten auch in nähere persönliche Berührung treten würden. Da die Herstellung einer solchen Anstalt in jeder Hinsicht für den Staat von Nutzen sei, so müsse der Staat dieselbe erhalten und dafür bezahlen. Von Staats wegen solle daher ein Gebäude in London, als dem centralsten Ort, angewiesen werden für das „Amt der Versorgung". Für das „Amt der Mittheilungen" dagegen scheine Oxford die geeignetste Stätte, wegen seiner großen Bibliothek, die mehr Fremde anziehe, und deren Beamte den Präsidenten vielfach behülflich sein könnten. In dem Bureau in London müsse der Staat für alles Nöthige sorgen und dem Präsidenten wie den Unterbeamten müsse ein genügender Gehalt gewährleistet werden. Bezahlung für ertheilte Nachweise dagegen dürfe man nur von Wohlhabenden verlangen, den Armen seien dieselben unentgeltlich zu gewähren, und ein Beamter, der Bezahlung von diesen annehme, müsse bestraft und entlassen werden. In dem so reich mit Stiftungen und Geldmitteln ausgestatteten Oxford könne irgendein Collegium oder eine Halle nebst deren Einkünften als „Amt der Mittheilungen" angewiesen werden. Außerdem werde ohne Zweifel im Laufe der Zeit das gute Werk auch durch Vermächtnisse, Schenkungen und freiwillige Beiträge Unterstützung finden. Die Hauptsache sei, daß man ohne Verzug zur Aus-

Digitized by Google

führung schreite. Zu diesem Zwecke seien daher die gemachten Vorschläge der Aufmerksamkeit „des großen Comité der Nation" dringend empfohlen.

Um den hier skizzirten Plan Hartlib's nach Verdienst zu würdigen, muß man sich erinnern, wie vollständig es damals, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nicht nur an Anstalten gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Organisation, sondern auch an dem großen öffentlichen Verkehrsmittel unserer Tage, der Zeitungspresse, fehlte und einen wie weiten Kreis der Interessen und Sympathien Hartlib's Vorschläge voraussetzten. Besonders merkwürdig ist es, wie er die Sorge für die geistigen mit der Sorge für die weltlichen Interessen verbindet, wie er, in rein menschlicher Weise, die Rücksicht auf die Ansprüche der Armen und Hülfsbedürftigen hervorhebt und, obgleich zunächst mit den national englischen Angelegenheiten beschäftigt, den größern internationalen Gesichtskreis doch nie aus den Augen verliert. Menschlich schön ist auch der Muthesmuth, der trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse die kämpfenden Parteien gemahnt an die höhern Zwecke des Nationallebens; die Ueberzeugung, daß die Arbeit für diese Zwecke unter keinen Umständen versäumt werden dürfe; die Zuversicht, daß der so gestreute Same früher oder später nothwendig seine Früchte tragen müsse. Um die Zeit, als Hartlib's Schrift erschien, war der Widerstand der Royalisten im Felde gebrochen, Karl I. befand sich in Gefangenschaft; aber zugleich hatten auch schon die Zwistigkeiten zwischen dem Parlament und dem Heere, den Presbyterianern und den Independenten begonnen, und im weitern Verlaufe des Jahres 1647 nahmen diese eine so ernste Gestalt an, daß der Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges zwischen den siegreichen Parteien drohte. Es kann nicht überraschen, wenn das Parlament bei dieser Lage der Dinge keine Muße fand zur Begründung der von Hartlib empfohlenen großen friedlichen Anstalten. Dennoch hatten seine Vorschläge bei manchen Gleichgesinnten Aufmerksamkeit erregt, und immer die höhern Ziele im Auge, unabgeschreckt durch die politischen Stürme, trat er 1648 mit einer neuen Schrift hervor, die als eine unmittelbare Fortsetzung jener frühern zu be-

Digitized by Google

trachten ist und den besondern Zweck verfolgte, die Organisation des „Amtes der Versorgung" mit größerer Ausführlichkeit zu entwickeln.[1] Die jüngsten Nöthe und Unruhen, bemerkt Hartlib im Eingang, hätten es verhindert, daß seinem frühern Plan genügende Beachtung geschenkt worden sei, und obgleich derselbe sich manchen vortrefflichen Männern empfohlen habe, seien diese doch zu sehr in Anspruch genommen durch die Sorgen der Zeit, um an dessen Verwirklichung denken zu können. „Aber wir", so fährt er fort, „haben gelernt, unser Brot auf das Wasser zu werfen, in der Hoffnung, daß wir es nach vielen Tagen wiederfinden werden, und wir wissen, daß, wenn wir nicht ermüden im Rechtthun, wir seinerzeit die Früchte der Rechtschaffenheit ernten werden." Ermuthigt durch diese Ueberzeugung, legt er daher seine Gedanken über die Einrichtung des „Amtes der Versorgung" seinen Zeitgenossen näher dar. Was ihm vorschwebte, war ein großes statistisches Bureau und auf der Grundlage desselben ein großer Tauschmarkt der nationalen Bedürfnisse. Die Aufgabe des Bureau sollte es zunächst sein, die gesellschaftlichen und ökonomischen Thatsachen des bestehenden Zustandes der Nation zu sammeln und systematisch zu registriren, sodann diese Thatsachen der Kenntniß aller Volksklassen zugänglich zu machen und soweit als möglich zur Förderung des Gemeinwohles auszunutzen. Was die anzulegenden Register betraf, so sollten diese theils von ständiger Art sein, theils sich auf die unmittelbare Gegenwart beziehen. Die ständigen Register sollten klassificirte Kataloge der wichtigsten Bücher über die verschiedenartigsten Gegenstände von praktischem Interesse enthalten, die wichtigsten Bücher über England, Listen der öffentlichen Beamten, Berufsarten und Gewerbe, Listen hervorragender Familien und Personen, Listen der Producte und Handelsartikel verschiedener Theile des Königreichs und Listen der importirten Handelsartikel. Die auf die unmittelbare Gegenwart bezüglichen Register sollten mindestens vier Abtheilungen umfassen: das

[1] Diese Schrift ist betitelt: „A further discovery of the Office of public address for accommodations" (London 1648).

Digitized by Google

Register für die Armen, das Register für Handel und Gewerbe, das Register für Personen und Berufsarten in Aemtern und gesellschaftlichen Beziehungen und das Register für Erfindungen, Merkwürdigkeiten und Raritäten. Für jedes dieser vier Hauptregister wird dann wieder eine Anzahl von Unterabtheilungen anempfohlen. So sollte das Register für die Armen 1) Rathschläge enthalten über die Art, wie man den Armen Beschäftigung verschaffen oder, wenn sie krank seien, sie unterstützen könne; 2) eine Liste der Armen, derjenigen, die versorgt, wie derjenigen, die unversorgt seien, außerdem eine Liste der verschämten Armen, die besondere Berücksichtigung erfordern; 3) eine Liste der Wohlthäter der Armen, denen diese empfohlen werden können; 4) die Namen der Aerzte, Wundärzte und Apotheker, die bereit seien, ihnen in Krankheiten beizustehen; 5) eine Liste armer Gelehrter und derjenigen, die bereit seien, diesen zu helfen; 6) eine Liste der Fremden in England, die der Hülfe bedürftig seien, um in ihre Heimat zurückzukehren, und im Anschluß daran eine Liste der in Unglück gerathenen Engländer in fremden Ländern. Mit ähnlicher Genauigkeit und Vollständigkeit entwickelt Hartlib die wünschenswerthe Klassificirung der übrigen drei Hauptregister. Und damit das „Amt der Versorgung" in London nicht durch die Massenhaftigkeit seiner Pflichten gehemmt werde, erweitert er seinen ursprünglichen Plan, indem er die Herstellung ähnlicher Registraturen in allen größern Städten des Königreichs anempfiehlt. Dies, so ist er überzeugt, werde nicht nur für alle Privatpersonen von Nutzen sein, sondern die gesammte Regierung und Verwaltung des Landes vervollkommnen, „denn wer das Grundwerk eines ganzen Staats betrachten kann und die Beschaffenheit aller seiner Theile vor Augen hat und weiß, welche Stärke in jedem Theile liegt und worin dessen Schwäche besteht und woher dieselbe rührt; und wer, wie in einem vollkommenen Modell des Himmelskreises, alle Bewegungen der Sphären zu beobachten, oder wie in einer Uhr die Bewegung aller Räder zu gewissen Zwecken zu erkennen vermag — nur der kann von Grund aus wissen, was in diesem Staat zur Vermehrung seines Ruhmes und zur Befestigung seines Glückes

Digitized by Google

zweckgemäß geplant und ausgeführt werden kann". Eine solche vollkommene Einsicht und ein entsprechender Gebrauch der vorhandenen Mittel war es nach Hartlib's Meinung auch gewesen, was „den größten Staatsmann eines benachbarten Landes" (Richelieu) in den Stand gesetzt habe, das Uebergewicht des Hauses Oesterreich zu brechen und Frankreich zu der ersten Macht der Christenheit zu erheben. Daß dieses große Resultat vor allem dem staatsmännischen Genie und der despotischen Willenskraft Richelieu's zu danken gewesen sei, bemerkt Hartlib nicht.

Schon ehe Hartlib's Schrift erschien, hatte einer seiner jüngern Freunde, William Petty, später berühmt als eins der ersten Mitglieder der „Königlichen Gesellschaft" und als Stammvater der großen Whigfamilie der Lansdownes, Hartlib's frühere Vorschläge zur Gründung von „Aemtern der Versorgung und der Mittheilungen" mit Begeisterung begrüßt in der merkwürdigen Broschüre: „The advice of William Petty to Samuel Hartlib for the advancement of some particular parts of learning" (Januar 1648).[1] In vollkommener Uebereinstimmung mit Hartlib hinsichtlich der Centralbehörden der Volksbildung und des Gemeinwohles, ergänzte Petty die Forderungen des Freundes durch mehrere neue Vorschläge, welche beide Gesichtspunkte vereinigten, und lieferte damit einen der interessantesten Beiträge zu der reichen pädagogischen Literatur jener Tage. Petty hatte Medicin studirt und sich zugleich eifrig mit den mathematischen und physikalischen Wissenschaften beschäftigt, besonders in Bezug auf deren Anwendung auf die Technologie. Sein Augenmerk richtete sich daher besonders auf die Herstellung von Gewerbeschulen (Ergastula literaria), Anstalten, in denen die Schüler von früh auf nicht nur in den gewöhnlichen Lehrgegenständen unterrichtet werden sollten, sondern auch in Handwerken und Geschicklichkeiten, die ihnen später von Nutzen sein könnten für ihren Lebensunterhalt. Ferner forderte er zur Ausbildung der Erwachsenen die Gründung von höhern Handels- und Gewerbeschulen, sowie eines Nosocomium Academi-

[1] Abgedruckt in dem „Harleyan Miscellany", I, 1—14.

Digitized by Google

cum, d. h. einer Arznei- und Heilschule, mit vollständigem praktischen Zubehör; endlich ein großes Universalwerk, verfaßt unter der Mitwirkung der bedeutendsten Gelehrten, als Repositorium der Geschichte und des dermaligen Zustandes aller Wissenschaften und Künste, wofür er den Titel vorschlug: „Vellus aureum, sive facultatum lucriferarum descriptio magna." Man kann sich denken, wie freudig Hartlib diese frische mitarbeitende Kraft auf dem von Bacon und Comenius angebauten Felde der Zeit bewillkommnete. In der That finden wir ihn später nach seiner hülfreichen Weise eifrig bemüht, dem mittellosen jungen Petty auf seinem Lebenswege nützlich zu sein, ihm zu einer seinen Talenten entsprechenden Anerkennung zu verhelfen.

Von Hartlib's Correspondenz mit Petty ist nichts erhalten, aber Petty wird öfter erwähnt in Hartlib's Briefwechsel mit einem andern jungen Manne von Genie, dessen Bekanntschaft er schon vorher gemacht hatte und mit dem er seit dem October 1646 correspondirte: dem in der Folge als Naturforscher so berühmten Robert Boyle. Geboren im Jahre 1626 als Sohn des Grafen von Cork, hatte Boyle seine Erziehung in Genf erhalten und lebte nun, nach der Rückkehr von seinen Reisen auf dem Festlande, mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, theils in seinem Landhause Stalbridge in Dorsetshire, theils in London, wo er häufig zum Besuche erschien. In London bewegte er sich in einem Kreise ausgezeichneter Männer, der sich seit 1645 zu jenem „Philosophischen Collegium" vereinigt hatte, aus dessen zwanglosen Verhandlungen funfzehn Jahre später die Königliche Gesellschaft hervorging. Theodor Haak, ein in London ansässiger Deutscher aus der Pfalz, hatte den ersten Anstoß zu den Zusammenkünften dieser Männer gegeben, und außer Haak gehörten Dr. John Wallis, Dr. Jonathan Goddard, Dr. John Wilkins, Dr. Ent, Dr. Glisson, Dr. Merret und Samuel Foster zu den ersten Mitgliedern.[1] Hartlib nahm, wie es scheint,

[1] Vgl. hierüber den Brief von Dr. Wallis in „Works of Robert Boyle", I, 43.

Digitized by Google

an den Sitzungen dieses Philosophischen Collegiums, die streng wissenschaftlicher Natur waren, keinen Theil; aber gewiß wußte er davon und jedenfalls war er persönlich bekannt mit seinem deutschen Landsmann Haak, dem Gründer der Gesellschaft.[1] Wahrscheinlich durch Haak machte er dann die Bekanntschaft Robert Boyle's. Was indeß auch die unmittelbare äußere Veranlassung gewesen sein mochte, die Bekanntschaft Hartlib's mit dem genialen, ernststrebenden und warmfühlenden jungen Manne entwickelte sich bald zu einem freundschaftlichen Verhältniß, das viele Jahre hindurch fortdauerte und in einer langen Reihe glücklicherweise erhaltener Briefe Hartlib's sein geschichtliches Denkmal gefunden hat.

Die frühesten Zeugnisse des Geistes, welcher den Verkehr beider Männer beseelte, finden sich in einigen Briefen Boyle's, bei denen man nur das Eine bedauert, daß sie in so geringer Zahl aufbewahrt sind.[2] Der erste dieser Briefe, vom 22. October 1646, datirt aus Boyle's Landhause Stalbridge, ist voll von dem Philosophischen, oder wie es anfangs auch genannt wurde, dem „Unsichtbaren Collegium". Der nächste, vom 6. Mai 1647, kehrt zu demselben Gegenstande zurück und läßt vieles zwischen den Zeilen lesen über den Inhalt des verlorenen Briefes von Hartlib, auf den er eine Antwort war. „Sie interessiren sich", schreibt Boyle, „so lebhaft für das Unsichtbare Collegium, und jene ganze Gesellschaft ist so mit allen Vorfällen Ihres Lebens verflochten, daß Sie mir keine Nachricht über Ihre eigenen Angelegenheiten geben können, die nicht wenigstens beziehungsweise einen utopischen Charakter annimmt." In welchem Sinne Boyle hier den Ausdruck „utopisch" gebrauchte, erklärt

[1] Ueber Haak vgl. den Artikel von A. Stern in der „Allgemeinen deutschen Biographie", X, 257, und Chalmers' „Biographial Dictionary", XVII, 1 fg.

[2] Hartlib's Briefe an Boyle sind abgedruckt im sechsten Bande der „Works of Boyle", S. 76—136, und umfassen, mit mehrfachen beträchtlichen Lücken, die Zeit von 1647—59. Von Boyle's Briefen an Hartlib, die den Jahren 1646—47 angehören, findet sich ein Abdruck im ersten Bande der „Works of Boyle", S. 34 fg.

Digitized by Google

ein sogleich zu erwähnender späterer Brief. Andeutungen darüber enthält indeß schon das, was zunächst folgt; denn wir erfahren, daß Hartlib seinem jungen Freunde Mittheilungen gemacht hat über eine Anzahl verschiedener wissenschaftlicher Probleme und Entdeckungen: über ein neuerfundenes System einer Universalschrift, eine neuerfundene Luftflinte, ein neues Heilmittel gegen den Stein u. s. w. Und ein so reiches Budget von gelehrten Nachrichten ist offenbar nicht an Boyle verschwendet, denn für alle hat er Ausdrücke lebhafter Theilnahme. Zugleich wünscht er Hartlib Glück zu der Anerkennung, welche das Parlament ihm bewiesen, und äußert das Verlangen, seine jüngst veröffentlichte neue Schrift (den obenerwähnten „Brief discourse on the accomplishment of our Reformation") kennen zu lernen. In seinem nächsten undatirten, aber offenbar bald nachher geschriebenen Briefe richtet er an den Freund die bezeichnende Bitte: ihm immer nicht jene täglichen Nachrichten zu geben, die man Bogen voll für einen Penny haben und doch zu theuer bezahlen könne, sondern seine eigenen „utopischen Mittheilungen", als die einzigen, die im Stande seien, ihn (Boyle) mit den Menschen in gutem Einvernehmen zu halten, da sie ihn erkennen ließen, daß die entartete Welt noch einige Menschen beherberge, welche den Namen verdienen. Jene „utopischen Mittheilungen" umfaßten aber den ganzen Umkreis gemeinnütziger Bestrebungen und Interessen, in dem Hartlib sich seit vielen Jahren bewegt hatte und der ebensowol die wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen einschloß, welche den Mittelpunkt der Interessen Boyle's und seiner Genossen von dem Unsichtbaren Collegium bildeten, als das Gebiet religiöser, pädagogischer und socialer Reformen. Denn Boyle und Hartlib waren beide Schüler des großen Bacon, und beide fühlten und begriffen jenen engen Zusammenhang des Fortschritts der Wissenschaften mit dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit, der ihrem großen Meister als unumstößliches Axiom galt. In Wahrheit war es eben dieser Bacon'sche Universalismus, worin die Freundschaft der beiden an Alter und äußern Lebensverhältnissen so verschiedenen Männer wurzelte.

Digitized by Google

Hartlib's erster Brief an Boyle (vom 16. November 1647) erwähnt die gleichzeitige Uebersendung der Schrift „A further discovery of address" und im Zusammenhange damit die interessanten Thatsachen, daß Hartlib die Hoffnung hegte, Boyle an dem in jener Schrift skizzirten Nationalinstitut zu beschäftigen, und daß ein gewisser Sir Cheny bereits einen jährlichen Beitrag von 20 Pfd. St. zur Gründung des Instituts versprochen habe. Außerdem empfiehlt er Petty aufs wärmste der Theilnahme Boyle's. In seinem nächsten Briefe (vom 9. Mai 1648) erweitert der Gesichtskreis sich nach einer andern Richtung. Hartlib dankt Boyle für die Mittheilung neuer Entdeckungen in der Anatomie und andern „nützlichen und sinnreichen" Wissenschaften, und fügt hinzu: „Ich habe Ihren Brief an Hobbes gezeigt, dem er so gut gefiel, daß er mich bat, ihm denselben zu leihen, was ich auch gethan habe. Ihr und mein würdiger Freund Gassendi befindet sich ganz wohl und hat, seitdem Sie von hier fortgegangen sind, ein Buch über das Leben und die Lehren Epikur's herausgegeben." So sehen wir denn den vielbeschäftigten Hartlib auf einen Augenblick auch in persönlichem Verkehr oder Briefwechsel mit zweien der berühmtesten Philosophen jener Zeit, zwei so verschiedenartigen Männern wie Hobbes und Gassendi. Leider beginnt an dieser Stelle die erste bedeutende Lücke in seinem Briefwechsel mit Boyle; denn das Datum des nächsten Briefes springt vom Mai 1648 über zum Juli 1649. In der Zwischenzeit hatten die denkwürdigsten Begebenheiten auf der politischen Weltbühne stattgefunden: der Kampf zwischen dem presbyterianisch-gemäßigten Parlament und dem independentisch-radicalen Heere, die gewaltsame Austreibung der presbyterianischen Parlamentsmitglieder, die Anordnung des Hochverrathsprocesses gegen König Karl I. durch das Rumpfparlament, die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, die Abschaffung des Königthums und des Hauses der Lords, die Begründung der Republik. Aber von unmittelbaren Zeugnissen des Eindrucks, welchen diese Begebenheiten auf Hartlib hervorbrachten, ist keine Spur erhalten. Daß seine großen socialen Reformpläne mitten in den Wehen so gewaltsamer Erschütterungen

Digitized by Google

nicht gefördert werden konnten, ist selbstverständlich. Unabhängig von dem eben erwähnten Briefe an Boyle liegt aus dem Jahre 1648 nur eine charakteristische Thatsache in Bezug auf Hartlib vor: die Veröffentlichung einer Schrift Dr. Cyprian Kinner's, eines deutschen Anhängers des Comenius, die, wie Hartlib bemerkt, ihm am 5. August 1648 aus Danzig übersandt wurde und die er, mit einer warmen Empfehlung „an die edeln und hochherzigen Freunde der Bildung in England", unter dem Titel „A continuation of Mr. John Amos Comenius' School-Endeavours" in englischer Uebersetzung herausgab. Besondere Erwähnung verdient dabei noch Hartlib's Nachwort, in dem er alle, die etwa weitere Aufschlüsse wünschen möchten, aufforderte, „sich nach Master Hartlib's Haus in dem großen offenen Hof in Duke's Place zu begeben", wo dieser bereit sei, jede Auskunft zu ertheilen. Diese Wendung vermehrt das Bild seiner Thätigkeit um einen interessanten Zug. Sie erinnert daran, wie er fortwährend nicht blos durch Schriften und Briefe, sondern ebenso durch unmittelbaren persönlichen Einfluß bemüht war, zum Besten der Sache zu wirken, die ihm am Herzen lag. Fast möchte man denken, er sei bereit gewesen, in Ermangelung einer diesem Zwecke gewidmeten Staatsanstalt, sein Haus als provisorisches „Amt der Nachfragen" zu eröffnen. Aber die Zeitläufe waren offenbar allen solchen Bemühungen wenig günstig. Erst nach der Katastrophe des Königthums, um die Mitte des ersten Jahres der Republik, sollte dem rastlos thätigen Manne eine Anerkennung beschieden werden, die unter den merkwürdigen Thatsachen seines Lebens in erster Reihe steht und in seiner hoffnungsvollen Seele glänzende Aussichten erwecken mußte auf die endliche und vielleicht nahe bevorstehende Verwirklichung seiner großen Pläne.

Am 9. Juni 1649 bewilligte der neuernannte Staatsrath, die oberste Regierungsbehörde der Republik, Hartlib eine Pension von 100 Pfd. St. Der „Calendar of State Papers", der diese Thatsache mittheilt, erwähnt keinen der Gründe, welche diesen Beschluß des Staatsraths veranlaßten, aber andere zeitgenössische Zeugnisse klären die Ungewißheit darüber auf. Man beabsich-

Digitized by Google

tigte nicht blos eine ehrende Anerkennung früherer Verdienste; die Pension war ohne Frage verbunden mit der Erwartung fortgesetzter öffentlicher Thätigkeit, mit der Ernennung zu einem Posten, der gewissermaßen für Hartlib geschaffen wurde und zu dem in der That niemand in höherm Grade berufen schien als er. Die bestimmteste Nachricht darüber gibt Hartlib selbst in der „Clavis apocalyptica", einem auf Comenius' Veranlassung aus dem Deutschen übersetzten und von Hartlib im Jahre 1651 veröffentlichten Werke über die Offenbarung Johannis und das Buch Daniel. In der diesem Werke voranstehenden Widmung: „An den sehr ehrenwerthen Oliver St. John, Lord-Oberrichter des Civilgerichtshofs", bemerkt Hartlib: „Wie Sie der erste waren, der mein Verlangen wahrnahm, in meinen Bestrebungen ermuthigt zu werden, so sind Sie denselben stets mit Theilnahme gefolgt. In den Verlegenheiten, worin mein Eifer mich zuweilen stürzte, habe ich gefunden, daß die Zartheit Ihrer Gefühle war wie die eines Vaters. Sie haben im stillen Hand und Herz gerührt, mich daraus zu befreien, und öffentlich haben Sie mich vor dem Parlament anerkannt und es bei diesem hohen und ehrenvollen Hofe erwirkt, daß ich ernannt wurde zum Agenten für die Förderung der allgemeinen Bildung und des Gemeinwohles (Agent for the advancement of universal learning and the public good), ein Beruf, an welchen, wie ich gern bekenne, Gott von Jugend auf meine Neigung gewöhnt hat."[1] Daß diese Ernennung um die angegebene Zeit stattfand

[1] Der hier genannte Oliver St. John war einer der merkwürdigsten Männer der Revolutionszeit. Mitglied der Parlamente von 1628 und 1640, wurde er zuerst berühmt durch seine glänzende Vertheidigung John Hampden's im Jahre 1637 und wirkte dann als Hauptanwalt aller verfolgten Patrioten; 1641 nahm er als Solicitor-General einen hervorragenden Antheil an dem Hochverrathsproceß gegen Graf Strafford; 1648 zum Oberrichter ernannt, gab er doch seine politische Rolle nicht auf. Ebenso ehrgeizig als republikanisch gesinnt, scheint er eine Zeit lang die Hoffnung gehegt zu haben, Cromwell selbst, mit dem er verschwägert war, als Haupt des Staates zu verdrängen. Bei der Restauration entging er mit genauer Noth dem Todesurtheil. Hartlib's Bemerkungen über ihn sind um so inter-

Digitized by Google

und wenigstens theilweise zusammenhing mit Aussichten auf die Verwirklichung der socialen Reformpläne Hartlib's in den „Aemtern der Versorgung und der Mittheilungen", scheint aus einer Stelle in einem Briefe an Robert Boyle vom 24. Juli 1649 hervorzugehen, worin Hartlib bemerkt: „Was Vauxhall betrifft, so enthielt die Acte eine Bestimmung, daß es nicht verkauft werden soll. Mein Bemühen wird sich nun darauf richten, Petty einen Posten als Lehrer der experimentalen und mechanischen Wissenschaften in dem Gresham-College in London zu verschaffen." Diese Andeutung erlaubt keinen sichern Schluß; doch im Zusammenhang mit den übrigen unzweifelhaften Thatsachen liegt die Vermuthung nahe, daß damals ein Versuch gemacht wurde, die Gebäude in Vauxhall als Local für die von Hartlib vorgeschlagenen Aemter zu erwerben und daß dieser Versuch an den Bestimmungen eines frühern Contracts scheiterte. Seine Stellung als „Agent für die Förderung der allgemeinen Bildung und des Gemeinwohles" war eine höchst eigenthümliche. Man möchte den ersten Anlauf zur Errichtung eines Ministeriums der Cultur darin erkennen, und in Hartlib's Lebensgeschichte wie in dem Zeitalter Bacon's und des Puritanismus ist das eine denkwürdige Thatsache. Bei alledem lag die umfassende praktische Durchführung der Idee Hartlib's nicht im Geiste und in den Verhältnissen der kriegerisch-religiösen Periode, welche mit der Gründung der Republik und der Herrschaft Cromwell's begann. Von Hartlib's Temperament und Gesinnung war zu erwarten, daß er unter dem anfeuernden Einfluß der ihm eröffneten großen Aussichten die Arbeit seines Lebens mit frischem Muthe fortsetzen werde; aber seine leidenschaftlichen Hoffnungen sollten ebenso wenig erfüllt werden wie vor Jahren, als bei Comenius' Besuch in London das Pansophische Collegium der thatsächlichen Begründung so nahe schien.

---

essanter, als St. John im ganzen bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines ernsten, finstern, unzugänglichen Mannes hatte. Vgl. seine Biographie in Lord Campbell's „Lives of the Lord Chief Justices of England", I, 447—478.

Digitized by Google

Keine erhaltene Kunde bezeugt spätere Schritte von seiten des Staates zur Förderung der Agentur, mit welcher das Parlament Hartlib betraut hatte, und ganz abgesehen von seinen allgemeinen socialen Reformplänen, blieb er auch bei der Arbeit an der Reform der Erziehung, die er damals mit neuem Eifer aufnahm, wesentlich angewiesen auf seine persönliche Energie und auf die Theilnahme gleichgesinnter Freunde.

Unter diesen Freunden tritt besonders Durie hervor, der damals von seinen festländischen Wanderungen nach England zurückgekehrt war und von der republikanischen Regierung zum Bibliothekar von Saint-James ernannt wurde, einem Posten, den er dann bis zum Ende des Protectorats behauptete und erst infolge der Restauration Karl's II. verlor. Drei Schriften Durie's, in den Jahren 1649—50 nach Hartlib's Ausdruck „auf Veranlassung einer christlichen Genossenschaft, deren Mitglieder sich untereinander und dem Publikum von Nutzen sein möchten", von Hartlib herausgegeben und mit Vorreden versehen, werfen auf dies freundschaftliche Zusammenwirken ein willkommenes Licht. Die erste: „A seasonable discourse on Reformation in religion and learning", enthält ein besonderes Kapitel zur Befürwortung von Hartlib's „Agentur für die Förderung allgemeiner Bildung". In der Vorrede zu der zweiten: „The reformed school", bemerkt Hartlib: „Das Reich Gottes nach meinem geringen Vermögen auszubreiten und andere zur Theilnahme daran anzuregen, ist das höchste Ziel, welches ich mit der «Agentur für Bildung» verfolge, zu der das Wohlwollen des Parlaments mich ernannt hat. Und obgleich für dies Amt selbst noch weiter nichts geschehen ist, als mich dazu zu ernennen (was vorläufig meine Bürden etwas schwerer gemacht hat), so werde ich doch, weil mein Sinn mich diesen Weg führt und ich noch zu Gott hoffe, daß er mich nicht ohne Hülfe lassen wird, nicht ermüden, Gutes zu thun, solange ich die Gelegenheit dazu habe." Dann auf den Inhalt von Durie's Schrift übergehend, fügt er hinzu: „Was mich betrifft, so gestehe ich offen, daß unter allen den Zwecken, denen ich meine Arbeit gewidmet habe, keiner ist, der meinem Herzen näher liegt

Digitized by Google

als die Erziehung der Jugend im Geiste des Christenthums. Denn wenn wir alles richtig erwägen, so werden wir erkennen, daß nur dies Bemühen oder sonst nichts im Stande ist, eine Reformation unsers Zeitalters zu bewirken. Denn so lange wie gegenwärtig) Obrigkeit und Geistlichkeit zur Zielscheibe leidenschaftlicher Angriffe dienen, und dadurch fast aus den Fugen gerissen und in Hinsicht auf die Reform von Misbräuchen in Kirche und Staat nutzlos gemacht werden, können sie die Dinge nicht zur Vollkommenheit bringen. Ebenso wenig ist es möglich, die Alten zu bessern. Nur die Jugend, das heranwachsende Geschlecht kann reformirt werden." Vor allem sei daher die Gründung und Verbreitung besserer Schulen zu erstreben, und um diese möglich zu machen, müsse wiederum die Heranbildung besserer Schullehrer als Hauptziel im Auge behalten werden. Ein Zug von Resignation ist in diesen Auseinandersetzungen unverkennbar. Doch die hoffende Seele des Mannes schreckt nicht vor den sich aufthürmenden Schwierigkeiten zurück, diese dienen ihm vielmehr als Ansporn des Fortschritts auf dem einzigen Wege, wo ihre Lösung wahrhaft möglich erscheint. Die dritte der erwähnten Schriften Durie's: „The reformed library keeper", erörtert die Bedeutung von Bibliotheken als Brennpunkten der Bildung und empfiehlt als Muster für deren Anordnung „eine der hauptsächlichsten Bibliotheken in Deutschland", die des Herzogs von Braunschweig. Von zwei beigefügten Supplementen beantwortet das eine Einwendungen gegen die Gründung neuer Schulen nach dem von Hartlib und Comenius entwickelten Plane, indem es diesen ihre ganz bestimmte Stelle anweist als Vorbereitungsanstalten zu Collegien und Universitäten; das andere gibt den Entwurf zu einer verbesserten Lehrmethode der Mathematik, von John Pell, einem andern Freunde und Mitarbeiter Hartlib's, der mehrere Jahre später als Gesandter Cromwell's in die Schweiz ging. Hartlib selbst erklärt in der Vorrede diese Schriften für „die Früchte einiger seiner Bemühungen und Unterhandlungen um die Förderung der Bildung". „Und ich hoffe", so fügt er hinzu, „daß dieselben mit der Zeit dahin wirken mögen, die Geister zu der Erwartung

Digitized by Google

größerer Dinge zu erheben, welche auf solchen Grundlagen aufgebaut werden können."

Wie schon bemerkt, wurden diese Hoffnungen nicht erfüllt. Die Anfänge der Republik waren zu stürmisch für die Durchführung eines so großen Friedenswerkes wie die Reform und Organisirung des Volksunterrichts. Auch Hartlib scheint die Hoffnungslosigkeit solcher Bemühungen in einem Zeitpunkt, wo das englische Volk noch an den Wunden des Bürgerkrieges blutete, wo in Irland und Schottland Aufstände zu Gunsten des Königthums mit Waffengewalt über den Haufen geworfen werden mußten, empfunden zu haben. Unzweifelhaft ist, daß er diejenige Richtung seines Amtes, welche mit den obigen Schriften zusammenhing, während der nächsten Jahre nicht weiter verfolgte, sondern, an der Förderung höherer geistiger Bildung für den Augenblick verzagend, seinem Beruf als „Agent zur Förderung des Gemeinwohles" in mehr praktischer Weise zu genügen suchte. Schon seine „Makaria" hatte gezeigt, daß seine Vorstellung von einem glücklichen Staate ebenso entschieden die materielle Cultur umfaßte wie die geistige, und auch jetzt, da der große Umschwung der Dinge bei der Begründung der Republik die Möglichkeit so mancher Reform eröffnete, verlor er jenes wesentliche Element der materiellen Cultur nicht aus den Augen. Noch 1650, während desselben Jahres, als Durie's „Reformed school" und „Reformed library keeper" erschienen, veröffentlichte Hartlib ein ihm mitgetheiltes anonymes Manuscript über die Verbesserung des Ackerbaues [1], als dessen Verfasser später Sir Richard Weston, ein englischer Landedelmann, bekannt wurde, und jahrelang nahmen von nun an diese und verwandte Gegenstände einen beträchtlichen Theil seiner Thätigkeit in Anspruch. Mit welcher Klarheit des Pflichtbewußtseins Hartlib auch in dieser Sache handelte, beweist seine der Schrift Sir Richard Weston's vorgesetzte Widmung an den

[1] „A discourse of husbandry used in Brabant and Flanders, showing the wonderful improvement of land there and serving as a pattern for our practise in this commonwealth."

Digitized by Google

Staatsrath, wo er bemerkt, daß er in Bezug auf den Ackerbau allerdings selbst nicht viel Erfahrung gehabt habe, aber wie es immer sein Bestreben gewesen sei, dem Publikum frei zu dienen und das Beste, das ihm bekannt geworden, zu vermitteln, so habe er es zu einem Theil seiner Agentur gemacht, andere zu veranlassen, dasselbe zu thun; und von der größten Bedeutung scheine ihm dies in Bezug auf den Ackerbau, „eine der edelsten und nothwendigsten Betriebsamkeiten eines Gemeinwesens, die erste Grundlage des Handelsverkehrs unter den Menschen und den Urquell des Wohlstandes in allen wohlgeordneten Gesellschaften". Allem Anschein nach erregte diese Schrift ungewöhnliche Beachtung; denn schon 1651 wurde eine zweite Auflage nothwendig, die vermehrt und verbessert unter dem Titel „Samuel Hartlib his legacy" erschien. Eine dritte weiter vermehrte Auflage erschien 1652, eine vierte 1655, eine fünfte, alle frühern zusammenfassende und ergänzende, unter dem Titel „The complete husbandman" 1659. Wie wenig dieser Erfolg seine anfeuernde Wirkung auf Hartlib verfehlte, erhellt aus dem Umstande, daß er während desselben Zeitraums eine ganze Reihe anderer Schriften veröffentlichte, die alle die Beförderung ähnlicher Zwecke verfolgten wie der „Discourse of husbandry". Unter diesen steht obenan sein „Essay for the advancement of husbandry-learning, or propositions for the erection of a college of husbandry" (London 1651), soviel wir wissen der erste historisch bekannte Vorschlag zur Gründung einer landwirthschaftlichen Schule, der erste Versuch zur Organisation des Ackerbaues auf einer wissenschaftlichen Grundlage. Im Jahre 1652 folgten hierauf eine Schrift über Verbesserung der Seidenzucht[1], eine andere über die Ausbreitung der Obstcultur[2] und ein größeres Werk über die Naturgeschichte Irlands[3];

[1] „A rare and new discovery for the feeding of silk-worms."

[2] „A design of plenty by an universal planting of fruit-trees."

[3] „Ireland's natural history. Being a true and ample description of its situation, greatness, shape and nature. Written by Gerard Boate. And now published by Samuel Hartlib. De-

Digitized by Google

1653 Vorschläge, die Marschen und andere wüstliegende Ländereien in England unter Cultur zu bringen[1]; 1655 Vorschläge zur Verbesserung der Bienencultur.[2] In den meisten dieser Schriften erscheint Hartlib nicht als Autor, oder gar mit dem Ehrgeiz des Autors; sondern, wenn er keine eigenen Vorschläge zu machen hatte, als thätiger Vermittler und Fürredner der Entdeckungen und Erfahrungen anderer, — in Wahrheit als „Agent für die Förderung des Gemeinwohles". Wie und wo immer seine weitverbreiteten persönlichen Beziehungen ihn mit gemeinnützigen Gedanken und Plänen bekannt machen mochten, seine Hauptsorge war stets, diese ohne Verzug der Dunkelheit und verhältnißmäßigen Unfruchtbarkeit des Privatverkehrs oder des gelehrten Briefwechsels zu entreißen, sie zu öffentlicher Kenntniß und dadurch womöglich zu öffentlicher Prüfung und Anwendung zu bringen, und ein Haupttheil der schon mehrfach erwähnten, im öffentlichen Dienst von ihm erlittenen Verluste mochte aus den Kosten erwachsen, welche die Unterstützung armer Autoren, der aus freiem Antrieb unternommene Druck und Vertrieb so vieler zum allgemeinen Besten herausgegebenen Schriften ihm auferlegten. So veröffentlichte er noch 1655, im Anschluß an die genannten Schriften über den Ackerbau, unter dem Titel „Chemical, medicinal and chirurgical addresses, made to Samuel Hartlib" eine Sammlung von Essays über verschiedene ihm mitgetheilte oder sonst bekannt gewordene naturwissenschaftliche Probleme und Entdeckungen aus dem Gebiete der Chemie, der Medicin und Chirurgie. Was an dieser so vielseitigen Thätigkeit charakteristisch und bewunderungswürdig ist, ist nicht allein der weite Gesichtskreis der Interessen und der wachsame unermüdliche Eifer, mit dem alle gepflegt und im Auge behalten werden, sondern mehr noch die vollkommene Selbstlosigkeit in einem Zeit-

dicated jointly to Oliver Cromwell, Chancellor of the University of Oxford, and to Captain Charles Fleetwood, Commander-in-Chief of all the forces in Ireland."

[1] „A discovery for division and setting out of Land etc."

[2] „The reformed commonwealth of bees."

Digitized by Google

alter der Geheimlehre und der Geheimthuerei, wo die große Mehrzahl der Entdecker oder vermeintlichen Entdecker alle Resultate ihrer Wissenschaft oder Scheinwissenschaft, von denen sie sich persönliche Vortheile versprechen konnten, mit eifersüchtiger Gereiztheit verborgen hielten.

Auch der Kundgebung seines nie versiegenden Interesses an dem Fortschritt der geistigen Bildung konnte Hartlib, trotz der Ungunst der Zeiten, während jener Jahre nicht ganz entsagen. Zwei hierher gehörende Schriften aus den Jahren 1652 und 1654 unterbrechen, als Zeugnisse dieser Sinnesweise, die Reihe seiner Schriften über die Landwirthschaft. Die eine führt den bezeichnenden Titel „The reformed spiritual husbandman", und was dieser antithetische Titel andeutete, erhellt klar genug schon aus der Vorrede. „Ich habe", bemerkt Hartlib, „jüngsthin den Landmann in Bezug auf körperliche Angelegenheiten gespielt, um dem Publikum durch einige Hülfsleistungen zur Erwerbthätigkeit zu dienen, um die Armen zu unterstützen und um das Gemeinwohl und die Fülle der Früchte der Erde für alle zu vermehren; aber ich muß gestehen, daß diese Dinge meinem Herzen nicht zunächst liegen." Er erscheint daher nun von neuem in dem Charakter des „reformirten geistigen Landwirths", indem er in einem Briefe Durie's, einer Denkschrift über die Beziehungen Englands zu den auswärtigen Protestanten und in einer Bittschrift um die Befestigung und Erweiterung des neugegründeten Chelsea-College, der Sache der Religion und der Erziehung das Wort redet. Ein Jahr später, im Beginn des Protectorats Cromwell's (1653), hatte es einen Augenblick den Anschein, als solle der Sache wissenschaftlicher Bildung von seiten des Staates eine ganz directe Förderung zutheil werden. Das Journal des Hauses der Gemeinen berichtet[1], daß am 20. Juli 1653 ein Comité von 18 Mitgliedern ernannt wurde für die Förderung der Gelehrsamkeit (for the advancement of learning). Wir hören auch, daß dieses Comité Sitzungen hielt, aber es erstattete

[1] XII, 288.

Digitized by Google

keinen Bericht, d. h. vereinigte sich über keine praktischen Vorschläge. Es kann daher nicht überraschen, wenn die zweite der oben erwähnten Schriften Hartlib's, die im Jahre 1654 unter dem Titel „A true and ready way to learn the Latin tongue" veröffentlicht wurde, einen durchweg resignirt apologetischen Ton anschlägt. Sie erneuert Hartlib's frühere Bemühungen um die Einführung einer bessern Lehrmethode, zunächst in Hinsicht auf die lateinische Sprache, und stützt sich dabei auf die entsprechenden Ansichten des deutschen Gelehrten Eilhard Lubinus, des Engländers Richard Carew und des Franzosen Montaigne. Aber die einleitenden Bemerkungen Hartlib's lassen deutlich den Widerstand erkennen, dem seine Vorschläge begegnet sein mußten. Er widmet seine Schrift „dem sehr ehrenwerthen Herrn Francis Rous, Sprecher des Parlaments der Republik England", und bemerkt dabei: es sei innerhalb des Kreises, in dem er (Hartlib) sich bewegt habe, stets mehr sein Bemühen gewesen, die Schwierigkeiten zu entfernen als sie offen zu legen, mehr, die Heilmittel anzudeuten, als die Krankheiten zu erörtern; denn der Klagen sei auf allen Seiten kein Ende, da jede Partei die Fehler der andern bloßstelle und kaum irgendjemand sage, wie dieselben zu bessern seien. Sein Freund Comenius und mehrere andere seiner Mitarbeiter auf diesem Gebiete hätten sich bemüht, so wenige Veränderungen zu machen als möglich, und nur nach den wichtigsten Verbesserungen gestrebt, die auf den gewöhnlichen Grundlagen des Schulunterrichts durchgeführt werden könnten, und in diesem Streben hätten sie viele Jahre beharrt und auf vielfache Weise versucht, den Fortschritt der allgemeinen Bildung und besonders des Lehrens der gelehrten Sprachen zu fördern. Weil es aber ein Wagniß von nicht geringer Schwierigkeit und Gefahr sei, einer so allgemein herrschenden Gewohnheit zu widersprechen wie der grammatischen Tyrannei des Sprachunterrichts, so wünsche er (Hartlib) sich bei diesem kühnen Versuch auf einen angesehenen Gönner (den Sprecher des Parlaments) zu berufen, von dem er viel mehr ein unparteiisches Urtheil erwarte als den Verdacht, „daß alle neuen Pläne leichtfertige Entwürfe unruhiger Köpfe seien". Das aus diesen

Digitized by Google

Worten hervorbrechende Gefühl der Enttäuschung spricht für sich selbst. Und in der That war dies Hartlib's letzter bekannter Versuch, auf dem Wege der Oeffentlichkeit jener Reform des Unterrichts das Wort zu reden, die er unermüdet so lange Jahre betrieben hatte. Das Interesse dafür starb nie in seiner Seele aus, und nie versäumte er eine Gelegenheit, dasselbe bei seinen Freunden wach zu halten; aber vermuthlich erkannte er, daß das Aufgehen des gestreuten Samens erst in einer spätern Zukunft erwartet werden könne. In Bezug auf sein Amt als „Agent der allgemeinen Bildung" blieb es, nach seinem oben erwähnten Ausdruck, bei der Thatsache, daß er zu diesem Amte ernannt war; selbst die ihm dafür bewilligte Pension wurde bei den unruhigen Zeitläufen keineswegs mit der Pünktlichkeit bezahlt, welche wünschenswerth gewesen wäre.

Wegen einer bedauerlichen Lücke von fast fünf Jahren (24. Juli 1649 bis 28. Februar 1654) in Hartlib's Briefwechsel mit Boyle sind wir von seinen übrigen Lebensumständen während jener Anfänge der Englischen Republik und des Protectorats weniger gut unterrichtet. Dennoch fehlt es nicht an mehrfachen ergänzenden Daten. Zunächst wird Hartlib von nun an öfter in den Verhandlungen des Staatsrathes erwähnt.[1] So verordnet das Commissionsbuch dieser hohen Behörde am 17. August 1650, „daß 50 Pfd. St. ausgezahlt werden sollen an Theodor Haak und dieselbe Summe an Samuel Hartlib, zur Anerkennung der vielen guten Dienste, welche sie durch ihren Briefwechsel mit auswärtigen Ländern der Republik geleistet, und um sie in den Stand zu setzen, damit fortzufahren". Am 20. November 1651 verordnet dasselbe Commissionsbuch: „daß 100 Pfd. St. aus den Einkünften des Staatsrathes ausgezahlt werden sollen an Samuel Hartlib, für den im Auslande von ihm unterhaltenen Verkehr und Briefwechsel, wovon der Staatsrath Kunde gehabt; ferner, daß Erkundigung eingezogen werden solle, wie es mit der Pension stehe, welche das Parlament für

[1] Die nachfolgenden Auszüge sind dem „Calendar of State Papers" für die Jahre 1650—55 entnommen.

Digitized by Google

Hartlib ausgesetzt habe, ob dieselbe bezahlt werde oder nicht, und wenn nicht, wo das Hinderniß liege, und daß hierüber zum Zwecke weiterer Maßregeln Bericht zu erstatten sei". Am 12. November 1652 wird Samuel Hartlib, „der im Handelsministerium beschäftigt gewesen", der Befehl ertheilt, „dem Ministerialsecretär die Papiere einzuhändigen, die er in Bezug auf die londoner Gerber und Kürschner in Händen habe"; — ferner wird „die Petition Samuel Hartlib's an die Lordcommissare Whitelock und Lisle überwiesen, um zu erwägen, was ihm bewilligt werden solle zur Ermuthigung in seinen öffentlichen Unternehmungen". Am 18. März 1653 verordnet das Commissionsbuch die Auszahlung von 100 Pfd. St. an Hartlib, „für Auslagen im öffentlichen Dienst". Am 27. Juli 1653 folgt an derselben Stelle der Befehl, ihm seine dreiviertel Jahre rückständige Pension auszuzahlen und seine Versorgung für die Zukunft in Betracht zu ziehen. Am 1. October 1653 wird die Auszahlung einer andern rückständigen Summe von 150 Pfd. St. angeordnet. Am 21. März 1654 finden wir eine Verordnung betreffend die rückständige Summe von 75 Pfd. St., welche Hartlib zukomme „als Theil der jährlichen Pension von 200 Pfd. St., welche ihm durch verschiedene Parlamentsacten bewilligt worden". Es ist hier zum ersten mal die Rede von der stattgehabten Verdoppelung der Pension Hartlib's, die ursprünglich nicht mehr als 100 Pfd. St. betrug. Wann diese Verdoppelung eingetreten, wird nicht erwähnt, doch ein „Befehl des Protectors und Staatsrathes vom 31. Juli 1654, demgemäß an Hartlib 50 Pfd. St. ausgezahlt werden sollen von der Jahressumme von 100 Pfd. St., welche das Parlament ihm bewilligt „für die von ihm entdeckte Unterschätzung confiscirter Ländereien", erklärt die Veranlassung. Ein Befehl des Protectors und Staatsrathes vom 12. Juni 1654 verordnet die Auszahlung von 100 Pfd. St. an Hartlib, „für den Eifer, den er in verschiedenen öffentlichen Diensten bewiesen"; ein gleicher Befehl vom 29. August 1655 ordnet an, daß die Pension von 100 Pfd. St. aus den Einkünften confiscirter Ländereien ihm künftig aus der Staatskasse, nicht mehr aus der jetzt mit jener vereinigten Specialkasse, ausgezahlt werden solle.

Digitized by Google

Alle diese Umstände, so geschäftsmäßig kurz sie erwähnt werden, liefern nicht unwichtige Beiträge zu Hartlib's Lebensgeschichte während jener Jahre, indem sie ihn uns im Dienste des Staatsrathes beschäftigt und mit diesem in fortwährendem Verkehr zeigen; und sie lassen zugleich deutlicher mehrere der Verlegenheiten und Schwierigkeiten erkennen, mit denen er trotz aller seiner Verdienste zu kämpfen hatte. Von einem Hartlib nahe berührenden Ereigniß anderer Art enthält die erste Nachricht ein Brief Robert Boyle's vom September 1653 an einen ebenfalls in London ansässigen Deutschen, der uns bei dieser Gelegenheit zum ersten mal sichtbar wird.

Der Name dieses Deutschen war Clodius (Friedrich Clodius [1]), und seinem Beruf nach war er Arzt und Chemiker. Woher er stammte, wann und unter welchen Verhältnissen er nach England kam, liegt im Dunkel; aber wie die meisten damals in England lebenden Deutschen machte er die Bekanntschaft Hartlib's, und im Spätsommer des Jahres 1653 verheirathete er sich mit einer von Hartlib's Töchtern. Das ist es, was wir aus Boyle's Briefe erfahren.[2]

Die nächsten erhaltenen Briefe Hartlib's an Boyle aus dem Jahre 1654 gewähren uns einen ersten deutlichen Einblick in Hartlib's Häuslichkeit. Wann er sein Haus in Duke's Place in der City von London verließ, ist durch kein bestimmtes Datum festzustellen; wahrscheinlich aber wol bald nach seiner Ernennung als „Agent für die Beförderung der Bildung und des Gemeinwohles". Sicher ist, daß er schon 1651 in dem den Regierungsgebäuden und den Parlamentshäusern nahen westlichen Theile der Hauptstadt, in Charing-Croß, bei Whitehall, wohnte[3]; und

[1] Mit diesem Vornamen fand ich ihn in einem Briefe Hartlib's an Evelyn vom 24. September 1659 in den „Evelyn Manuscripts" im Britischen Museum. Sonst wird er gewöhnlich Clodius, Dr. Clodius, auch Dr. Clod genannt. Evelyn erwähnt ihn in einem Briefe vom Jahre 1703 („Diary and correspondence", III, 391) auch als Claudius.

[2] Der Brief ist abgedruckt in „Boyle's Works", VI, 35 fg.

[3] Ein Brief Hartlib's an Sir Richard Weston in der zweiten

Digitized by Google

in seinem dortigen Hause nahm er, wie es scheint, auch seinen Schwiegersohn Clodius auf. Er beschreibt diesen als eifrig beschäftigt in seinem Laboratorium, wozu er sich die Hinterküche in Hartlib's Hause eingerichtet, und rühmt „die seltsamen Tugenden und Wirkungen" des von Clodius zubereiteten Laudanums, dessen Gebrauch Hartlib's Frau in kürzester Zeit von den Schmerzen einer gefährlichen Krankheit befreit habe.

In einem spätern Briefe an Boyle (vom 8. Mai 1654) spricht Hartlib viel über Verbesserungen im Landbau und Gartenbau und ersucht seinen Correspondenten, der eben in Irland mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigt war, dringend, alle möglichen Thatsachen über die Naturgeschichte Irlands zu sammeln, da es an einem guten Buche über diesen wichtigen Gegenstand noch fehle. In einem Briefe vom 15. Mai 1654 findet sich die interessante Notiz: daß ein Rath des Kurfürsten von Brandenburg sich bei Hartlib aufhalte, der, seiner eigenen Erklärung zufolge, auf kurze Zeit nach England gekommen sei „um Hartlib's willen". Hartlib äußert seine Besorgniß, daß es ihm wol kaum gelingen werde, diesen Gast in London festzuhalten bis zu Boyle's Rückkehr; er habe ihn jedoch bei Boyle's Schwester (Lady Ranelagh) eingeführt, die ihrem Bruder wol einen solchen Bericht über ihn geben werde, wie er verdiene. Gern erführe man etwas mehr über diesen deutschen Besucher, aber wieder unterbricht eine Lücke von mehrern Jahren an dieser Stelle die Sammlung von Hartlib's Briefen an Boyle.

Erst vom November des Jahres 1655 an wird diese Lücke theilweise ausgefüllt durch eine andere in größerm Umfange erhaltene Briefsammlung, die Correspondenz Hartlib's mit Dr. Worthington, Vicekanzler der Universität Cambridge. Dieselbe hat einen Charakter für sich, theils durch ihre häufigern Beziehungen auf die religiösen Zustände des Festlandes, theils dadurch, daß sie, in höherm Maße als der Briefwechsel mit

---

Auflage des „Discourse of husbandry" ist datirt „From my house at Charing-Cross, over against Angel-Court, the 2nd of May 1651".

Digitized by Google

Boyle, erfüllt ist von wesentlich gelehrten Interessen, und noch merkwürdigere Beweise liefert für den erstaunlich ausgedehnten Verkehr Hartlib's mit Gelehrten des Auslandes, für seinen weiten Ueberblick über alle wichtigen Erscheinungen des europäischen Büchermarkts und für den Eifer, womit er unermüdlich bereit war, gelehrte Erkundigungen einzuziehen, Erfahrungen auszutauschen und die Sendung von Briefen und Drucksachen zu vermitteln. Gleich die beiden ersten, aus dem Jahre 1655 erhaltenen Briefe Hartlib's an Worthington gestatten interessante Einblicke in dieses Gebiet seiner Thätigkeit. Leider jedoch sind sie durch eine große Lücke von fast vier Jahren von dem nächstfolgenden Briefe getrennt. Um so willkommener erscheinen unter diesen Umständen einige andere unmittelbar an jene Briefe sich anschließende Documente der Zwischenzeit. Zunächst eine Stelle bei Evelyn, der unter dem Datum des 27. November 1655 in seinem Tagebuche bemerkt[1]: „Ich machte einen Besuch bei dem trefflichen und gelehrten Hartlib, einem auf das öffentliche Wohl bedachten erfindungsreichen Manne, der viele nützliche Unternehmungen und Künste befördert hat. Er erzählte mir von den Schlössern, die man in Deutschland (denn er war ein Deutscher[2], wie ich mich erinnere) als Zierath auf die Oefen setzt. Diese Schlösser sind auf den Zinnen mit kleinen silbernen Kanonen versehen, die mit etwas Pulver geladen werden und aus denen man treffliche Essenzen in die Zimmer abfeuert, wo deren Rauch sich verbreitet. Und in der That ist das sehr nöthig, denn ihre Oefen sind garstig genug. Er erzählte mir auch von einer Tinte, mit der man ein Dutzend vollkommen klare Abdrücke machen kann, indem man feuchte Papierbogen darauf drückt, und von einer Veranstaltung, mittels deren man irgendetwas Gedrucktes abnehmen kann, ohne das Original irgendwie zu beschädigen. Dieser Herr war im Besitz zahlloser Merkwürdigkeiten und sehr mittheilsam."

An dies kleine Evelyn'sche Cabinetsstück schließt sich ein Brief

[1] „Diary and correspondence of John Evelyn" (London 1852), I, 321.

[2] Evelyn sagt „ein Litauer", vermuthlich in der Ansicht, daß Litauen eine deutsche Provinz sei.

Digitized by Google

Hartlib's an Boyle vom 25. März 1656. In dem reichhaltigen Budget von Neuigkeiten, das derselbe nach Hartlib's Weise auskramt, fällt dem deutschen Leser zunächst eine charakteristische Stelle über den deutschen Arzt und Alchemisten Glauber auf. „Morian" (ein holländischer Arzt, der als Assistent von Clodius erscheint), so erzählt Hartlib, „hat mir über Glauber geschrieben, daß dieser einen sehr gefährlichen Fall aus dem Wagen gehabt habe, viel Blut speie, und daß man, wenn das Fieber zunehme, für sein Leben fürchte. Aber ich hoffe zu Gott, daß er noch erhalten bleiben möge, um den Natur- und Kunstbeflissenen viele gute Winke zu geben." Hartlib's Wunsch wurde bekanntlich erfüllt, denn Glauber starb nicht, sondern entdeckte noch zwei Jahre später (1658) das Salz, das seinen Namen besonders im Gedächtniß der Nachwelt erhalten hat. Ferner ersucht Hartlib seinen Freund Boyle, der damals in Oxford wohnte, um die Besorgung eines Briefes an Ralph Austin, einen Grundbesitzer in Oxfordshire, der sich um die Garten- und Obstcultur seiner Zeit große Verdienste erwarb, „A treatise on fruit-trees" veröffentlichte und Hartlib damals gebeten zu haben scheint, sich höhern Orts um die Förderung einer Sache zu verwenden, für die er selbst schon früher in der Schrift „A design for plenty, by an universal planting of fruit-trees" öffentlich aufgetreten war. „Sir Richard Napier", sagt Hartlib, „kann bezeugen, wie ich an zwei verschiedenen Tagen gewartet habe, um mit dem Lord-Protector zu sprechen, aber es nicht konnte. Diese gute fleißige Seele" (nämlich Austin) „wird nicht an unsere Trägheit und Unwilligkeit, England mit Obstbäumen anzufüllen, glauben. Sagen Sie ihm das gefälligst und daß Mr. Batchelor von Eaton und Mr. Langley von Pauls versprochen haben, unsere Bemühungen mit all ihrem Einfluß zu unterstützen. Wenn Sie zurückkommen, müssen Sie auch jedenfalls die Pflanzungen des Obersten Blunt in Kent besuchen, die Ihnen viele Freude machen werden." Dann fährt er fort: „Ich werde an Brereton[1] wegen des Birkenwassers schreiben; denn ich erinnere

[1] Einen gemeinsamen Freund, später Lord Brereton, bekannt als

Digitized by Google

mich daran, daß er mir voriges Jahr sagte, er könne eine große Menge davon in Cheshire bekommen. Bei meinem großen Krankheitsanfall gebrauchte ich es viel, hatte aber keinen Nutzen davon. Herr Schlezer läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Er bittet mich, Ihnen zu melden, daß er einen vortrefflichen Nierenstein für Sie hat, der Ihnen zu Diensten steht, wenn es Ihnen gefallen wird, danach zu fragen." Der hier erwähnte „große Krankheitsanfall" war vermuthlich das erste Symptom langer Leiden, welche Hartlib's letzte Lebensjahre trübten und von denen in seinen spätern Correspondenzen häufig die Rede ist. Schlezer war ein deutscher Mathematiker aus Hamburg, der, wie andere seiner Zunft, nach London gekommen war, um in England sein Glück zu versuchen, und damals bei Hartlib wohnte.[1] Zum Schlusse erwähnt Hartlib endlich, daß vor kurzem ein sehr genauer und vollständiger Katalog aller in Cambridge befindlichen Manuscripte angefertigt worden, und spricht den Wunsch aus, derselbe möge gedruckt werden, da er ohne Zweifel vieles enthalte, was in Bezug auf Chemie, Physik, Medicin und Mechanik von Interesse sei.

Die bloße Erwähnung der Hauptpunkte dieses Briefes eröffnet einen merkwürdigen Einblick in die Seele des rastlos thätigen Mannes, der ihn schrieb, und von ähnlicher Art sind alle seine folgenden Briefe an Robert Boyle. Der nächste, vom 30. Juni 1657, ergeht sich besonders in landwirthschaftlichen Fragen und Vorschlägen. In dem folgenden Briefe, vom 4. August 1657, hören wir, daß Hartlib am Stein leide, und das war in Wahrheit das Uebel, das ihn von nun an quälte und für das er nicht müde wurde, allerorten nach Heilmitteln zu suchen. Am 3. September 1657 theilt er neue Einzelheiten darüber mit. Außerdem ergibt sich aus diesem Briefe die Thatsache, daß Hartlib's ältester Sohn, Samuel, um jene Zeit beim

---

Naturforscher und eins der ersten Mitglieder der Königlichen Gesellschaft.

[1] Vgl. James Crossley, „Diary and correspondence of Dr. Worthington", I, 66.

Digitized by Google

Staatsrath angestellt war. Am 2. Februar 1658 klagt Hartlib über seine zunehmenden Leiden. Nähere Aufschüsse über eine plötzliche Verschlimmerung seiner Krankheit enthält ein Brief vom 14. Januar 1658 an einen andern Correspondenten: Dr. Pell, Cromwell's Gesandten in der Schweiz.[1] „Während der letzten drei oder vier Tage", bemerkt Hartlib dort, „wurde ich seltsamlich gequält durch die Steinhämorrhoiden und vorige Nacht hatte die Entzündung einen so hohen Grad erreicht, daß ich schon von der Welt Abschied genommen hatte; aber heute befinde ich mich besser." Mit Pell hatte er bereits in frühern Jahren freundschaftlich verkehrt, und während Pell's Abwesenheit in diplomatischen Geschäften scheint er nicht blos eifrig mit diesem correspondirt, sondern gelegentlich auch die Correspondenz zwischen Pell und dem Staatssecretär Thurloe vermittelt zu haben. Schon im Januar 1654 drückt Thurloe in einer Depesche an Pell die Besorgniß aus, daß Briefe Pell's an ihn unterwegs, in Köln, durch die Agenten der Stuarts unterschlagen sein möchten, weshalb er Pell räth, in Zukunft seine Briefe unter einem Couvert an Hartlib zu schicken; und Andeutungen, daß dies geschehen sei, finden sich in dem weitern Verlauf des Depeschenwechsels mehrfach wiederholt. Hartlib's eigene Briefe an Pell unterscheiden sich von denen, die er an Boyle und Worthington richtete, durch den häufigern Hinweis auf politische Vorkommnisse. Auch an Pell hat er manches über die „utopischen" Gegenstände mitzutheilen, wie Boyle sie nannte, von welchen seine ganze Correspondenz voll ist; aber er verliert dabei den diplomatischen Charakter seines Freundes nicht aus den Augen, und was er nach dieser Seite berichtet, macht den Eindruck, daß er dem Mittelpunkt der Ereignisse in London nahe stand und über alle wichtigen Begebenheiten aus guter Quelle informirt war. Daß Hartlib selbst seit Jahren auswärtige Correspondenzen und Nachrichten für den Staats-

[1] Hartlib's Briefe an Pell, welche die Jahre 1655—58 umfassen, sind abgedruckt im zweiten Bande von Robert Vaughan's „Protectorate of Oliver Cromwell" (London 1839).

Digitized by Google

rath besorgte, erhellt aus den früher angeführten Notizen des „Calendar of State Papers" — mehrere Auszüge aus Briefen seiner auswärtigen Correspondenten haben sich auch in der Sammlung von Thurloe's Papieren erhalten[1], und wenn er nicht fest und formell angestellt war, so wirkte er jedenfalls unter officieller Aufmunterung als freiwilliger Mitarbeiter im öffentlichen Interesse. Offenbar ging er als bekannter Mann in Whitehall ein und aus, verkehrte mit den Mitgliedern des Staatsrathes, hatte gelegentlich bei Cromwell Zutritt und versäumte auch wol kaum, so oft die Veranlassung sich bot, mit seinem alten Freunde Milton, der als lateinischer Secretär bei dem Staatsrath fungirte, seine Ansichten über die Weltlage auszutauschen. Von besonderm Interesse sind mehrere der politischen Mittheilungen Hartlib's an Pell aus dem Jahre 1658, dem letzten des Protectorats Oliver Cromwell's. So schrieb er jenem Freunde am 11. Februar 1658 mit Bezug auf die kurz zuvor stattgehabte Auflösung des Parlaments: diese sei unbedingt nothwendig gewesen, um dem Ausbruch einer gefährlichen Verschwörung der Royalisten und der Presbyterianer vorzubeugen, die, hätte man nur noch wenige Tage länger gewartet, Stadt und Land mit Blut getränkt haben würde. Die ebenso entschlossene als plötzliche Auflösung des Parlaments habe das Unglück verhütet. „Ob wir", fährt er fort, „in kurzem ein neues Parlament haben werden, oder vorläufig nur einen großen Rath der Optimaten, wissen wir nicht. Alle Offiziere der Armee warteten am vorigen Sonnabend Seiner Hoheit in der Bankethalle auf, wo sie mit einer zweistündigen Rede unterhalten wurden, deren Wirkung war, daß sie von neuem beschlossen, mit dem Lord-Protector zu stehen und zu fallen, zu leben und zu sterben. Anliegend erhalten Sie die beiden letzten Reden Seiner Hoheit, wie sie in seiner unmittelbaren Nähe (at his elbow) aufgezeichnet wurden. In der letzten

[1] „Collection of the State Papers of John Thurloe" (London 1742). Band II, S. 140 fg. enthält zwei „Letters of Intelligence sent to Samuel Hartlib" aus Paris, vom März 1654; Band IV, S. 66, „Extracts of Letters written to Hartlib".

Digitized by Google

finden sich allerlei Ungenauigkeiten, aber sehr wenige Leute besitzen schon überhaupt eine Abschrift davon." Diese Mittheilungen zeigen Hartlib recht im Centrum der Ereignisse. Vielleicht war er bei jener Rede Cromwell's zugegen, jedenfalls wußte er sich schnell einen Bericht davon zu verschaffen. In einem Briefe vom 18. Februar desselben Jahres erwähnt er die neuesten Nachrichten über den schwedisch-dänischen Krieg und fügt hinzu, daß diese, so auffallend sie seien, „in Whitehall geglaubt würden". Am 15. April bestellt er Empfehlungen Haak's an Pell und benachrichtigt diesen: der Staatssecretär habe versprochen, daß in kurzem ein beträchtlicher Theil seines Gehaltes solle ausgezahlt werden. Ein Brief vom 22. April vermischt auf eigenthümliche Weise die „utopischen" mit den politischen Gegenständen. „Ihr natürliches Wetterglas (ich meine, Ihre wetterkundige Kröte)", schreibt Hartlib an Pell, „ist sehr merkwürdig, aber etwas kurz und möchte ausführlicher erklärt werden. Zunächst, was jene Farben und Verschiedenheiten des Aussehens waren. Sodann, was für Veränderungen sie andeuteten, ob Regen, Windsturm, Wechsel von Hitze und Kälte — alle diese, oder nur einige davon. Gewähren Sie mir, bitte, eine Antwort auf diese Fragen, wenn Sie können. Wir unsererseits werden noch belästigt durch die alten königlichen politischen Kröten" (die vor kurzem entdeckte royalistisch-presbyterianische Verschwörung gegen Cromwell) — „aber das Unternehmen war nicht so kräftig und allgemein betrieben worden, als es wiederum durch die seltsamsten und auffallendsten Fügungen kräftig und allgemein entdeckt worden ist." Zu Anfang Mai kehrt Hartlib zu demselben Gegenstande zurück. „Die Zusammenberufung eines Parlaments", schreibt er, „ist thatsächlich beschlossen, aber noch nicht die Zeit; doch sagte Mylord Protector unlängst, daß es in ganz kurzem sein werde . . . Einige Advocaten haben einen Fehler in der Acte für die Bildung eines hohen Gerichtshofes entdeckt, vor welchem der Proceß gegen die Verschwörer geführt werden soll. Mylord Protectors Advocat hat sie jedoch ihres Misverständnisses überwiesen. Die ganze Geschichte der schauderhaften Verschwörung wird, wie ich glaube, in den beifolgenden Papieren

Digitized by Google

hinreichend dargestellt. Ich hoffe, auf Grund ihrer Nichtswürdigkeit, daß dies der ultimus crepitus diaboli sein wird."

Allerdings war es die letzte Verschwörung gegen Cromwell gewesen, und auch das mehrere Monate vorher aufgelöste Parlament war das letzte seines Protectorats. Während der nächsten Zeit wurde der Proceß gegen die Verschwörer geführt; nicht lange nachher begann die Krankheit, welche Cromwell's Leben ein Ende machte. Auch Hartlib wurde während der eben erwähnten Vorgänge durch heftige Anfälle seines Leidens gequält. Er erwähnt diese öfter in den Briefen an Pell. In einem Briefe an Boyle vom 27. April 1658 bemerkt er: „Ich kann in Wahrheit auch in äußerm Sinne sagen: ich sterbe täglich. Während der letzten drei Tage bin ich jede Nacht dem Tode nahe gewesen — so über die maßen heftig waren meine Schmerzen." Hartlib's Leiden zu vermehren, war um dieselbe Zeit auch seine Frau gefährlich krank. „Diese Nacht", schreibt er an Boyle, „schrie meine arme Frau ebenso laut darauf los als ich selbst." Aus einer andern Bemerkung desselben Briefes scheint hervorzugehen, daß sein Sohn damals verheirathet war, oder jedenfalls für sich wohnte; denn er erwähnt: ein für ihn, den Vater, bestimmter Brief sei aus Versehen abgegeben in dem Hause des gleichnamigen Samuel Hartlib des Jüngern.

Aber so trübe die Nachrichten dieses Briefes klingen, so war Hartlib's Ende doch nicht so nahe, als er vielleicht selbst meinte. Es waren ihm noch vier Lebensjahre beschieden und im Verlaufe derselben, neben vielen Leiden und traurigen Erfahrungen, die unermüdete Fortdauer des alten im Dienste des Gemeinwohles wirkenden Geistes, den weder Krankheit noch Unglück im Stande waren zu ermatten. Sein nächster Brief an Boyle (vom 1. Juni 1658) zeigt ihn uns von neuem thätig in einer Sache, die ihm nie aus dem Sinne kam. Er hatte sich in seinen landwirthschaftlichen Schriften dem praktischen Geiste des Zeitalters anbequemt, aber sein Hauptziel war und blieb immer die Förderung allgemeiner Bildung, als der dauernden Grundbedingung eines menschenwürdigen Daseins. Daß die von dem Parlament ihm übertragene Agentur, sofern sie die Hoffnung

Digitized by Google

auf Staatshülfe in Aussicht stellte, ein bloßer Name geblieben war, konnte er nie verschmerzen, und gewiß ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, die praktischen Consequenzen jenes Amtes zur Geltung zu bringen. Unter den hinterlassenen Papieren seines Freundes Dr. Worthington findet sich das Manuscript eines Aufrufs von Hartlib und Durie zur Begründung einer „Agentur der Bildung" durch freiwillige Beiträge.[1] Der Aufruf ist ohne Datum, aber der Inhalt des letzterwähnten Briefes an Boyle (vom 1. Juni 1658) macht es wahrscheinlich, daß er dieser Zeit angehört. Offenbar raffte Hartlib damals wieder alle Kräfte zu einem neuen Versuche des so oft Versuchten zusammen. „Mein Sohn Hartlib", schreibt er an Boyle, „hat mit dem Staatssecretär (Thurloe) eine große Conferenz über die Sache der öffentlichen Bildung gehabt, und da er fand, daß eine Menge argwöhnischer frivoler Behauptungen ihm entgegengesetzt wurde, hat er die Gerechtigkeit der Sache entschieden vertreten und ist nicht gewillt davon abzulassen, bis der Staatssecretär zu bessern Entschließungen überredet ist. In dieser Absicht hat er ihn an Mr. Jessop verwiesen, einen sehr großen und wahrhaften Freund jenes Planes, damit er von diesem über seine angeblichen Scrupel zufrieden gestellt werde, obgleich mein Sohn die Schwäche derselben (um das Beste davon zu sagen) deutlich genug durchschaut. Gestern hat der Staatssecretär eine Besprechung mit Lord Fleetwood darüber gehabt, doch wird dieser gegen seine schlauen Spitzfindigkeiten nicht aufkommen können." In der That geschahen auch jetzt keine Schritte, Hartlib's Bemühungen von Staats wegen zu fördern. Erst mehrere Monate später begegnen wir unter besondern Umständen erneuten Ausdrücken einer auf dies Ziel gerichteten Hoffnung.

Das Protectorat Oliver Cromwell's neigte sich seinem Ende zu, und es ist interessant, in dem eben citirten Briefe an Boyle von einem Zwischenfall zu lesen, der dies Ende fast noch früher herbeigeführt hätte. „Sie haben wol", schreibt Hartlib, „über das

[1] Nr. 6127 in den „Additional Manuscripts" im Britischen Museum.

Digitized by Google

Vomſtapellaufen des Kriegsſchiffes Richard in der vorigen Woche gehört. Leicht hätte ſich ein ſehr betrübender Vorfall dabei ereignen können. Denn die Pferde vor dem Wagen Mylord Richard's" (d. h. Richard Cromwell's) „wurden wild, liefen da von und der Wagen brach in Stücke. Mylord Protector ſaß, wie ich höre, mit Major Beake und Mr. Pierpoint darin; aber gottlob wurde niemand verletzt, außer Major Beake, der mehrere Wunden empfing. Ich bin überzeugt, daß die guten Engel Mylord Protector unter ihren beſondern Schutz nahmen."[1] Zwei demnächſt folgende Briefe enthalten noch beſſere Nachrichten. Sie ſind voll von Freudenbezeigungen über das letzte wichtige Ereigniß in Cromwell's Regierung: den Sieg über die ſpaniſche Armee, die, bei einem Verſuch die Belagerung Dünkirchens durch die Engländer aufzuheben, entſcheidend geſchlagen wurde. „Die Zeitungen", ſchreibt Hartlib 10. Juni 1658 an Pell, „werden von dem großen Siege erzählen, den wir über die zum Entſatz von Dünkirchen heranrückende ſpaniſche Armee gewonnen haben. Ich weiß aber nicht, ob ſie erwähnen werden, daß am vorigen Freitag Mylord Protector und der Staatsrath ein Privatfaſten hielten, als ſie hörten, daß die ſpaniſche Armee

[1] Etwas anders erzählt Hartlib dieſen Vorfall in einem Briefe an Pell, vom 3. Juni 1658. Hiernach wurde nur Richard Cromwell verletzt. Im Zuſammenhange damit iſt auch eine Bemerkung über den Gebrauch von Wagen zum Reiſen von Intereſſe. „Die Reiſewagen", ſagt Hartlib, „kommen jetzt bei uns mehr und mehr in Anwendung. Sie wurden zuerſt erfunden von Oberſt Blunt in Kent. Sie fahren mit einem oder zwei Pferden, und ſind ſo leicht, daß ſie, wenn die Pferde nur gut ſind, zwei oder mehrere Perſonen bequem 50—60 Meilen täglich befördern können." — Eine andere Stelle deſſelben Briefes verdient Erwähnung, weil ſie Hartlib gleichſam in ſeinem Bureau zeigt, oder doch die Thatſache feſtſtellt, daß bei der Beſorgung ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz Schreiber ihm behülflich waren. „Meine Schreiber" (my writers, d. h. wahrſcheinlich mehr Abſchreiber als Secretäre), ſagt er, „ſind krank geweſen und einer derſelben geht fort, in den Dienſt des Monſieur de G. in Truniker; ſonſt würde ich angefangen haben, Ihnen die Fortſetzung eines brieflichen Diſcurſes über die weinartigen Säfte des Apfel- und Birnweins zu überſenden."

Digitized by Google

vorrücke, um die besagte Belagerung aufzuheben; und am Sonntag Morgen erlangten sie die Erhörung und Frucht ihrer Gebete in jenem großen Erfolg." Auch ein etwas späterer Brief Hartlib's an Boyle hallt wider von der Siegesfreude über Dünkirchen. Brereton, Durie und Haak, so berichtet Hartlib, seien zu ihm gekommen, um die große Begebenheit „stundenlang zu erzählen, zu erörtern und zu wiederholen". Zwei Monate später, 3. September 1658, starb Cromwell, und am 14. desselben Monats schreibt Hartlib an Boyle, obgleich noch leidend von heftigen Schmerzen, die ihn jüngst „auf sein Bett geworfen hätten wie in ein Grab", über die Hoffnungen, die er auf Richard Cromwell setze; denn er glaube, dieser werde der Bildung und der Wissenschaft günstiger sein als sein verstorbener Vater, „sonst sehr glorreichen Angedenkens". Dieselbe Hoffnung wiederholt er in einem Briefe an Boyle vom 16. December 1658. Es freue ihn, bemerkt er, daß auch Boyle der Ansicht sei, Richard Cromwell werde die öffentliche Bildung fördern. Vor kurzem habe er (Hartlib) Briefe aus Deutschland gehabt, über die Art, wie der Staat dort für die Erziehung sorge, und jetzt werde er seinen Correspondenten anstacheln, daß er eine Abhandlung darüber ausarbeite. Vielleicht, so fährt er fort, sei Dr Wilkins (eins der oben erwähnten Mitglieder des Philosophischen Collegiums und damals Vorsteher von Wadham-College in Oxford) mit ihm bekannt, und vielleicht dürfe man hoffen, daß dieser, der zu Seiner Hoheit in so nahen Beziehungen stehe (Wilkins hatte eine Schwester Oliver Cromwell's geheirathet, war also verschwägert mit dem neuen Lord-Protector), zum Präsidenten des in Aussicht stehenden obersten Erziehungsraths werde ernannt werden. Auch andere Männer rührten sich auf diesem Gebiete. So habe Durie ihm neulich gesagt, daß Kapitän Shaue (ein philanthropischer Grundbesitzer) nächstens mit ihm und Petty in Hartlib's neuem Hause eine Zusammenkunft zu halten gedenke, um die nöthigen Schritte zur Förderung der Erziehung in Irland zu verabreden, wo die neuen Ansiedler durch Parlamentsacte zur Bewilligung einer Summe von 10000 Pfd. St. für Schul- und Erziehungszwecke verpflichtet

Digitized by Google

seien. Alle diese Andeutungen sprechen für sich selbst. Sie zeigen uns den unermüdlichen Mann, wie er, angefeuert durch die Hoffnungen, welche der stattgehabte Regierungswechsel in ihm erregte, trotz aller Enttäuschungen von neuem mit leidenschaftlichem Eifer dem einmal gesteckten Ziele entgegenstrebt.

Aber wenn auch Richard Cromwell das volle Vertrauen verdient hätte, dessen Hartlib ihn würdigte, seine Regierung war zu kurz und unruhig, zu früh von verhängnißvollen politischen Stürmen bedroht, als daß eine so große Maßregel wie die Begründung des Erziehungswesens auf einer neuen nationalen Basis von ihm mit Aussicht auf Erfolg hätte unternommen werden können. Soviel wir wissen, wurde an ein solches Unternehmen nicht einmal gedacht, und unter dem gebieterischen Einfluß der Verhältnisse nahm auch Hartlib's Thätigkeit (denn unthätig konnte er einmal nicht sein) allmählich wieder eine andere Wendung. Von welcher Art diese war, erhellt aus seinen gleichzeitigen Briefen an Boyle und an Worthington, die vom April 1659 bis zu Ende dieses Jahres sich gegenseitig ergänzend, ungewöhnlich genaue und reichhaltige Details über seine Lebensumstände darbieten. Zu Anfang April hören wir in einem Briefe an Worthington, daß Mr. Wren (der spätere Sir Christopher Wren, Erbauer der Paulskirche) ihm einen Besuch gemacht und ihm versprochen habe, in seinen Vorlesungen im Gresham-College die Teleskopie zum Gegenstand besonderer Erörterungen zu machen, von denen Hartlib hofft, Abschriften zu erhalten, die er dann, nachdem er selbst sie gelesen, an Wothington überrsenden will. Ein gleichzeitiger Brief an Boyle erwähnt eine andere bis dahin nicht in Hartlib's Kreise aufgetauchte Persönlichkeit, den Deutschen Dr. Küffler, der ein Geheimniß besitzt, wie man sandiges und sonst unfruchtbares Land fruchtbar machen könne. Aber ehe er dies Geheimniß mittheilt, verlangt er Kapital und Geschäftstheilhaber. „Er erklärt", so fügt Hartlib hinzu, „mit der größten Entschiedenheit, daß viele Tausende dabei zu verdienen seien." Etwas später (16. April) erfahren wir, daß Hartlib's Sohn auf Befehl des Parlaments London verlassen habe, mit dem Auftrage, Lord Craven nach England zu bringen,

Digitized by Google

wo dieſem auf ſechs Monate ein ſicherer Aufenthalt verſprochen worden.[1] Aus der langen Abweſenheit ſeines Sohnes ſchließt Hartlib mit Beſorgniß, derſelbe möge in die Niederlande hinübergegangen ſein, was ihm gegenwärtig keine geringe Unruhe verurſache. — „Die Offiziere der Arme", ſetzt er hinzu, „halten noch ihre Verſammlungen und wollen ſich nicht controliren laſſen." Es waren das dieſelben Verſammlungen, welche als Vorſpiel der herannahenden Kataſtrophe des Protectorats, der Abdankung Richard Cromwell's, vorhergingen. Einige Tage darauf (19. April) meldet Hartlib an Boyle, ſein Sohn ſei mit Lord Craven aus Holland zurückgekehrt. Dr. Küffler, der Mann der Erfindungen und Geheimniſſe, ſo hören wir zugleich, habe, diesmal etwas mittheilſamer als früher, Hartlib die Entdeckung des Geheimniſſes ſeines „himmliſchen Elixirs" verſprochen. Boyle ſelbſt bittet er unter anderm um die Mittheilung aller ihm bekannten Stellen in alten und neuern Schriftſtellern über das Ausbrüten von Eiern. In Bezug auf die politiſche Kriſe wird berichtet: man habe am vorigen Sonntag während der Predigt Seine Hoheit weinen ſehen, was das Vergießen vieler Thränen verurſacht habe; geſtern jedoch habe man bemerkt, daß Seine Hoheit wieder ſehr heiter und vergnügt geweſen. In dem nächſten Briefe (10. Mai) taucht Hartlib's Schwiegerſohn Clodius von neuem auf. „Ich beſitze", ſchreibt Hartlib, „die beiden deutſchen Tractate nicht, mit deren Ueberſetzung der junge Clodius beſchäftigt iſt, ſodaß ich über ihren genauen Inhalt nicht reden kann. Nur im allgemeinen kann ich Ihnen mittheilen, daß ſie die ganze Arbeit der Philoſophie mit ſo großer Verſtändlichkeit und Offenheit darſtellen, daß wenige andere Bücher derſelben Art ſich mit ihnen vergleichen laſſen. Der Verfaſſer, ſo viel iſt gewiß, hatte den Stein der Weiſen."

---

[1] Der hier erwähnte Lord Craven war ein hervorragender Parteigänger Karl's I. und Karl's II. Unter der Republik verbannt, wurde er nach der Reſtauration in den Grafenſtand erhoben. Wie es heißt, war er in heimlicher Ehe vermählt mit Eliſabeth, der Witwe Friedrich's V. von der Pfalz, des „Winterkönigs" von Böhmen.

Digitized by Google

Inzwischen rückte die politische Katastrophe näher und näher heran, und statt der Erfüllung großer gemeinnütziger Reformen, die er von dem Beginn der kurzen Regierung Richard Cromwell's gehofft hatte, sollte das rasch hereinbrechende Ende derselben für Hartlib mit ernsten persönlichen Verlusten verknüpft sein. „Ich kann", schreibt er 17. Mai 1659 an Boyle, „keine Gewißheit erlangen über eine neue Nachricht, die mit großer Zuversicht verbreitet wird, daß nämlich der Lordlieutenant von Irland" (Henry Cromwell) „zur Vertheidigung Seiner Hoheit ins Feld gezogen sei; er ist, wie man sagt, bereit, in die Auflösung des Parlaments zu willigen, aber keineswegs in die Auflösung des Protectorats. Kurz, es herrscht unter uns eine allgemeine Bestürzung, derengleichen ich, wie ich gestehen muß, nie vorher erlebt habe. Ich muß Ihnen von Herzen danken für Ihre eben anlangende Geldsumme, die ich, statt für andere gute Zwecke, mich gezwungen sehe für meinen eigenen Nothstand zu benutzen, in den ich durch den gegenwärtigen Umschwung gerathen bin, da meine Pension von 200 Pfd. St., die sich auf Befehle Seiner Hoheit und des Staatsrathes gründet, jetzt völlig annullirt ist. Vergangenen März hätte ich aus der Staatskasse 75 Pfd. St. erhalten sollen, da es aber bis zu dieser Regierungsveränderung verzögert wurde, ist keine Hoffnung vorhanden, daß ich auch nur einen Pfennig davon bekomme." — „Die Unruhen", schreibt er einige Tage später (19. Mai) an Boyle, „sind noch nicht beigelegt und die Agitation unter den gemeinen Soldaten ist das Schlimmste von allem. Donnerstag Abend beobachtete man schreckenerregende Zeichen in der Luft, um 10 Uhr einen lodernden Stern mit einem großen Schweif in Gestalt einer Ruthe und nachher ein Schwert, das über Whitehall und nach Westminster zu erschien." Kaum eine Woche nach dem Datum dieses Briefes (25. Mai) unterzeichnete Richard Cromwell seine Abdankung, und es begann jene Militärherrschaft der Generale Lambert und Monk, mit dem Zwischenspiel des Rumpfparlaments, die ein Jahr später (Mai 1660) mit der Rückkehr Karl's II. und der Herstellung der Monarchie endete.

Digitized by Google

Für Hartlib persönlich war, wie gesagt, dieser politische Umschwung von betrübenden Folgen begleitet, denn zu den Leiden der Krankheit gesellte sich von nun an die Sorge um seine tägliche Existenz. Von seinen zahlreichen Freunden blieben manche ihm auch im Unglück treu, aber bittere Erfahrungen des Undanks und der Vergeßlichkeit der Welt wurden ihm nicht erspart, und Misgeschick anderer Art kam hinzu, seine letzten Lebensjahre zu verdüstern. Um so glänzender leuchtet aus diesen Schatten äußerer Schicksale der edle rastlos thätige Geist des Mannes hervor, den keine Noth und kein Leiden bändigen konnten, der um so leidenschaftlicher an seinen Idealen festhielt, je trüber die Wirklichkeit um ihn her dunkelte. Aus seinen Briefen an Dr. Worthington, vom Mai bis zum Juli 1659, sehen wir, daß er zur Zeit der eben angedeuteten Krise seine unendlich ausgebreitete Correspondenz wie gewöhnlich fortsetzte und daß in dem weiten Kreise seiner Interessen kein altes und kein neues Phänomen von Bedeutung seinem Scharfblicke entging. Im Mai 1659 vermittelt er die Uebersendung von Manuscripten Worthington's über Horrock's Beobachtungen des Durchganges der Venus durch die Sonnenscheibe an den Mathematiker Nikolaus Mercator, einen ebenfalls in England ansässigen deutschen Landsmann; im Juni berichtet er über einige Resultate seiner Correspondenz nach Paris und Konstantinopel, wo er über eine Anzahl seltener Bücher Erkundigungen eingezogen hat; im Juli gibt er Details über die Zustände der Mährischen Brüder in Ungarn und Siebenbürgen, die ihm durch Petrus Figulus Jablonsky, Comenius' Schwiegersohn, zugegangen sind, und drückt zugleich seine Freude aus über den eben veröffentlichten Plan zu einem Unternehmen, dessen Gegenstand, wie er sagt, „sehr lockend und wünschenswerth sei". Die Motivirung, bemerkt er, gefalle ihm allerdings besser als der Entwurf selbst, der nicht umfassend genug sei. Kapitän Shane habe tausend Acker Land in Irland dazu versprochen, und Lord Newport werde wahrscheinlich sein College in Northamptonshire zu demselben Zwecke hergeben. Der Plan, vermuthlich eine naturphilosophische Universität, kam nicht zu Stande; aber die

Digitized by Google

Hoffnung, endlich doch noch eine Gesellschaft der Weisesten und Besten, wie dieselbe Bacon und Comenius und ihm selbst so lange vorgeschwebt hatte, als Centralorgan zur Förderung der Bildung und der Menschlichkeit zu begründen, ließ Hartlib trotz aller Enttäuschungen nicht fahren. In der Schrift „Makaria" hatte er einst das Phantasiebild eines glücklichen Staates entworfen; jetzt arbeitete er daran, unter diesem glückverheißenden Namen eine Gesellschaft gleichgesinnter Männer zu vereinigen, die sich ihm bald als pansophisches Collegium in England, bald als Colonie in einem andern Erdtheil darstellte. Die erste Andeutung darüber findet sich in einem Briefe vom 15. November 1659 an Boyle, wo er bei Gelegenheit eines im Manuscript ihm mitgetheilten Werkes seines Freundes John Beale: „A free discovery of the true, lawful, holy and divine expedient for the propagation of the gospel and the establishment of an universal peace all over the world", bemerkt: „Die Wahrheit ist, daß ich beabsichtige, alle solche und ähnliche Werke oder Schriften auf Kosten Makaria's drucken zu lassen, deren Ziel es vor allen Dingen ist, Religion zu verbreiten und die Reformation der ganzen Welt anzustreben. Auch vergeht kaum ein Tag oder eine Stunde des Tages oder der Nacht, ohne daß meine Seele, übervoll wie sie ist von allen möglichen Gegenständen dieser öffentlichen und universalen Art, ausruft:

Phosphore redde diem! Quid gaudia nostra moraris?
Phosphore redde diem!

Und doch bin ich überhäuft von den verschiedenartigsten größern und kleinern Schulden und Verpflichtungen. Ich wage daher vorläufig auch nicht, mich aller der Gelegenheiten und Vortheile zu berauben, die ich noch habe, nach meiner Weise Gutes zu thun. Denn das würde heißen: Devorato bove in caudo deficere. Allein noch eine kleine Weile, und die Befreiung wird kommen."

Um die Zeit, als Hartlib diesen Brief schrieb, wurden, wie aus Notizen in Dr. Worthington's Tagebuch hervorgeht, schon Sammlungen für ihn veranstaltet, und auch während des folgenden Jahres fehlte es nicht an freundschaftlicher Theilnahme

Digitized by Google

und an Versuchen, seine bedrängte Lage durch eine öffentliche Anerkennung der Dienste, die er sich erworben, zu bessern. Doch diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Die Rückstände seiner Pension wurden nicht bezahlt, und die Beschlüsse des ersten restaurirten Parlaments Karl's II., denen zufolge alle während der Republik bewilligten Pensionen und unerledigt gebliebenen Schulden annullirt wurden und keine Anträge in Bezug auf Geldleistungen gemacht werden sollten, ehe die Rückstände der Armee und der Kriegsflotte befriedigt seien, beraubten ihn der letzten Hoffnung, sich dauernd aus der hereinbrechenden Noth zu befreien. Nach einem Briefe Hartlib's vom 22. November 1660 an Lord Herbert, Sohn des berühmten Marquis von Worcester[1], beliefen die Rückstände dieser Pension sich damals auf 700 Pfd. St., eine Summe, die, wie er bemerkt, ihn nicht blos aller seiner Schulden entledigen, sondern ihm ein bequemes Auskommen sichern würde; aber wie die Dinge beschaffen seien, fehle es an Mitteln, sich und zwei Verwandte, eine Tochter und einen Neffen, die ihn in seiner Krankheit pflegten, am Leben zu erhalten. Er müsse daher die Sympathie seiner Freunde für sich in Anspruch nehmen, und nennt besonders zwei einflußreiche Männer, die Grafen von Annesley und von Manchester, auf deren freundschaftliche Gesinnung er zähle und in Gemeinschaft mit welchen, wie er hoffe, Lord Herbert die nöthigen Schritte zu seinen Gunsten thun möge. Lord Annesley hatte, wie aus demselben Briefe hervorgeht, Hartlib nicht lange vorher besucht und Hülfe in Aussicht gestellt; und da er von Karl II. zum Präsidenten des Staatsrathes ernannt wurde, wäre von seiten dieses edeln Lords gewiß zur Beseitigung der Noth des leidenden Freundes keine große Anstrengung erforderlich gewesen. Allein, was auch durch andere gethan werden mochte, von Lord Annesley kam keine Hülfe. Noch im Juni 1661, mehr als ein halbes Jahr nach dem eben angeführten Briefe, schreibt Hartlib an Worthington: er habe gemeint, an Lord Annesley einen besonders guten Freund zu haben. Aber bisjetzt habe er das gerade

[1] In White Kennet's „Register", I, 871.

Digitized by Google

Gegentheil gefunden. In der That war Hartlib kein Mann, dessen Ansprüche sich der Sinnesweise empfehlen konnten, welche unter der restaurirten Monarchie der Stuarts die herrschende wurde. Auch eine Petition ans Parlament, dieselbe, deren Mittheilungen über Hartlib's Wirksamkeit in England oben erwähnt wurden, blieb unberücksichtigt. Traurige Zeiten brachen so in seinem „kranken Alter" über Hartlib herein. Aus der Bemerkung in seinem Briefe an Lord Herbert, „daß es ihm an Mitteln fehle, sich und eine Tochter und einen Neffen, die ihn in seiner Krankheit pflegten, zu erhalten", geht auch hervor, daß seine Frau damals nicht mehr am Leben war. Vermuthlich aber gehörte ihm das neue Haus, das er seit mehrern Jahren in Axe-Yard, in der Nähe der Parlamentshäuser, bewohnte und aus dem er auch jetzt noch seine Briefe datirt; und man darf wol annehmen, daß sein Sohn und andere nahe Verwandte ihn in seiner bedrängten Lage nicht ganz vergaßen. Durch Pepys wissen wir, daß eine seiner Töchter sich am 10. Juli 1660 mit einem wohlhabenden Holländer, Johann Röder, verheirathete.[1] Dieser Schwiegersohn, der damals durch die Gunst des Königs Sir John Roder wurde, mußte, um eine solche Gunst zu erlangen, dem König wichtige Dienste geleistet haben und eine angesehene wohlhabende Person sein. Nichtsdestoweniger blieb Hartlib's Lage eine fortdauernd trübe, kümmerliche. Daran lassen seine Briefe an Worthington keinen Zweifel.

Ebenso unzweifelhaft jedoch ist es, daß alle Leiden unvermögend waren, die Schwungkraft seines Geistes zu lähmen, oder den Glauben an seine Ideale zu zerstören. Auch niederdrückende Erfahrungen, die er um dieselbe Zeit in Bezug auf die Aussichten jener im geheimen heranreifenden Gesellschaft der Guten und der Weisen machen mußte, die er unter dem Namen Makaria zusammenfaßte, beirrten ihn nicht über das endliche unvermeidliche Erreichen der Ziele, welche diese Gesellschaft verfolgte. In einem Briefe an Dr. Worthington vom 15. October 1660

[1] „Diary and correspondence of Samuel Pepys" (London 1848), I, 492.

Digitized by Google

über hierauf bezügliche frühere Andeutungen schreibt er: „Wir pflegten die wünschenswerthe Gesellschaft mit dem Namen Antilia und zuweilen Makaria zu benennen; aber Name und Sache sind so gut wie verschwunden. Ich höre, daß der Graf von Worth, dessen Gebiet nicht weit von Köln liegt, ein Einladungsschreiben an alle Nationen, welcher Religion sie auch angehören mögen, veröffentlicht hat, worin er billiges Land und persönlichen Schutz anbietet, und daß 2000 Mitglieder der siebenbürgischen Gesellschaft oder Brüderschaft schon dorthin gekommen sind. Peter Cornelius von Zürikfee wird sich gleichfalls mit vielen andern dorthin begeben. Herren von Ihrer Bekanntschaft sind stark eingenommen für die Bermudas-Inseln, als den geeignetsten Boden für die trefflichsten Geister, ein wirkliches Makaria zu gründen; 2000 Pfd. St. würden zum Loskauf der gegenwärtig dort angesiedelten Gesellschaft kaufmännischer Abenteurer hinreichen." In einem Briefe vom 10. December 1660 gibt er auf neue Fragen Worthington's weitere Aufschlüsse. „Das Wort Antilia", erklärt er, „gebrauchte ich im Hinblick auf eine frühere Gesellschaft, die, fast zu demselben Zweck, etwas vor dem Ausbruch der böhmischen Kriege wirklich begründet wurde. Es war ein Geheimname jener Gesellschaft, dessen nur die Mitglieder sich bedienten. Sie wurde unterbrochen und zerstört durch die nachfolgenden böhmischen und deutschen Kriege. Hätte ich aber gewußt, daß sie sich als ein großes Nichts erweisen würde, so würde ich nie, wie ich früher zu thun pflegte, diesen Namen der Gesellschaft gegeben haben, von der ich wußte, daß sie wirklich bestand. Die Betrüger der Brüderschaft des Heiligen Kreuzes" (die Rosenkreuzer) „haben sich endloser Verkleidungen und Ausflüchte bedient. Die Internuntien der Antilier sind jedenfalls größerer Sünden schuldig. Aber ich wage nicht, diesen Fehler dem Gewissen der heroischen und aufrichtigen Seele des an mich gesandten Haupt-Internuntius aufzubürden, der wahrhaftig glaubte, daß eine solche Sache existirte, obgleich ich ihn oft tadelte wegen seiner, wie sich jetzt herausstellt, zu großen Leichtgläubigkeit. Wir werden daher in Zukunft Acht haben, daß wir uns nicht durch gleiches Gerede noch einmal täuschen lassen."

Digitized by Google

Aus diesen Briefen erhellt, daß Hartlib mit den seit dem Auftreten Valentin Andreä's entstandenen geheimen Gesellschaften des 17. Jahrhunderts verbunden gewesen war, aber ähnlich wie Andreä selbst, ohne sein gesundes Gefühl, seinen edeln Wahrheitssinn an den Schwärmer- und Schwindelgeist dieser Gesellschaften zu verlieren. Wenn er, wie so viele seiner Zeitgenossen, den alchemistischen Aberglauben jener Epoche bis zu einem gewissen Grade theilte, so konnte doch niemand weiter als er entfernt sein von dem zerfahrenen selbstsüchtigen Abenteurerthum, das in so vielen Fällen mit jenem Aberglauben verknüpft war; vielmehr war und blieb auch auf seinen Irrwegen sein Antrieb und Leitstern stets die Förderung des Gemeinwohls. So hatte er in frühern Jahren auch mit eifriger Theilnahme das Entstehen des „Philosophischen, Unsichtbaren Collegiums" begrüßt, zu dem sein deutscher Freund Theodor Haak die erste Veranlassung gegeben und das seitdem unter immer wachsender Theilnahme der gelehrten Welt fortbestanden hatte. Und als jetzt die Aussicht sich eröffnete, daß diese Gesellschaft durch öffentliche Anerkennung einen dauernden Bestand gewinnen solle, durfte er sich gestehen, daß sie im Grunde dieselben Zwecke verfolge wie die mislungene Antilia. „Ich habe", schrieb er 17. December 1660 an Worthington, „einige andere Papiere erhalten, die mir anvertraut sind und die fast dieselbe Sache befürworten wie die Antilia (denn Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich fortfahre, dies mystische Wort zu gebrauchen), aber, wie ich hoffe, mit besserm Erfolg." Diese Papiere enthielten die Petition der Mitglieder des „Philosophischen Collegiums" an König Karl II., ihrer Gesellschaft einen Freibrief zu ertheilen, den sie in der That nicht lange nachher unter dem Namen der Königlichen Gesellschaft (Royal Society) erlangte.[1] Allerdings erfüllte diese Corporation von Vertretern der Naturwissenschaften nicht das ganze Ideal, welches der menschenfreundlichen Phantasie Hartlib's vorschwebte. Das „mystische Wort" Antilia mag er, trotz der neuen Gesellschaft,

[1] Vgl. James Crossley, I, 246 fg.

Digitized by Google

nicht fahren lassen; die Hoffnung auf die sociale Reform, die mit der Organisation der wissenschaftlichen Forschung Hand in Hand geht, aber nicht mit ihr identisch ist, kann er noch immer nicht aufgeben. Diese Hoffnung, die er von Jugend auf genährt, fuhr in Wahrheit fort, ihm auch bei vorrückendem Alter als Feuersäule voranzuleuchten und seinen dunkler werdenden Lebenspfad zu erhellen. Dennoch verblendete das Gefühl, daß die Königliche Gesellschaft nicht alles leisten könne, was er in Bezug auf die Reformation der Welt hoffte, ihn, den langjährigen Freund vieler ihrer ersten Mitglieder, keinen Augenblick über das, was sie thatsächlich zu leisten berufen war. Und rein und selbstlos, warm und weitherzig, wie er war, hatte er denn auch mitten in seinen vielfachen Bedrängnissen die eine seltene Genugthuung, daß sein Leben von den Einflüssen des Neides, der Misachtung, der Verleumdung unberührt blieb. Mit so verschiedenen Menschen er während seines langen Aufenthalts in England in Berührung trat, alle sind voll von Bewunderung für den Charakter und die Wirksamkeit des merkwürdigen Mannes. Nur einen Augenblick schien es, als sollten die Pfeile der Satire auch ihn erreichen. „Haben Sie", schreibt Hartlib in dem schon angeführten Briefe an Worthington vom 17. December 1660, „ein gewisses anonymes Buch in Quart Namens «Olbia» gesehen? Ich gestehe, es war mir nicht sehr angenehm, als ich dies Buch an meinen Namen gerichtet sah, wie es ist. Man sagt, es spiele auf mich an, als wäre ich ein raffinirter Quäker, oder ein Fanatiker, sodaß ich beinahe entschlossen war, meinem Misvergnügen öffentlichen Ausdruck zu geben; auch ahnte ich nicht, wer der Verfasser besagten Buches sein könne." Der Titel des Werkes lautete: „Olbia. The new island lately discovered, with its religion and rites of worship, laws, customs and government, character and language, with education of their children in their sciences, arts and manufactures; with other things remarkable. By a Christian pilgrim, driven by tempest from Civita Vechia, or some parts about Rome, through the straits into the Atlantic Ocean. The first part. From the original. For Samuel

Digitized by Google

Hartlib, in Axe-Yard Westminster, and John Bartlet of the Guilt-cup near Austins-Gate, London and in Westminster Hall" (London 1660).[1] Auf den erſten Blick ſchien das eine Satire auf Hartlib's „Makaria". Aber er ſelbſt überzeugte ſich bald eines beſſern. „Nachdem ich", ſchreibt er weiter an Worthington, „etwas von dem Buche geleſen, kam ich zu der Anſicht, daß der Verfaſſer niemand anders ſein könne als derſelbe, der vor vielen Jahren die «Masquerade du ciel» veröffentlichte, und wenn das der Fall iſt, kann ich alles ertragen um ſeinetwillen." In der That beſchränkt die Satire von „Olbia", wenn von einer ſolchen überhaupt die Rede iſt, ſich lediglich auf die Worte des Titelblattes, daß das Werk für Hartlib gedruckt ſei. Der Verfaſſer war vermuthlich John Sadler, einer der vielen apokalyptiſchen Propheten der Epoche des Puritanismus, und ſein Werk war kein ſatiriſch gemeintes Phantaſiebild eines idealen Staates, ſondern ein ernſt gemeinter, wennſchon phantaſtiſch-burlesker Verſuch, die Zeitereigniſſe aus dem Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis zu erklären und das Jahr 1666 als das Jahr des Weltendes feſtzuſtellen. Worauf Hartlib's Bemerkung: „er könne um des Verfaſſers willen alles ertragen", ſich bezieht, iſt dunkel. Vielleicht kannte er Sadler als einen ehrlichen, obgleich hirnverbrannten Fanatiker; vielleicht bedauerte er ihn, weil er, der unter der Republik Richter im Kanzleigerichtshofe und Stadtſchreiber von London geweſen war, durch die Reſtauration ſeine Aemter verloren hatte. Merkwürdig iſt es, daß Sadler in dem von ihm vorausgeſagten Jahre des Weltendes, 1666, bei der großen Feuersbrunſt von London mehrere ſeiner Häuſer in London verlor und daß bald darauf auch ſein Landhaus in Shropſhire niederbrannte.[2]

Inzwiſchen waren Hartlib's körperliche Leiden und äußere Bedrängniſſe in beſtändiger Zunahme begriffen. Im December 1660 hören wir, daß Worthington ihn durch eine Sendung

[1] Ein Exemplar von „Olbia" befindet ſich im Britiſchen Muſeum.
[2] Ueber Sadler vgl. James Croßley, I, 252.

Digitized by Google

von 20 Shilling unterstützt. Zu Anfang Januar 1661 schreibt Hartlib an denselben Freund: „Vor fünf oder sechs Tagen hatte ich den Beginn eines Schlaganfalls und befürchte nun täglich einen neuen Anfall. Aber auch der Stein verursacht mir fortwährend schwere Leiden.“ Einige Tage später (11. Januar 1661) schreibt er: „Ich habe Dr. More's treffliches Buch jenseit des Meeres angekündigt; aber früher bestand eine Ankündigung solcher Schätze darin, daß ich wenigstens ein Exemplar des Buches selbst schickte, was mir jetzt unmöglich geworden ist. Ich fühle mich noch sehr schwach, da meine Schmerzen mir nicht erlauben, mich im Freien umherzubewegen.“ Am 23. April bemerkt er in einem Briefe an Worthington, daß Clodius ihn ärztlich behandele. Seine Leiden dauern fort, doch sein Geist schweift lebhaft wie immer auf allen jenen Gebieten geistiger Interessen umher, auf denen er so lange heimisch gewesen war. Wir hören, daß er wieder eifrig correspondirt mit Durie, der, nachdem er seine Stelle als Bibliothekar von Saint-James durch die Restauration verloren, sein altes Bemühen um eine Union der getrennten protestantischen Kirchen in Holland und in Brandenburg von neuem aufgenommen hatte. Ebenso wechselte er noch immer Briefe mit seinem alten Freunde Comenius. Am 28. Mai berichtet er an Worthington von einem ihm zu Ohren gekommenen Geheimniß: daß die Prinzessin Elisabeth (Tochter der Winterkönigin) sich wahrscheinlich vermählen werde mit Lord Craven, und fügt charakteristisch hinzu: „Ich wollte, sie wäre in England, damit sie sich vermählen könnte mit Dr. More's cartesianischen Ideen, woraus eine edle Nachkommenschaft vieler vortrefflicher und fruchtbarer Wahrheiten entspringen würde.“

In einem Briefe vom 28. Juni 1661 kehrt er noch einmal auf bezeichnende Weise zu seinen utopischen Plänen zurück. „Von der Antilischen Gesellschaft“, schreibt er an Worthington, „ist der Rauch verweht, aber das Feuer ist noch nicht ganz erloschen. Vielleicht wird es zur rechten Zeit wieder aufflammen, wenn auch nicht in Europa.“ Nicht ohne Rührung lauscht man in diesen Worten der unauslöschlichen Sehnsucht des alternden, kranken, mit raschem Schritte seinem Grabe zueilenden Mannes

Digitized by Google

nach der Verwirklichung der Ideale, an die keine Enttäuschung ihm den Glauben zerstören konnte. Was in Europa nicht auszuführen war, war vielleicht möglich in Amerika, und dorthin richteten sich seine Blicke, als in das Land der Zukunft. Wir wissen, daß er auch in Amerika Freunde und Correspondenten hatte. So bemerkt er schon in einem Briefe an Boyle vom 15. November 1659: „Ich habe neulich Briefe aus Neuengland erhalten, wohin ich, so Gott will, ein Packet von 10—20 Exemplaren" (eines Buches von Boyle) „schicken werde und ebenso viele nach Jamaica, an meinen besonders guten Freund dort, Dr. Browne, damit man von jenen beiden Orten Exemplare nach andern englischen Ansiedelungen befördert." Und diese vereinzelte Notiz wird auf interessante Weise ergänzt durch die vor kurzem erschienene Correspondenz Hartlib's, Haak's, Oldenburg's und anderer mit John Winthrop, dem englischen Gouverneur des Staates Connecticut.[1] Winthrop selbst, der bei einem Besuch in England Hartlib's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, spricht in einem seiner Briefe von ihm, als von „dem großen Botschafter Europas" (the great intelligencer of Europe)[2], ein Ausdruck, welcher Hartlib's internationale Vermittlerrolle treffend kennzeichnet. Daß Hartlib seine Correspondenz nach Amerika noch damals fortführte, beweist ein aus Axe-Yard, Westminster, datirter Brief an Winthrop vom 3. September 1661[3], der die dauernden freundschaftlichen Beziehungen beider Männer in klares Licht setzt. Es enthält derselbe unter anderm Mittheilungen über die neugegründete Königliche Gesellschaft, für welche Winthrop, ein vielseitig gebildeter Mann, sich um so mehr interessirte, als er unter deren Mitgliedern manche Freunde zählte und erwähnt, daß Hartlib vor einigen Wochen im Namen Brereton's ein astronomisches Werk des letztern über das Systema Saturnium an Winthrop abgeschickt

[1] „Winthrop Correspondence. Edited by R. C. Winthrop, president of the Massachusetts Historical Society" (Boston 1878).

[2] „Winthrop Correspondence", S. 2.

[3] Ebend., S. 12.

Digitized by Google

habe. Hartlib selbst bedankt sich für ein von Winthrop geschicktes Faß Kronsbeeren, das richtig angekommen sei, während er das angemeldete Geschenk von indianischem Korn noch nicht erhalten habe. Weiterhin bemerkt er: „Die beabsichtigte Gesellschaft, von der ich Ihnen schrieb, ist nicht ins Leben getreten, da die Hauptführer Europa derselben in keiner Weise für würdig halten. Sie gedenken, das besagte Unternehmen in einem andern Theile der Welt zu begründen."

Mit solchen Zukunftsträumen, mit seinem ausgebreiteten Briefwechsel und mit Bemühungen um Heilmittel für seine Krankheit füllte Hartlib die Tage zunehmender Leiden aus, die, wie er öfter wiederholt, ihn immer mehr ans Haus fesselten. Wie aber Unglück selten allein kommt, so blieb auch ihm zu seinen vielfachen Trübsalen neues Misgeschick nicht erspart. Am 22. November 1661 schreibt er an Worthington: „Wenn Peträus mich besucht, oder bei irgendeiner andern Gelegenheit, werde ich nicht verfehlen, nachzufragen, ob Josephus in der Presse oder in Leyden ist. Vermuthlich ist man mit Coccejus, Nisselius und Elzevir bekannt; aber meinen Katalog der in Holland gedruckten Bücher nachzusehen steht nicht mehr in meiner Macht, da der elende Mensch, bei dem alle meine Bücher, nebst einer Welt anderer Manuscripte, standen, Zerstörung oder Veruntreuung erlitten hat, sodaß ich noch nicht sagen kann, was übriggeblieben ist, weil die Kataloge selbst verloren oder beiseitegeschafft sind. Es ist dies eins der größten und schmerzhaftesten Misgeschicke, die meinen gequälten und kummervollen Zustand seit vielen Jahren betroffen haben." Man darf wol annehmen, daß der Ausdruck „alle meine Bücher" nicht wörtlich zu verstehen ist, denn jedenfalls fehlte es in Hartlib's Studirstube in seinem Hause in Axe-Yard nicht an Büchern; aber daß die Hauptmasse seiner großen Sammlungen ihm damals auf die angegebene Art verloren ging, kann nicht bezweifelt werden, und dieser Verlust war nicht blos für ihn persönlich schmerzhaft, er ist auch in Rücksicht auf die Kenntniß seiner Lebensgeschichte, wie der Geschichte seiner Zeit, beklagenswerth. Zugleich verschlimmerte seine Krankheit sich immer mehr.

Digitized by Google

Seine Freunde im Auslande riethen (und überſandten ihm auch) alle möglichen Heilmittel, und wie ein Kranker, der an ſeiner Geneſung zu verzweifeln anfängt, verſuchte er viele derſelben. Großes hoffte er beſonders, wie er in einem Briefe vom 7. December 1661 an Worthington ſchreibt, von einem Heilmittel des berühmten Helmont: einem aus dem Ludus Paracelsi gezogenen Oel. Sein Schwiegerſohn Clodius verſuchte, dies Oel für ihn zu bereiten, doch ohne Erfolg. Später hörte er aus Caſtres in Südfrankreich über eine neue Art der Steinoperation, die ihm hoffnungerweckend ſchien. Dr. Serrarius, ein Freund des Comenius, ſchickte ihm einen Ludus, zu einem nochmaligen Verſuch der Extraction des heilſamen Oels, aber wir hören von keinen günſtigern Reſultaten. „Ich leide", ſchreibt Hartlib am 16. December 1661 an Worthington, „ſo ſehr an den ſchmerzhaften und qualvollen Wirkungen meiner Krankheit, daß ich Grund habe, am Leben zu verzweifeln." Sein nächſter Brief, vom 6. Februar 1662, berichtet von einem neuen Unfall, der ihn betroffen. „Es hat Gott gefallen", ſchreibt er, „mein Zimmer durch ſehr traurige und ſchreckliche Feuersgefahr heimzuſuchen. Mein junger Aufwärter hatte einen eiſernen Ofen unvorſichtig überheizt, wodurch das hölzerne Geſims in Feuer gerieth und verbrannte und das ganze Haus verbrannt ſein würde, wäre das Feuer zur Nachtzeit ausgebrochen; dennoch wurden viele meiner Sachen verdorben. Aber Gott ſei Dank wurde es bald bemerkt und Maßregeln dagegen ergriffen, weil es mitten am Tage war." Ein ſolches tiefbetrübendes Misgeſchick konnte bei Hartlib's leidendem Zuſtande nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. In der That ſchrieb er eine Woche ſpäter (14. Februar 1662) an Worthington den letzten ſeiner bekannt gewordenen Briefe. „Dies", ſo bemerkt er, „wird vielleicht der letzte meiner Briefe ſein, denn ich bin gar ſehr gequält an Körper und gedrückt an Geiſt infolge jenes beklagenswerthen Feuers, das in meinem Studirzimmer ausbrach." Freilich läßt er es trotzdem mit altgewohnter Lebhaftigkeit an Mittheilungen über die verſchiedenartigſten Gegenſtände nicht fehlen. Er berichtet über ein in Ausſicht ſtehendes großes Werk ſeines

Digitized by Google

Freundes John Beal über Mnemonik, über die Gefangenschaft Helmont's und die Machinationen der Jesuiten, über die herannahende Erlösung der Juden und über den Tod der Königin von Böhmen, der wenige Tage vorher in London stattgefunden hatte. Doch seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, denn an Worthington schrieb er keinen Brief mehr. Die Correspondenz bringt noch eine Antwort Worthington's vom 24. Februar 1662, aber keine Antwort Hartlib's. Seltsam und bedauerlich ist es, daß, obgleich Dr. Worthington's Tagebuch und Briefwechsel noch jahrelang über diese Zeit hinausgehen und voll sind von den unbedeutendsten Aufzeichnungen, kein Wort das Hinscheiden des merkwürdigen Mannes meldet, mit dem er in so langdauerndem Verkehr gestanden hatte. Auch die übrigen Zeitgenossen beobachten Schweigen über den Tod Hartlib's, und weder das Datum seines Todes noch der Ort, wo er seine letzte Ruhestätte fand, sind bisjetzt bekannt geworden. Aller Wahrscheinlichkeit nach starb er bald nach jenem letzten Briefe an Worthington in seinem Hause in Westminster, zu Ende Februar oder Anfang März des Jahres 1662.

Dircks[1] führt einen Auszug aus dem „Calendar of State Papers" vom 9. April 1662 als das letzte zeitgenössische Document an, in welchem Samuel Hartlib's, als noch unter den Lebenden weilend, Erwähnung geschehe. Dieser Auszug indeß, der den Acten des Handelsministeriums entnommen ist, bezieht sich offenbar nicht auf Hartlib den Vater, sondern auf Hartlib den Sohn. In der That enthält der „Calendar of State Papers" noch zwei ähnliche spätere Auszüge, einen vom 6. December 1662 und einen andern vom Februar 1663, welche bestätigen, daß Samuel Hartlib der Jüngere während jener Jahre im Handelsministerium arbeitete. Pepys erwähnt eine Begegnung mit diesem Sohne Hartlib's noch am 6. September 1667[2], die letzte Veranlassung, bei der sein Name in zeitgenössischen Schriften erscheint.

Die letzte zeitgenössische Bezugnahme auf Samuel Hartlib

[1] „Memoir of Samuel Hartlib", S. 38.
[2] Pepys' „Diary", IV, 185.

Digitized by Google

den Aeltern findet sich in der Correspondenz Dr. Worthington's. „Ich habe", schreibt Worthington am 25. Februar 1667 an Dr. Evans, „unter Hartlib's Papieren in Lord Brereton's Bibliothek zwei Briefe von Grotius an Crellius und zwei Briefe von Descartes gefunden, einen über Lord Herbert's Buch «De Veritate», einen andern und umfangreichern über Comenius' pansophische Abhandlung." Etwas später, 15. März 1667, schreibt Seth Ward, Bischof von Exeter, an Worthington: „Es freut mich sehr, daß Hartlib's Papiere erhalten und daß sie in Ihre Hände gefallen sind, der fähig und geneigt ist, den besten Gebrauch davon zu machen. Ich war nicht unbekannt mit jenem trefflichen Manne, welcher durch seinen großen und unermüdlichen Eifer für die Wissenschaft und durch seine Correspondenz mit Männern, die auf den verschiedenen Gebieten derselben hervorragten, ihrer allgemeinen Förderung sehr dienlich wurde; und was auch seine Werke sein mochten, die sehr lobenswerth waren, seine Papiere müssen jedenfalls sehr bedeutend sein."[1] Diese Stellen beweisen, daß die Hauptmasse von Hartlib's hinterlassenen Papieren in den Besitz Dr. Worthington's gelangte, und der Umstand, daß Worthington sich auch an andern Orten um die Reste der Hartlib'schen Sammlungen bemühte, deutet an, daß er eine Biographie des verstorbenen Freundes im Sinne hatte. Doch wenn er eine solche Absicht hegte, so kam sein Plan nicht zur Ausführung, und leider wurden vermuthlich auch die in seinem Besitz befindlichen Papiere Hartlib's später zerstreut oder verloren, da mit Ausnahme des von Crossley herausgegebenen Briefwechsels nur eine äußerst geringe Zahl von Documenten, die der Sammlung Worthington's angehören mochten, handschriftlich erhalten ist.

[1] Crossley, II, 224 und 226.

Digitized by Google

Die Neapolitanische Republik des Jahres 1799.

Von

Professor **Dr. Hermann Hüffer** in Bonn.

Digitized by Google

I.

Es gibt Länder, wie es Menſchen gibt, die ohne großen Einfluß auf andere auszuüben, doch eine unwiderſtehliche Anziehungskraft beſitzen. Neapel iſt ein ſolches Land, insbeſondere während des kurzen Zeitraumes, den wir uns zu behandeln vornehmen. Die Revolution des Jahres 1799, die Neapolitaniſche Republik war für die großen europäiſchen Ereigniſſe nicht von entſcheidendem Einfluß, ſondern ſelbſt von andern Entſcheidungen abhängig. Aber die betheiligten Perſonen, die gleich einer Naturgewalt hervorbrechenden Leidenſchaften, die ſonderbaren Verwickelungen übten von jeher einen Reiz, dem immer neue hiſtoriſche Darſtellungen ihren Urſprung verdanken. Gleichwol ſind wir von einer auf ſicherer Grundlage beruhenden Kenntniß und Beurtheilung des Einzelnen noch weit entfernt. Auch der folgende Aufſatz kann die Lücken, auf die er aufmerkſam macht, nicht immer ausfüllen; er möchte vornehmlich das urkundlich Beglaubigte ausſondern, ſodann einige Hauptpunkte, welche am leidenſchaftlichſten und deshalb am verſchiedenſten beurtheilt wurden, in helleres Licht ſetzen.

Die Urſache, welche die unteritalieniſchen Gebiete niemals zu einer ſelbſtändigen Entwickelung gelangen ließ, lag vor allem in dem Mangel einer einheimiſchen Dynaſtie, man könnte ſagen einer einheimiſchen Regierung. Griechen, Karthager, Römer, Byzantiner, Langobarden, Normannen, Deutſche, Franzoſen und Spanier haben ſich in der Herrſchaft abgelöſt, meiſtens in gewaltſamer Weiſe; und weil keine Herrſchaft im Lande feſte

Digitized by Google

Wurzeln schlagen konnte, sehen wir beinahe jeden fremden Einfall gelingen. Es gehörte das Unglück der letzten Hohenstaufen dazu, um beim Angriff wie bei der Vertheidigung gleiches Missgeschick zu erfahren.

Festen Fuß hatte auch die spanisch-bourbonische Dynastie nicht fassen können, welche durch den Feldzug Karl's III. von 1734 Neapel und Sicilien, freilich als ein von Spanien getrenntes Königreich, wieder an sich brachte. Die endlich erlangte Selbständigkeit wurde von jenem thätigen Monarchen und seinem Minister Tanucci im Geiste des 18. Jahrhunderts benutzt; man reformirte, wohlwollend, mit Eifer, aber mit dem heftigen, rücksichtslosen Eifer, der sich damals in manchen Staaten beinahe ebenso gefährlich als vortheilhaft erwies. Für die Masse der Bevölkerung blieben die fremden Bildungselemente ohne Bedeutung, unter einem Theile der höchsten und bevorzugten Stände fanden sie öffentlich oder heimlich um so eifrigere Anhänger. Selbst unter dem Klerus; denn die Regierung, in uralte Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle verwickelt, suchte mit Vorliebe unter der Geistlichkeit Verfechter ihrer Ansprüche. Die Unterschiede der Stände wurden noch größer, die Gegensätze noch schärfer, als nach dem Regierungswechsel und dem Sturze Tanucci's die alte Lässigkeit zurückkehrte. König Ferdinand IV., in Unwissenheit aufgewachsen, blieb den Staatsgeschäften fremd. Die Königin Maria Karolina hatte von ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, bedeutende Eigenschaften geerbt, nur nicht die Ruhe, Selbstbeherrschung und Besonnenheit, welche bei der Leitung eines Staatswesens unentbehrlich sind. Der begünstigte Minister, John Acton, von englischen Aeltern in Besançon geboren, anmaßend, eigennützig, zur Intrigue geneigt, war selbst in friedlichen Zeiten seiner Aufgabe nicht gewachsen; wie viel weniger in den stürmischen Bewegungen der Französischen Revolution.

Wie Sardinien und Toscana, schloß sich auch Neapel der Coalition gegen Frankreich an. Die Erfolge Bonaparte's im Jahre 1796 führten schon am 5. Juni zu einem Waffenstillstand und am 10. October zum Frieden mit Frankreich. Aber nur den Schein einer kurzen Ruhe hatte man erkauft. Als zu

Digitized by Google

Campo Formio am 17. October 1797 die Herrschaft der französischen Waffen in Italien besiegelt war, als im Februar des folgenden Jahres die Vertreibung des Papstes und die Stiftung der Römischen Republik Neapel von allen verbündeten Mächten abschlossen, wurde die Gefahr augenscheinlich. Die geheimen Gesellschaften, schon seit Jahrzehnten in dem Königreiche wirksam, zahlreiche Unzufriedene, Verfolgte, für die Ideen der Revolution Begeisterte standen in ununterbrochener Verbindung mit den Machthabern der römischen Republik und den französischen Agenten in Neapel. Tag für Tag sah damals die Königin, besonders da die französische Flotte auch das Meer beherrschte, ihren Untergang vor Augen. Erst als Bonaparte an den Küsten Siciliens vorbei nach Aegypten gesegelt war, athmete sie wieder auf, und nichts glich dem ausschweifenden Jubel, mit welchem Nelson empfangen wurde, als er nach der Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir am 22. September 1798 in den Hafen von Neapel einlief.

Und doch wäre die Ankunft des ärgsten Feindes vielleicht nicht unheilvoller gewesen. Die rücksichtslose Politik der Engländer suchte schon seit dem Frühling Neapel wieder in den Krieg mit Frankreich zu stürzen; der Kaiser, rechnete man, würde dann gezwungen sein, seinem Schwiegervater bewaffnete Hülfe zu leisten. Was Nelson früher nicht erwirken konnte, betrieb er jetzt mit doppeltem Eifer, unterstützt durch den Glanz seines Sieges, durch Acton, durch den englischen Gesandten Sir William Hamilton und dessen jugendliche Gemahlin Lady Emma, die, aus den untersten Schichten der Gesellschaft hervorgegangen, sich die Aufnahme in die englische Aristokratie, die Freundschaft der Königin Karolina und die leidenschaftliche Neigung des großen Seemannes errungen hatte. Freilich die Gesinnungen der Königin kamen ihnen entgegen. Die Briefe dieser Fürstin an ihre kaiserliche Tochter nach Wien geben ein trauriges Beispiel, wie Menschen gerade durch die Furcht vor der Gefahr zu den gefährlichsten Wagnissen getrieben werden. Man hatte am 2. September in übereilter, gewaltsamer Weise 40000 Mann unter die Fahnen gesteckt, am 9. October war aus Oesterreich

Digitized by Google

der damals noch vielgerühmte General Mack in Caserta eingetroffen, um die Führung zu übernehmen. Alles mußte rathen, die ungeübte Mannschaft vorerst an den Dienst zu gewöhnen und den mit Sicherheit vorauszusehenden Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich abzuwarten. Aber englischer Einfluß und eigene Verblendung brachten es dahin, daß am 23. November im ungünstigsten Augenblick das neapolitanische Heer die Grenze überschritt, um die Franzosen aus dem Kirchenstaat zu vertreiben. Nur zu bald traten die Folgen hervor. Championnet, der französische Feldherr, befehligte kaum 20000 Mann; aber auch dem dreifach schwächern Feinde waren die neapolitanischen Truppen unter ungeschickten, großentheils unzuverlässigen Offizieren nicht gewachsen. Mack's strategische Combinationen zerrissen wie Spinngewebe, eine Niederlage folgte der andern, und in eiliger Flucht langte der König, nur auf die eigene Rettung bedacht, Mitte December in Neapel wieder an.

Für einen Angriffskrieg hatte sich die Armee unbrauchbar gezeigt. Aber um das Land gegen die geringe Macht der Franzosen zu vertheidigen, wären einer fähigen Regierung noch immer reichliche Mittel geblieben. Hätte man den Aufstand der Bevölkerung, die überall guten Willens war, organisirt, das Heer in die Festungen Gaëta und Capua verlegt, Championnet hätte schwerlich auch nur einen Versuch gegen Neapel wagen dürfen. Aber die Rathlosigkeit der Regierenden gab alles auf. Die Königin sah in ihrer Aufregung den Feind schon in der Hauptstadt, sich selbst und die Ihrigen, wie ihre Schwester in Varennes, von aufrührerischen Volkshaufen festgehalten, und der König, in dessen Charakter persönliche Feigheit einen hervorstechenden Zug bildet, hatte wieder nur den einzigen Gedanken, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Schon am 18. December wurde auf Nelson's Admiralschiff alles zum Empfange der königlichen Familie in Bereitschaft gesetzt. In den folgenden Tagen gelang es unter dem thätigen Beistand der Lady Hamilton, den ungeheuern Schatz des Königs, $2^1/_2$ Mill. Pfd. St., die Kostbarkeiten, die vornehmsten Kunstwerke auf die Schiffe zu bringen. Spät abends am 21. holte Nelson selbst in

Digitized by Google

mehrern Booten die königliche Familie ab. Keine Bitte seiner Unterthanen konnte den König zurückhalten, am 23. December ging die Flotte nach Palermo unter Segel.

Selten hat ein Mensch so schmachvoll die eigene Sache verlassen; begreiflich genug, daß seitdem das Unheil einen noch raschern Gang nahm. Die Menge der schon längst Unzuverlässigen und Schwankenden warf sich jetzt auf die Seite der Revolution; die militärischen wie die Civilbeamten hatten völlig den Kopf verloren, beträchtliche Truppentheile liefen auseinander, das beinahe unüberwindliche Gaëta wurde von dem schwachsinnigen Commandanten, nachdem er sich bei dem Bischof Rath erholt, einer kleinen Abtheilung des Generals Rey übergeben, am 3. Januar 1799 standen die Franzosen vor Capua. Hier wurden freilich ihre Angriffe zurückgeschlagen, und da in den Abruzzen und im Rücken der Franzosen das Landvolk sich erhob, wäre Championnet's Lage bedenklich geworden, hätte nicht die Regierung in Neapel ihm abermals den Weg geöffnet. Der als Generalvicar des Königs zurückgebliebene Fürst Francesco Pignatelli, ein nichtiger, ganz unfähiger Mensch, gerieth mit der aristokratischen, noch dem Mittelalter entstammenden städtischen Vertretung, den Sedili und Eletti, in Zwiespalt. Für die Vertheidigung geschah gar nichts, dagegen bemerkte die Bevölkerung mit Staunen, Ingrimm und Verzweiflung, daß unermeßliche Vorräthe von Kriegsmaterial vernichtet oder versenkt wurden, daß theils schon am 28. December, theils in der Nacht vom 8. zum 9. Januar — auf Befehl eines in neapolitanischen Diensten stehenden Engländers — die mit kaum erschwinglichen Kosten gebaute Flotte, angeblich, weil man sie nicht fortschaffen könne, in Flammen aufging.[1] Am 11. Januar

[1] Vgl. Filippo Malaspina, „Occupazione dei Francesi del regno di Napoli dell' anno 1799" (Paris 1846), S. 34. Der Verfasser theilt auch S. 36 fg. die Vorstellungen der städtischen Vertretung (corpo della città) an den Generalvicar im Wortlaute mit. Nach dem Brande der Flotte fürchtete man für den Hafen und die Getreidemagazine dasselbe Schicksal. Daraus ist die Sage entstanden, die Königin habe ganz Neapel einäschern wollen.

Digitized by Google

sah sich Championnet aller Schwierigkeiten durch neapolitanische Abgesandte überhoben, welche im Auftrage des Generalvicars um Waffenstillstand baten und dafür die drückendsten Bedingungen sich gefallen ließen. Die Räumung Capuas am folgenden Tage gab denn auch das Signal einer allgemeinen Auflösung. Die zurückziehenden Truppen liefen auseinander, die Lazzaroni und die Landbevölkerung schrien über Verrath; Mack, von wüthenden Banden bedroht, floh, Schutz suchend, in das französische Lager, der Generalvicar Pignatelli nach Sicilien. Die entfesselte Wuth des Volkes machte sich in Greuelthaten Luft, und Championnet, des Scheinvertrages erledigt, rückte gegen die allen Schrecken der Anarchie bereits preisgegebene Hauptstadt.

Aber nun geschah das Außerordentliche, daß in einem Lande, in welchem das Königthum, der Adel, das Heer, die Beamten sich an Feigheit und Nichtswürdigkeit überboten, eine unwissende Bettlerbevölkerung allein mit Muth und Kraft sich dem Feinde entgegenstellte. Championnet selbst sah sich zu dem Geständniß genöthigt, er müsse sich zurückziehen, wenn er nicht im Innern der Stadt Beistand erhalte.[1] Aber diesen Beistand erhielt er, theils durch solche, welche den Banden der Lazzaroni jede andere Gewalt vorzogen, theils durch Gegner des Königthums, die sich in jener sonderbar bewegten Zeit, gerade als sie ihr Vaterland den Fremden überlieferten, mit dem Namen der Patrioten schmücken durften. Die eigenen von der Stadt gewählten Anführer, die Fürsten Moliterno und Roccaromana, traten mit dem französischen General in Verbindung; eine Schar von Republikanern setzte sich durch listigen Ueberfall in Besitz des die Stadt beherrschenden Forts Sant' Elmo und proclamirte am 22. Januar 1799 die Neapolitanische Republik.[2] Tags darauf, nach erneuerten wüthenden Kämpfen, nachdem

[1] Malaspina, a. a. O., S. 5 und 46. Championnet bewohnte während des Sturmes ein Casino der Familie Malaspina auf Capo di Monte.

[2] Die so unzählige male genannte „Parthenopäische" Republik verdankt nur rhetorischen Wendungen ihren Ursprung.

Digitized by Google

gegen 1000 Franzosen und, wie man sagt, 10000 Lazzaroni gefallen waren, zog Championnet in Neapel ein.[1]

II.

Man darf es immer als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß die ebenso glänzende als rasche Eroberung gerade diesem General zufallen sollte. Wenige seiner Kriegsgefährten, wenige Menschen, denen die Macht und die Möglichkeit, sie zu misbrauchen, in solchem Maße gegeben war, haben einen so reinen Namen hinterlassen. Der Umstand, daß die republikanische Partei ihm den Weg in die Hauptstadt gebahnt hatte, ließ ihm die Wahl, als Eroberer oder als Befreier aufzutreten, und der General war klug, aber auch menschlich genug, um sogleich die letztere Rolle vorzuziehen. Noch am 23. während des Kampfes erging eine Proclamation, welche jedem, der die Waffen niederlegte, Schutz der Person, des Eigenthums und der Religion versprach. „Ihr seid frei", schrieb Championnet nach dem Siege; „eure Freiheit ist der einzige Vortheil, welchen Frankreich von seiner Eroberung ziehen will, und die einzige Clausel des Friedensvertrages, den das französische Heer innerhalb der Mauern eurer Hauptstadt über dem zertrümmerten Thron eures letzten Königs feierlich mit euch beschwört."[2] Dieser Proclamation folgte sogleich eine Verordnung, welche, im Namen der französischen Republik erlassen, eine provisorische Regierung

[1] Eingehende Darstellungen der in der Einleitung berührten Ereignisse findet man bei Helfert, „Fabrizio Ruffo" (Wien 1882), Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit", Bd. 5 (Stuttgart 1879), A. Frauchetti, „Storia d'Italia dopo il 1789" (Mailand 1878), und in meinen „Diplomatischen Verhandlungen der Revolutionszeit", Bd. 2 und 3: „Der Rastatter Congreß und die zweite Coalition" (Bonn 1878 und 1879).

[2] „Proclami e Sanzioni della republica Napoletana per cura di Carlo Colletta" (Neapel 1863), S. 3. Diese Sammlung, obgleich weder vollständig noch fehlerfrei, ersetzt wenigstens zu einem Theil den von Eleonora Fonseca de Pimentel seit dem 2. Februar 1799 herausgegebenen „Monitore della republica Napoletana", von welchem selbst in Neapel nur zwei Exemplare sich noch vorfinden.

Digitized by Google

von 25 Mitgliedern einsetzte. Ausgezeichnete Namen befinden sich darunter: Ignazio Ciaja, Domenico Cirillo, der berühmte Arzt, der übrigens ablehnte, Mario Pagano, der als Professor des Staatsrechts die Ueberlieferungen Filangieri's fortsetzte; daneben Personen aus den ersten Familien, Moliterno, Doria, Riario. Den Vorsitz erhielt Laubert, ein Verbannter, der mit der französischen Armee in seine Heimat zurückgekehrt war; als Secretär trat ihm ein Franzose, Jullien, zur Seite, ein Vertrauter Championnet's, wie denn auch alle Beschlüsse von dem französischen General bestätigt werden mußten. Für die städtische Verwaltung wurde am 25. Januar eine Municipalität von 20 Republikanern eingesetzt, auch darunter Angehörige der höchsten Aristokratie und des meist besitzenden Bürgerstandes. Denn das ist das Eigenthümliche dieser Revolution, daß sie ganz und gar von den höchsten, den reichsten und den gebildeten Klassen ausgeht, während die Masse der Bevölkerung, unter diesem Himmel, auf diesem Boden vor eigentlichem Mangel geschützt, von dem, was ihr fehlte, kaum eine Ahnung besaß und zufrieden fortlebte, wenn man sie in ihren Gewohnheiten nicht störte. Von den niedern Klassen war der einzige thatkräftige Widerstand gegen die Umwälzung ausgegangen, und nur in ihnen hatte die Republick ihre Gegner zu fürchten. Championnet suchte deshalb nicht zum wenigsten, die Lazzaroni zu gewinnen. Der heilige Januarius hatte gleich nach dem Einzug eine Ehrenwache und den Besuch des Generals erhalten; ihren beliebtesten Anführer, Michele il Pazzo, machte er zu seinem Secretär, einen andern, Antonio Avella, mit dem Beinamen Pagliuchella, zum Mitglied der Municipalität. Oefters ließ er sich von ihnen mit Obst und Fischen bewirthen und widersprach nicht, als man ihn, der zu Valence am 12. August 1762 geboren war, für einen Neapolitaner ausgab, weil man in den Taufregistern einer Pfarrkirche einen ähnlichen Namen gefunden hatte.[1] Am 25. Januar begab er sich

[1] Vgl. Franchetti, „Storia d'Italia dopo il 1789", S. 360 fg. Das ausgezeichnete Werk reicht leider nur bis auf die ersten Tage nach dem Einzuge Championnet's.

Digitized by Google

mit großem Pomp auf das Rathhaus, wiederholte den neuernannten Behörden seine Versicherungen, und es läßt sich denken, daß es von der Gegenseite an Lobreden auf die Freiheit und die großmüthigen Befreier, sowie an wüthenden Ausfällen gegen den entflohenen Tyrannen und die vom Norden ausgespieene Furie und Messalina nicht fehlte. Dann folgten Feste, wie man sie am Rhein, in der Schweiz und im obern Italien gesehen hatte, nur daß die Wiederholung das Muster noch überbot. Selbst republikanische Schilderungen reden von zügellosen Weibern, die bei diesen bacchantischen Lustbarkeiten als Mänaden sich hervorthaten. Auch eine Gesandtschaft nach Paris zum Danke für die Befreiung durfte nicht fehlen; an die Spitze stellte man den Fürsten Moliterno, der den Machthabern durch seine Regsamkeit unbequem und nach so oftmaligem Gesinnungswechsel verdächtig war.[1]

Aber schon in den ersten Jubel drängten sich Mißklänge. In seiner Eröffnungsrede am 25. Januar hatte Championnet sich vorbehalten, die Entschädigung, welche Frankreich zukomme, zu bestimmen, freilich nicht im Verhältniß zu den aufgewendeten Opfern — denn es sei kein Dorf, keine Straße, kein Haus in Neapel, die man nicht habe belagern und erobern müssen — sondern zu den Kräften des Landes. Als er aber seine Forderung stellte: für die Hauptstadt $2^1/_2$ Mill. Dukaten, für die Provinzen 15 Mill. in zwei Monaten zahlbar — schien sie weit über diese Kräfte hinauszugehen. Die Regierung schickte fünf ihrer Mitglieder, um Vorstellungen zu machen; aber Championnet berief sich jetzt auf das Recht des Siegers, oder wahrscheinlicher auf die schon am 11. Januar ihm zugestandene Forderung, und als einer der fünf, Manthoné, vormals Artilleriekapitän, bald Kriegsminister, ihn daran erinnerte, daß er ohne Hülfe derjenigen, die er jetzt Besiegte nenne, niemals Sieger geworden wäre, versprach er zwar, noch einmal zu überlegen, erneuerte aber am andern Morgen die Forderung. Sie war um so

[1] Vgl. Malaspina, S. 16; „Proclami", S. 74. Die Absendung verzögerte sich, auch waren zuerst andere Personen gewählt.

Digitized by Google

schwerer zu erfüllen, als man eine geordnete Finanzverwaltung noch gar nicht besaß, ältere Steuern ohne Aussicht auf Ersatz abgeschafft hatte, oder doch nicht ferner einziehen konnte. Es wurde später gestattet, Schmucksachen, goldene und silberne Geräthe statt des Geldes abzuliefern; aber diese Art der Zahlung machte das Drückende der Auflage erst recht augenfällig. Die Patrioten, erzählt ein Parteigenosse, statt ein Opfer zu bringen, suchten sich freizumachen; man besteuerte mehr die politischen Ansichten als das Vermögen, und alle persönliche Freundlichkeit des Generals vermochte den übeln Eindruck dieser Maßregeln nicht zu verwischen.[1]

Bald genug konnte man sich freilich überzeugen, wie glücklich die neue Republik gewesen wäre, hätte sie nur von ihrem Begründer Befehle annehmen müssen. Mit Championnet hatte sich auch Faypoult als Commissar des Directoriums in Neapel eingestellt. Seine Finanzkunst, schon zur Zufriedenheit Bonaparte's in Mailand, dann in Rom erprobt, sollte sich jetzt in Neapel bewähren. Mit Berufung auf das Recht der Eroberung belegte er am 3. Februar das gesammte Eigenthum des Königs mit Beschlag. Unter diesen Begriff sollte aber nicht allein das Privateigenthum der Bourbonen fallen, sondern auch die königlichen Schlösser, die Staatsdomänen, die Güter des Malteser- und des Konstantinians-Ordens, die Banken, die Porzellan- und Teppichfabriken, die Arsenale, Häfen und Magazine, sogar die noch im Schos der Erde befindlichen Schätze von Herculanum und Pompeji. Niemals hatte König Ferdinand auf die Güter Anspruch erhoben, die der Commissar des Directoriums jetzt nach Frankreich entführen wollte. Championnet mußte erkennen, daß eine solche Maßregel alle seine Pläne, jede Möglichkeit des Zusammengehens mit den Neapolitanern vereitelte. Er cassirte das Decret, und als Faypoult auf seinem Willen bestand, verwies er ihn und seine Gehülfen

[1] Vgl. Vincenzo Cuoco, „Saggio storico sulla rivoluzione di Napoli" (2. Aufl., Mailand 1806), Kap. 28; Pietro Colletta, „Storia del reame di Napoli" (Mailand 1848), S. 220 fg.

Digitized by Google

am 6. Februar aus dem Bereich der Neapolitanischen und der Römischen Republik.[1]

In der Hauptstadt war der Jubel groß, für einige Tage wurde Championnet in den Himmel erhoben; allein auch er konnte den Grund der Dinge nicht ändern. Trotz aller schönen Worte hatte in Wirklichkeit eine kleine Armee von Eroberern sich zu Herren einer Bevölkerung gemacht, die zum unendlich größern Theile die Fremden verabscheute und sogar für die Vortheile der aufgedrungenen Regierungsform unempfindlich war. Die Contribution mußte eingetrieben werden, und wenn Championnet selbst reine Hände behielt, konnte er doch die Unterschleife und Bedrückungen seiner Generale und Beamten nicht hindern. Bei den Lazzaroni trat, kaum beschwichtigt, der alte Haß wieder hervor, in den Straßen kam es täglich zu blutigen Streitigkeiten; Championnet mußte die strengsten Maßregeln ergreifen. Er hatte gleich, als er die Contribution ausschrieb, eine Entwaffnung des Volkes angeordnet; am 5. und 6. Februar ergingen neue Befehle; für den Abend des 6. wurde eine allgemeine Haussuchung vorgeschrieben; kein Soldat sollte nach einem Armeebefehl vom 4. Februar abends nach der Retraite die Kasernen verlassen.[2]

Doppelt verderblich wurden diese Mißhelligkeiten in einer Lage, wo nur Vertrauen und Einigkeit die von innen und außen hervortretenden Schwierigkeiten überwinden konnten. Die kleine Heeresmacht der Franzosen bedurfte der Verstärkung durch einheimische Kräfte, und das neubegründete Staatswesen einer wohl organisirten bewaffneten Macht; nur unter dieser Bedingung konnte es sich eine selbständige Existenz und bei den feind-

[1] Vgl. „Proclami", S. 24 und 27. Cuoco, a. a. O., Kap. 29, nennt Faypoult persönlich uomo ottimo, und will ihn lediglich als Werkzeug des Directoriums betrachten; ich glaube mit Unrecht. Faypoult selbst beruft sich nur auf allgemein gehaltene Anweisungen vom 25. November und 22. December; er war am 28. November zum Commissar ernannt.

[2] Vgl. „Proclami", S. 57 und 26; „Nouvelles politiques (gazette) de Leyde" vom 12. März 1799, Supplement.

Digitized by Google

lichen Parteien Achtung verschaffen. In der ersten Zeit würde es nicht einmal schwer geworden sein, aus den Trümmern der königlichen Armee, aus den für die Republik begeisterten Offizieren und Studenten wenigstens den Anfang des Heeres zu bilden. Aber das Mistrauen der Franzosen gestattete in Neapel nur eine schlecht bewaffnete Bürgerwehr von 450 Mann[1], und die blinde Zuversicht der provisorischen Regierung dachte an keine Gefahr, oder glaubte bei ihrem Eintritt die Armeen aus der Erde stampfen zu können.

Und doch zeigte sich beim ersten Auftreten eines Widerstandes das Unzureichende der Mittel, über welche die Republik aus eigenen Kräften verfügte. Daß überhaupt eine Republik entstehen konnte, hatte seinen Grund nicht in der Stärke der Republikaner, nicht einmal in der Stärke der Franzosen, sondern in der Feigheit und Kopflosigkeit der königlichen Behörden und des Königs selber. Der voreiligen Flucht entsprach es, daß auch von seiten des Hofes zunächst nicht das Geringste geschah, dem verlassenen Lande Hülfe zu bringen. Früh morgens am 26. December war die königliche Familie in der Bucht von Palermo angelangt, nach einer stürmischen Fahrt, die dem jungen Sohne der Königin, dem Prinzen Albert, das Leben kostete. Die Königin eilte schon vor Tagesanbruch ans Land, der König ließ sich später einholen; der ganzen Familie, den Hofleuten, auch dem Minister Acton war, wie ein Augenzeuge erzählt, die tiefste Niedergeschlagenheit auf dem Gesicht zu lesen.[2] So sind auch die Briefe der Königin nach Wien in jener Zeit eine einzige Reihe verzweiflungsvoller Klagen. Aeußere und innere Erlebnisse, Nähe und Ferne waren in gleichem Maße unerfreulich. In dem feuchten, unwohnlichen Palast fühlte sie sich unbehaglich, nicht weniger in einem Lande, in welchem neben dem königlichen Willen auch die ständischen Rechte noch etwas bedeuteten. Der Empfang war nicht unfreundlich gewesen, den Sicilianern schmeichelte es, den König-

[1] Erlaß des Militärcomité vom 2. Februar; „Proclami", S. 59.
[2] Malaspina, a. a. O., S. 65.

Digitized by Google

lichen Hof auf ihrer Insel zu sehen; aber unter seine ersten Regierungsacte mußte der König den Verzicht auf eine vor Jahresfrist willkürlich geforderte Steuer begreifen. „Ich habe Dir nichts als Trauriges zu sagen", schreibt die Königin am 5. Januar; „es vergeht kein Tag, ohne daß die Nachrichten aus Neapel und von allen Seiten uns neue Aufregung, neuen Kummer verursachen. Der Feind rückt vor, und es mangelt uns an allem."[1] Mitte Januar kam die Nachricht von dem schmählichen Waffenstillstand mit Championnet, und ehe noch der König seine Misbilligung aussprechen konnte, zwei Tage darauf der Generalvicar Pignatelli selbst, um von der Auflehnung der Behörden, der Auflösung der Armee, von seiner Schwäche und seiner Flucht die Kunde zu bringen. Danach konnte der Einzug der Franzosen in Neapel nicht mehr überraschen, aber die Königin war empört über das Benehmen des Adels und der höhern Klassen, über den Verrath Moliterno's und Roccaromana's. Von den Personen, die ihren Umgang gebildet, die ihre Freundschaft, ihr Vertrauen besessen hatten, vernahm sie entweder gar nichts, oder daß sie auf die Seite der Republik getreten wären. „Alle Welt hat uns vergessen", klagt sie am 11. Februar, „man erinnert sich an uns nur, um uns zu verrathen. Auch hier gibt es viele Leute, unter andern Caracciolo von der Marine, den wir immer ausgezeichnet haben, welche nach Neapel zurückzukehren wünschen; das sind ebenso viele Dolchstiche." So hält sie sich auch in Sicilien nicht mehr für sicher. „Ich bin überzeugt", schreibt sie am 9. Februar, „wir sind nicht vier Monate in Palermo ohne Revolution, und dann werden wir alle massakrirt." Bei ihrem Gemahl fand sie in dieser Bedrängniß nicht den geringsten Bei-

[1] Die Briefe der Königin an die Kaiserin aus den Jahren 1798 und 1799 füllen zwei starke Quartbände auf dem wiener Staatsarchiv. Ich konnte sie vor längerer Zeit zum größern Theile abschriftlich erhalten und für die Darstellung der neapolitanischen Verhältnisse im Jahre 1798 benutzen. Die Briefe vom November 1798 bis August 1799 nebst werthvollen Zugaben hat Helfert als Anhang des „Fabrizio Ruffo", S. 493 fg., veröffentlicht.

Digitized by Google

stand; selbst die furchtbaren Erschütterungen des letzten Monats hatten die Indolenz des Königs nicht aufgerüttelt. „Dein lieber Vater", schreibt die Königin am 28. Januar, „sei es aus Frömmigkeit oder Resignation, befindet sich wohl und ist zufrieden. Er hat ein hübsches kleines Landhaus genommen, baut, pflanzt, geht abends ins Theater oder auf den Maskenball und amüsirt sich. Neapel ist für ihn wie die Hottentotten." Später, als die Gefahr näher und näher rückte, dachte der feige Mann nur auf weitere Flucht nach London, und wenn auch die Königin diesen Plan verwarf, mußte sie doch ein Asyl bei ihrer Tochter ernstlich ins Auge fassen. Doppelt wichtig wurde in solcher Lage der Beistand Nelson's und seiner Freunde, die zum guten Theil das Unheil verschuldet hatten, aber jetzt für den äußersten Fall die einzige Rettung boten. Während der Ueberfahrt hatte Lady Hamilton der Königin und ihren Kindern jeden Dienst erzeigt, „sie war ihre Sklavin", schreibt Nelson an Lord St. Vincent[1]; der Sohn der Königin starb in ihren Armen. Seitdem wurde die Freundschaft der beiden Frauen noch enger und für die Königin noch wichtiger als bisher. Man muß es nicht zum wenigsten dem Einfluß der Lady Hamilton zuschreiben, daß Nelson fünf Monate in Palermo verweilte. Seinen Briefen merkt man es an, daß er sich selbst nicht behaglich fühlte; immer von neuem sucht er seine Vorgesetzten zu überzeugen, daß seine Anwesenheit unentbehrlich sei, daß die Königin ihn durchaus nicht entlassen wolle. Von ihrer Person, von der „adorable Queen" redet er mit Begeisterung, theilt auch ihre Ansichten über die Gefahr für Sicilien und besonders für Messina, das den letzten Rest der neapolitanischen Flotte bewahrte, den Uebergang über die Meerenge beherrschte, aber sich gleichwol in der Obhut eines alten, unfähigen, ja sogar verdächtigen Commandanten Dannero befand. Durch unabläßiges Drängen bewirkte Nelson, daß Mitte März der General Stuart mit 1500 Engländern von Minorca aus den wichtigen Platz

[1] Vgl. „Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Nelson by Sir Nicolas Harris Nicolas" (London 1845), III, 213.

Digitized by Google

besetzte. Aber damals war die nächste Gefahr schon vorüber, und nicht Nelson war es, der sie beseitigt hatte.

Nur ein solcher König, ein solcher Hof, eine solche Regierung machen es begreiflich, daß nach der Ankunft in Sicilien bei dem täglichen Wachsen der Gefahr nicht das Geringste geschah, ihr zu begegnen. Der Vicekönig de Luzzi hatte wol darauf hingewiesen, daß man, um Sicilien zu retten, Calabrien schützen müsse. Es war darauf dem Marchese Fuscaldo Spinelli in Neapel der Auftrag ertheilt, sich im Namen des Königs nach Calabrien zu begeben; aber die Eifersucht des Generalvicars Pignatelli machte den Auftrag wirkungslos. Vier Wochen hindurch ließ man der revolutionären Partei freie Hand, die Wege zu bereiten, und als dann im Januar in Neapel die Republik proclamirt wurde, folgte in unglaublich kurzer Zeit beinahe das gesammte Königreich. Abermals war nicht die Stärke der bewegenden Kraft, sondern der Mangel jeglichen Widerstandes das Entscheidende. Nur selten kam es zu den bei politischen Umwälzungen sonst so gewöhnlichen Gewaltthaten. Die provisorische Regierung schickte in die Provinzen ihre Agenten, welche die königlichen Behörden absetzten, oder für die Republik in Pflicht nahmen.[1] In den größern Städten war, wie in Neapel, ein beträchtlicher Theil der gebildeten Klassen den neuen Ideen zugethan, die andern zogen sich zurück; es gab wenige Gebiete, in denen nicht gleich in den ersten Wochen das Zeichen der Revolution, der Freiheitsbaum, errichtet wäre. Zu diesen wenigen gehörte ein nicht gerade beträchtlicher Distrikt in dem untern Calabrien, mit den Städten Palmi, Bagnara, Scilla und Reggio, der dadurch wirkliche Bedeutung hatte, daß er Messina gegenüber an der Küste gelegen, den Weg auf das Festland eröffnete. Hier hatte ein energischer Mann, der Richter Angelo di Fiore, die Ruhe aufrecht erhalten, indem er rasch 75 Personen von der Gegenpartei verhaften und als Geiseln nach Messina bringen ließ. Der große Grundbesitz in

[1] Vgl. „Istruzioni Generali del Governo Provvisorio ai Patriotti" in „Proclami", S. 6.

Digitized by Google

jener Gegend befand sich meistentheils in den Händen der Familie Ruffo. Ein Mitglied derselben, der Cardinal Fabrizio, war von Neapel dem Könige nach Palermo gefolgt, ein thätiger, unternehmender Mann, der früher in Rom als Schatzmeister der apostolischen Kammer durch seinen Eifer und mancherlei Projecte die Gunst des Papstes, aber auch viele Gegner und Neider sich zugezogen hatte, einer von jenen Prälaten, wie sie seit den Zeiten des Mittelalters in den südlichen Ländern nicht selten waren, die mehr Geschick und Neigung für die politischen als für die Geschäfte ihres Standes zeigten. Daß gerade die Güter seiner Familie von der Revolution frei geblieben waren, mag in ihm den Gedanken erregt haben, von hier aus eine Gegenwirkung zu versuchen. Am Hofe fand er zuerst wenig Ermuthigung. Acton war sein Gegner, mit Nelson und den Hamiltons hatte er gar keine Verbindung. Selbst die Königin, welche doch den meisten Unternehmungsgeist besaß, war, wie der schon erwähnte Augenzeuge schreibt, in Hoffnungslosigkeit versunken; nur ein Narr, meinte sie, könne sich ganz ohne Mittel mit einer solchen Unternehmung befassen. „Der Narr ist da", antwortete Ruffo, „ich bin es selber", und am 25. Januar stellte der König ihm die Vollmacht aus.[1] Die Anord-

[1] Malaspina, a. a. O., S. 66. Er war Adjutant des Königs und wurde dem Cardinal als Begleiter mitgegeben. Ruffo war ihm nicht geneigt und entfernte ihn schon am 6. März durch eine unbedeutende Sendung, von welcher er erst am 9. Mai in das Lager zurückkehrte. So beurtheilt er auch den Cardinal nicht wie ein Freund oder Bewunderer, aber mit Billigkeit und Verständniß. Schade, daß er seine vorzüglichen Kenntnisse nicht zu einer besser geordneten, zusammenhängenden Darstellung verwendet hat. — Die Instruction vom 25. Januar findet man in Domenico Sacchinelli's „Memorie storiche sulla vita del Cardinale Fabrizio Ruffo" (Neapel 1836). Als Grundlage dienten die von Maresca im „Archivio storico per le provincie Napoletane", VIII, 75, veröffentlichten „Schiarimenti ed ajuti richiesti dal Cardinale Ruffo". Man erkennt daraus, daß der Cardinal von den Schwierigkeiten seiner Unternehmung, von den Hülfsmitteln und Interessen, die er benutzen und in Bewegung setzen müsse, eine sehr klare Vorstellung besaß.

Digitized by Google

nungen sind so verständig, entsprechen so vollkommen dem, was der Cardinal später gethan hat, daß man annehmen darf, er habe sie selber abgefaßt. Er soll zunächst Calabrien und dadurch Sicilien, dann überhaupt die südlichen Provinzen sichern, welche von dem Feinde noch unberührt geblieben sind. Zuerst wird er den Namen eines königlichen Commissars, später, wenn es ihm an der Zeit scheint, eines Generalvicars annehmen und als solcher beinahe souveräne Gewalt in administrativen und militärischen Angelegenheiten üben. Eine Streitmacht sollte er aus alten königlichen Soldaten, Flüchtlingen und einem patriotischen Aufgebot selbst zusammenbringen und aus den Landeskassen, sowie durch Einziehung der sonst nach Neapel fallenden Einkünfte sich Geld verschaffen. Einstweilen gab man ihm nur 3000 Dukaten und das Versprechen, daß er in Messina noch 500000 erhalten werde. In dieser Stadt angelangt, fand er jedoch — er glaubte, infolge der Intriguen Acton's — weder das Geld noch das versprochene Kriegsmaterial, dagegen kam aus Bagnara der Richter di Fiore mit der Nachricht, daß die Revolution in Calabrien sich ausbreite, daß man auch dem Abfall der vier noch treu gebliebenen Städte täglich entgegensehen müsse, falls nicht rasche Hülfe anlange. Und so faßte der Cardinal, wie sein Biograph berichtet, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, seinen Muth und sein glückliches Vorgefühl einen Entschluß. Auf einer Barke, nur von fünf Personen begleitet, landete er am 8. Februar zu Catona, an einer Küste, wo damals überall der Ruf „Es lebe die Republik! Tod dem Tyrannen!" ertönte, wenn auch die Anhänger des Königs ihre Gegner zwanzigmal an Zahl übertrafen. Der Gouverneur von Reggio schickte einige Unterstützung, Fiore, der vorausgegangen war, führte ungefähr 300 Bewaffnete herbei; mit diesen begab sich Ruffo auf eine Besitzung seines ältesten Bruders, des Herzogs von Baranello, pflanzte auf dem Balkon das königliche Banner auf und schickte durch Eilboten ein Rundschreiben in die Umgegend, welches alle Bischöfe, Pfarrer, Geistliche und die gesammte Bevölkerung zur Vertheidigung der Religion, des Königs, des Vaterlandes, der

Digitized by Google

Familie und des Eigenthums zu den Waffen rief. Das Schreiben war noch nicht lange abgeschickt, als der Cardinal bei einem Spaziergange am Meere aus einer kleinen Barke den Commodore Francesco Caracciolo aussteigen sah, denselben, dessen Wunsch, von Palermo abzureisen, die Königin wie ein Dolchstich verletzte. Der König hatte der Genehmigung des Gesuches die Worte beigefügt, Caracciolo möge sich erinnern, daß die Franzosen in Neapel seien; aber der schwankende Mann, besorgt für seine in Neapel befindlichen Güter und gekränkt durch den Vorzug, welchen der König den Engländern vor seiner eigenen Marine zutheil werden ließ, hatte sich dadurch nicht abhalten lassen. Ruffo lud ihn zu Mittag ein mit dem Bemerken, er habe vortreffliche Fische aus der Meerenge; aber Caracciolo meinte, er dürfe keine Zeit verlieren, und Ruffo hielt sich denn auch keineswegs verpflichtet, ihm von seinen Absichten Kunde zu geben; er zeigte auf eine Barke und fügte hinzu, sie sei jeden Augenblick bereit, ihn nach Messina zurückzuführen.

Aber bald war die Lage völlig verändert. Das Rundschreiben hatte einen Erfolg über alles Erwarten. Je größer die Furcht vor den Drohungen der Republikaner gewesen war, um so unaufhaltsamer brach jetzt die Rachsucht gegen den verhaßten Zwang hervor. Gegen 40000 Menschen strömten in wenig Tagen zu den bestimmten Sammelplätzen, Männer jeden Standes und Alters, mit dem weißen Kreuz bezeichnet, unter Führung ihrer Pfarrer; nur Greise, Weiber und Kinder blieben in manchen Dörfern zurück. Schon der Gleichgültige galt als verdächtig, und der Jakobiner, der nicht erschlagen wurde, mußte sich glücklich schätzen, wenn er in Monteleone, Cantanzaro oder Cotrone eine Zuflucht fand. Denn nur diese drei Hauptorte blieben im untern Calabrien der Republik ergeben. Das Tribunal zu Catanzaro setzte einen Preis auf den Kopf des Cardinals, aber die Antwort war, daß die Boten, welche die Nachricht verbreiten sollten, erschlagen wurden. Da Ruffo zur selbigen Zeit aus Messina vier kleine Kanonen und Munition erhielt, traf er nun seine Vorkehrungen für den Kriegszug. Er nahm den Titel eines Generalvicars an und erließ eine neue

Digitized by Google

Proclamation, die in Ermangelung von Druckerpressen von den Geistlichen handschriftlich verbreitet wurde. Geld verschaffte er sich, indem er die Einkünfte aller Barone, welche in Neapel oder in dem von den Franzosen besetzten Gebiet verweilten, in Beschlag nahm, Pulver lieferten die Schmuggler, denn was aus Messina geschickt wurde, zeigte sich unbrauchbar. Zu regelmäßigem Dienste war die Menge nicht zu bewegen, nur mit Mühe konnten die ehemaligen Soldaten als besondere Abtheilung gesammelt werden; den Befehl übernahmen Unteroffiziere, denn von den höhern Offizieren war noch beinahe niemand zurückgekehrt. Am 28. Februar zog Ruffo ohne Widerstand in Monteleone ein; hier gelang es ihm, drei Bataillone, jedes von 600 Mann, aus frühern Soldaten zusammenzusetzen, sogar einige Cavalleristen durch geschenkte Pferde beritten zu machen. Diese Armee nannte er Armata cristiana, umgab sich mit einigen Beamten und geistlichen Secretären, darunter auch der Abbate Sacchinelli, welcher nach mehr als dreißig Jahren der Geschichtschreiber des Feldzugs geworden ist.

Zunächst ging es ostwärts gegen Catanzaro; auch in diese Hauptstadt der Provinz verschafften Einverständnisse im Innern und ein zur Nachtzeit geöffnetes Thor leichten Eingang. Größere Schwierigkeiten bot das befestigte Cotrone am Jonischen Meerbusen. Die meisten flüchtigen Republikaner hatten sich dahin zurückgezogen und durch einige aus Aegypten zurückkehrende französische Offiziere Verstärkung erhalten. Trotzig wiesen sie jede Aufforderung zur Uebergabe zurück; die Boten des Cardinals wurden in Haft genommen und zum Tode verurtheilt, und gerade sollte das Urtheil vollzogen werden, als es am 22. März einer von Ruffo vorausgesandten Abtheilung gelang, einen Ausfall der Belagerten zurückzuweisen und mit den Fliehenden in die Stadt, wenig später auch in das Castell einzudringen. Am 25. März, dem zweiten Ostertage, hielt der Cardinal seinen Einzug. Aber der Erfolg wurde ihm beinahe so nachtheilig wie eine Niederlage. Das Haus, in welchem er selbst Wohnung nahm, war das einzige, welches der Plünderung entging, und schon in der Nacht nach seinem Einzug lief die Armata zum

Digitized by Google

größten Theil auseinander, voran diejenigen, welche den ersten, reichsten Theil der Beute in Sicherheit bringen wollten, ihnen folgend Misvergnügte, die sich übervortheilt glaubten, oder die Beschwerden des Marsches und eines unerhört strengen Winters nicht länger ertragen wollten. Nur mit einem Theile der regulären Miliz und einigen tausend Irregulären, also viel zu schwach, um seinen Vortheil verfolgen zu können, blieb der Cardinal zurück.

Aber von neuem gingen seine Proclamationen durch das Land und jetzt auch über das Meer nach Korfu, um von den Russen die in dem Bündniß vom 29. December 1798 dem Könige versprochene Unterstützung zu erbitten. Und bald vernahm man, daß auch andere Provinzen dem Beispiele der Calabresen theils gefolgt, theils sogar vorangegangen waren.

Zeit und Zustände bezeichnet am deutlichsten, was sich in Apulien ereignete. Auch hier hatte die Republik in einigen größern Städten Zustimmung oder Unterwerfung, bei der Masse der Bevölkerung Haß und Abscheu gefunden. Während der ersten Hälfte des Februar, als die Aufregung einen hohen Grad erreicht hatte, befanden sich sieben corsische Offiziere, durch die Revolution aus ihrer Heimat, dann durch Championnet's Heranzug aus Neapel vertrieben, auf der Wanderung nach einem Seehafen, um sich einzuschiffen. Es heißt: in dem Dorfe Montejasi habe einer von ihnen zum Scherze, oder um sich besseres Quartier zu verschaffen, der Wirthin erzählt, unter seinen Reisegefährten befinde sich der Kronprinz von Neapel. Sicher ist, daß dies Gerücht von einem angesehenen Grundbesitzer, Gerunda, angenommen, bald weiter verbreitet und allgemein geglaubt wurde. Als die Corsen in Brindisi anlangten, wurden sie festlich empfangen, von allen Seiten kamen Volkshaufen und Deputationen, um dem vermeintlichen Kronprinzen Gut und Blut zur Verfügung zu stellen. Schon ein Zweifel über seine Persönlichkeit schien ein todeswürdiges Verbrechen. Die Corsen, auch wenn sie gewollt hätten, konnten die Menge nicht wieder enttäuschen; es scheint aber, daß einflußreiche Personen, insbesondere die französischen Prinzessinnen, Tanten Lud-

Digitized by Google

wig's XVI., welche sich auf der Flucht von Neapel nach Triest eben im Hafen von Brindisi befanden, ihnen zuredeten, eine Rolle, die für die königliche Sache so nützlich werden konnte, nicht sogleich wieder aufzugeben. Danach handelte man. Corbara, der vermeinte Kronprinz, schiffte sich, angeblich, um Verstärkung zu holen, mit vier Genossen nach Corfu ein und gelangte nach vielfachen Abenteuern im April nach Palermo, wo er bei Hofe nicht ungnädig aufgenommen wurde. Zwei seiner Genossen, Boccheciampe und De Cesari, blieben als Generale des Königs zurück. Es gelang ihnen, einen Kriegshaufen, sogar mit Cavalerie und Kanonen, zu sammeln; De Cesari zog, als sie am 27. Februar sich trennten, gegen Bari, Boccheciampe gegen Lecce. Ueberall wurden die Gegner überwältigt, manche, darunter sehr angesehene Personen, wie der Bischof Serao von Potenza, getödtet, oder wie der Erzbischof Capecelatro von Tarent gefangen. Nicht lange, und in Apulien wehten mit Ausnahme weniger Städte wieder die königlichen Fähnen.[1]

Diese Nachrichten lauteten für die neue Republik um so bedenklicher, als auch im Norden und Süden der Hauptstadt der Widerstand gegen die Invasion an Stärke gewann. Es war die Zeit des Michele Pezzo, den die Welt unter dem Na-

[1] Die älteste und beste Darstellung dieser hier nur angedeuteten Ereignisse gab Vincenzo Durante, der als Adjutant De Cesari's den ganzen Feldzug bis zur Einnahme von Neapel mitmachte: „Diario storico delle operazioni di guerra intrapresi da D. Gio. Francesco di Boccheciampe e D. Gio. Baptista de Cesari" (Neapel 1800). Die Schrift ist sehr selten und selbst den italienischen Schriftstellern meistens unbekannt geblieben. Cuoco's Angaben (Kap. 16) sind unzureichend; Coppi, „Annali dItalia" (Rom 1824), II, 314, der ihn vornehmlich benutzte, wurde wieder von Marulli, „Ragguagli storici sul regno delle due Sicilie" (Neapel 1845), I, 282, 341, abgeschrieben. Colletta's Erzählung ist ein Gewebe von Widersprüchen und Unrichtigkeiten, auch Sacchinelli, S. 77, 155, zeigt bei dieser Gelegenheit, daß sein Horizont nicht weit über das, was er mit eigenen Augen sah, hinausreicht. Viel besser unterrichtet ist Malaspina, S. 84; leider bietet er seiner Gewohnheit nach statt einer Erzählung nur einzelne Notizen.

Digitized by Google

men Fra Diavolo kennt. In Terra di Lavoro, seinem Geburtslande, hielt er die Straße von Rom nach Neapel besetzt; Kuriere, Briefschaften, einzelne Franzosen, kleine Abtheilungen fielen ihm in die Hände. In der Gegend von Sora verübte der Müller Gaetano Mammone abscheuliche Grausamkeiten. Man erzählte, daß er 400 Menschen mit eigener Hand getödtet und das Blut der Ermordeten aus einem menschlichen Schädel getrunken habe. Schon auf die erste Nachricht von Ruffo's Erfolgen war die Bevölkerung am Golf von Policastro aufgestanden, und der Cardinal hatte dem Bischof Ludovici als seinem Stellvertreter die Leitung übertragen. Noch näher der Hauptstadt in Capaccio, wenig entfernt von den Ruinen des alten Pästum, erhob der Bischof Torrusio die königliche Fahne, unterstützt von einem frühern Polizeisoldaten Namens Sciarpa, der, wie seine Feinde erzählten, vorher der Republik vergebens seine Dienste angeboten hatte. Championnet, so sehr er wünschen mußte, seine Macht zusammenzuhalten, sah sich genöthigt, gegen den rings sich verbreitenden Aufstand Truppen zu senden. Mitte Februar wurden zwei Abtheilungen ausgerüstet. Die größere, 6000 Franzosen unter Duhesme, sollte Apulien, die für den Unterhalt der Hauptstadt unentbehrliche Vorrathskammer, wieder einnehmen; die kleinere, 1200 Neapolitaner, unter einem ebenso eifrigen als unwissenden vormaligen Lieutenant Schipani, sollte an der Westküste über Salerno nach Calabrien vorrücken und, durch die fliehenden Patrioten verstärkt, dem Cardinal die Stirn bieten. Am 19. Februar verließ Duhesme Neapel und kam über Benevent, Troja, Lucera am 23. nach Foggia. Einem französischen Heere konnten die Insurgenten nicht widerstehen. Ihre Hauptmacht, die sich in einer günstigen Stellung bei San Severo gesammelt hatte, wurde am 25. zum großen Theil vernichtet, darauf die Stadt der Plünderung preisgegeben.[1] Auch die Umgegend unterwarf sich, und die Franzosen setzten ihren Zug gegen die Meeresküste fort, als

[1] Bericht Duhesme's an Championnet vom 27. Februar in dem werthvollen Anhang bei Malaspina, a. a. O., S. 182.

Digitized by Google

Duhesme am 4. März in Cerignola aus Neapel von einem neuen Obergeneral den Befehl zum Rückzug erhielt.

Faypoult, voll Zorn über seine Ausweisung, hatte nicht gesäumt, in Paris gegen Championnet Klage zu führen, und das Directorium, schon zu oft durch eigenmächtige Generale in Italien gereizt, vielleicht in seiner Hoffnung auf die neapolitanische Beute getäuscht und in seinen politischen Absichten durch die Gründung der neuen Republik nicht gefördert, entschloß sich sogleich, seine Autorität gegen Championnet, wie im Sommer vorher gegen Brune und Saint-Cyr, zur Anerkennung zu bringen. Faypoult erhielt die Bestätigung in seinem Amt, Macdonald den Oberbefehl über die neapolitanische Armee, Championnet sollte sich in Frankreich vor einem Kriegsgericht verantworten. Der neugegründeten Republik versagte man vorerst die Anerkennung, schickte deshalb keinen Botschafter, sondern, wie es in einem von französischen Truppen besetzten Lande zu geschehen pflegte, einen Commissaire ordonnateur, Abrial, nach Neapel. Die officiellen Zeitungen jener Tage erhoben gegen Championnet bittere Vorwürfe, daß er mit Macdonald und andern Generalen nicht im Einverständniß gelebt und keine Mannszucht gehalten habe; ein Decret des Directoriums vom 25. Februar befahl alle des Raubes und der Plünderung Verdächtigen vor ein Kriegsgericht zu stellen.[1] Allerdings hat Championnet zuweilen unwürdigen Personen sein Vertrauen geschenkt, ihn selbst wagten nicht einmal seine Feinde unreiner Hände zu beschuldigen. Auch dem Directorium gegenüber bewährte er sich als gehorsamer Bürger. Am 27. Februar zeigt er der provisorischen Regierung seine Abberufung an. Sein einziges Bedauern, setzt er hinzu, bestehe darin, daß er die in Wahrheit unerschwingliche Contribution nicht vorher habe mindern können, weil er seiner Regierung von dem Betrage schon Nachricht gegeben habe. Dann, um alles Aufsehen zu vermeiden, verließ er zu Fuß, als gälte

[1] Vgl. „Nouvelles politiques de Leyde" vom 12. März, Supplement; „Proclami", S. 80.

Digitized by Google

es nur einen Spaziergang, die Hauptstadt, in die er einen Monat früher als Sieger eingezogen war.[1]

Am 1. März stellte sich sein Nachfolger Macdonald der provisorischen Regierung vor, ein rechtlicher Mann, aber ein ernster, strenger Soldat, der nicht wie Championnet harte Maßregeln durch ein gewinnendes Wesen zu mildern verstand. Wenig später langte von Rom, wo er die Wendung der Dinge abgewartet hatte, auch Faypoult wieder an, um sich sofort aufs neue mit der Eintreibung der Contribution zu beschäftigen. Den ganzen Betrag scheint er, obgleich er zu mancherlei Auskunftsmitteln griff, doch nicht erlangt zu haben, und alle Parteien athmeten auf, als er am 18. April dauernd von Neapel Abschied genommen hatte.[2] Die militärische Stellung der Franzosen war allerdings durch die Erfolge in Apulien verstärkt, aber nur so weit, als ihre Truppen sich ausdehnten. Als Macdonald Anfang März Duhesme mehr in die Nähe der Hauptstadt zog, loderte gleich hinter ihm der Aufstand wieder empor. Nach der Seite von Calabrien war so gut wie gar nichts erreicht. Schipani, statt rasch vorzudringen, ließ sich auf dem Wege in unnütze Scharmützel ein und wurde bei einem ungeschickten Angriff auf die kleine Bergstadt Castelluccio von Sciarpa's geringen Kräften so völlig geschlagen, daß er eilig nach Neapel umkehren mußte. Eine Abtheilung Franzosen unter dem General Olivier schlug dann wieder die Royalisten und verhängte über die Städte,

[1] Championnet's Abschiedsbrief bei Malaspina, S. 177; Saint-Albin, „Championnet" (Paris 1861), S. 217. Das Buch ist so voll von Fehlern, daß man nur einzelne kleine Züge mit Vorsicht ihm entnehmen darf.

[2] Verschiedene auf die Contribution bezügliche Verfügungen in den „Proclami", S. 78, 83, 86, 97, 103. Ueber Faypoult vgl. „Nouvelles politiques" vom 16. April, Supplement, und „Moniteur, An VII", Nr. 233. Sehr charakteristische Einzelheiten über die Zustände in Neapel vom 29. Januar bis zum 14. April ließen sich, wenn der Raum es gestattete, der kleinen auf der Nationalbibliothek befindlichen Chronik eines Royalisten entnehmen, welche Raffaele Parisi im „Corriere del mattino" vom 1. und 2. Februar, 3. und 4. März, und 4. und 5. April 1883 veröffentlicht hat.

Digitized by Google

die sich erhoben hatten, ein entsetzliches Blutgericht.[1] Aber durch alle diese Greuel wurde die Zahl derjenigen, welche Rachsucht und Verzweiflung zu den Waffen trieben, nur vergrößert, und die Umgegend von Salerno bildete im wesentlichen die Grenze des französischen Machtbereichs.

In seiner ersten hochtönenden Antrittsrede nannte Macdonald San Severo und Salerno das Grab der Royalisten. Am 4. März machte er unter den härtesten Drohungen alle Gemeindebeamten und Geistlichen für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich. Dann folgte am 9. März eine Proclamation, welche in mildern Worten die verführten Mitbürger zur Unterwerfung auffordert, vor den Ränken des entflohenen Tyrannen warnt und die Gerüchte von seiner baldigen Wiederkehr als hinterlistige Täuschung bezeichnet. Auch den Bischöfen und Pfarrern wurde zur Pflicht gemacht, die Gläubigen zu belehren; nicht wenige folgten, selbst der Cardinal-Erzbischof Zurlo von Neapel erließ zu Gunsten der Republik zwei Hirtenschreiben, das eine vor, das andere nach der österlichen Zeit, die auf ausdrückliche Anordnung des Ministers Conforti mit allen bisher üblichen Feierlichkeiten begangen wurde.[2] Aber ein Mittel blieb so wirkungslos wie das andere. In der zweiten Hälfte des März mußte Macdonald sich zu einer neuen Unternehmung nach Apulien entschließen. Statt Duhesme's, der in die Ungnade Championnet's verwickelt war, wurde Broussier an die Spitze gestellt; etwa 1000 Neapolitaner schlossen sich an. Ihr Anführer war Ettore Carafa, Graf von Ruvo, aus dem Geschlechte der Herzoge von Andria, eine typische Gestalt in jener widerspruchsvollen Zeit. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, hoch begabt, unbändig, und wenn ihn die Leidenschaft ergriff, jeder mildern Regung unzugänglich, hatte er schon die sonderbarsten Schicksale, Liebesabenteuer, Verschwörungen, Gefangenschaft, Flucht und Kämpfe aller Art durchlebt. Von glühender Vater-

[1] Bericht Olivier's vom 26. Februar an Championnet, Antrittsrede Macdonald's vom 1. März bei Malaspina, a. a. O., S. 181, 178.

[2] Vgl. „Proclami", S. 67, 79, 89, 90, 106.

Digitized by Google

landsliebe beseelt, aber das eifrigste Werkzeug der Franzosen, und schon wegen anderer Thaten von Macdonald öffentlich belobt, führte er jetzt die Fremden gegen den eigentlichen Stammsitz seiner Familie. Vornehmlich durch seine wilde Tapferkeit wurde am 21. März die befestigte Stadt Andria erstürmt, geplündert und dann den Flammen übergeben[1]; gegen 4000 Menschen sollen umgekommen sein. Gleichwol hatten in diesem Lande, wo die disciplinirten Truppen wie Feiglinge geflohen waren, die Bürger von Trani noch den Muth, allen Drohungen Trotz zu bieten; nur nach einem verzweifelten Straßenkampfe siegten am 2. April die Angreifer, und wieder wurde die Stadt niedergebrannt, die Einwohner, die nicht in Fischerbarken auf das Meer flüchten konnten, umgebracht. Noch zwei kleine Städte traf dasselbe Schicksal, dann unterwarf sich Bari nebst der Umgegend, und als die Scharen Boccheciampe's und De Cesari's heranzogen, wurden sie am 5. April bei Casa Massima zersprengt. Boccheciampe soll in Brindisi gefangen sein, De Cesari mußte für längere Zeit die Verborgenheit suchen.

Der Aufstand in Apulien schien erstickt. Es möchte auch Ruffo übel ergangen sein, wenn Broussier sich weiter nach Süden hätte wenden können. Aber mittlerweile waren die Machtverhältnisse in Europa verändert; in Deutschland, in der Schweiz, in der Lombardei hatten die Heere der Coalition den Sieg davongetragen. Wenige Tage nach seiner Niederlage bei Magnano, am 8. April, sandte Scherer an Macdonald den Befehl, sich zur Rückkehr nach Oberitalien vorzubereiten; die nächste Folge war, daß Broussier nicht weiter vorgehen durfte. Ohne Hinderniß konnte der Cardinal in Calabrien neue Scharen sammeln und sogar an den Marsch nach Neapel denken, zu welchem er von Sciarpa und Torrusio dringend aufgefordert wurde.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Theilnahme, mit welchen Hoffnungen die Königin diese Ereignisse und die An-

[1] Bericht Carafa's an die provisorische Regierung, „Proclami", S. 120.

Digitized by Google

zeichen einer bessern Zukunft verfolgte. Sie war es gewesen, mit welcher Ruffo seinen Plan und die Ausführung überlegte. Während des Zuges blieb sie in beständiger Verbindung mit ihm, und ihre Briefe sind nicht allein für die Geschichte der Zeit, sondern auch für ihre Persönlichkeit eine sehr interessante, und man darf hinzufügen, die günstigste Quelle. In den Briefen nach Wien kommt sie vor Jammer und Elend gar nicht zu sich selbst; alles wird, um die Hülfe des Kaisers zu erzwingen, in den schwärzesten Farben geschildert, die Frau, die Mutter scheint jeden Halt zu verlieren. Hier, in den Briefen an Ruffo, an einen verehrten, bewunderten, aber doch immer als Unterthan ihr gegenüberstehenden Mann, zeigt sich auch die Königin. Der Ausdruck ist würdig, das Urtheil verständig, bescheiden, nicht selten wohl begründet. Unermüdlich sucht sie den Wünschen des Cardinals entgegenzukommen, und mit Begeisterung folgt sie seinen Fortschritten. „Ich fühle es", schreibt sie, „mit welchem Muth, mit welcher Festigkeit und Einsicht Ew. Eminenz alles ausführen; ich möchte weinen vor Verzweiflung, daß ich Ihnen nicht Neapel bei unserer Abreise anvertraut habe. Wie oft, wie oft wünsche ich ein Mann zu sein; längst wäre ich zu Ew. Eminenz geflogen und hätte vielleicht Ihr kühnes Unternehmen etwas erleichtern können." [1] Gern

[1] Die Königin an Ruffo, 16. Februar, 21. März, bei Maresca, „Carteggio della regina Maria Carolina col Cardinale Ruffo nel 1799" (Neapel 1881), S. 10, 16, auch im „Archivio storico per le provincie Napoletane", Bd. 5. Eine wichtige Ergänzung dieser Briefsammlung bildet der eben jetzt (August 1883) im Erscheinen begriffene, gleichfalls von Maresca veröffentlichte „Carteggio del Cardinale Ruffo col ministro Acton" im „Archivio storico per le provincie Napoletane", Bd. 8. Von den Briefen der Königin an Ruffo findet sich, wie der letzte Herausgeber bemerkt, eine Anzahl im 3. und 4. Bande von Alexandre Dumas' „I Borboni a Napoli" (Neapel 1862), und die ganze Sammlung in dem Supplementbande desselben Werkes (Neapel 1863). Sie ist nach der Originalhandschrift gedruckt, aber so voll von Druck- und Lesefehlern, daß eine neue Ausgabe sehr erwünscht war. Dumas gibt außerdem die Briefe Ferdinand's IV. an Ruffo und zahlreiche wichtige Urkunden, die er

Digitized by Google

hätte sie Ruffo's oft wiederholten Wünschen gemäß den König in Calabrien gesehen. „Ich fühle wohl, wie sehr Sie recht haben", antwortet sie am 29. März; „ich glaube auch, daß die Anwesenheit des Souveräns alles am schnellsten und rühmlichsten beendigen würde; allein solche Entschlüsse kann man wohl vorschlagen und empfehlen, aber die Entscheidung steht bei dem, der sie faßt." Wenigstens ein Zeichen wollte sie ihren treuen Kämpfern zukommen lassen. „Wir sticken jetzt", schreibt sie der Tochter in jenen Tagen, „eine Fahne für die Calabresen, welche sich sehr gut halten und die sogenannten Freiheitsbäume zu Boden werfen. Wir hören, daß auch in den übrigen Provinzen, besonders in Abruzzo Aufstände zu unsern Gunsten erfolgen. Ich bin überzeugt, wenn nur eine geringe Macht sich vor der Hauptstadt zeigte, würde der Ueberrest des Königreichs sofort zu seiner Pflicht zurückkehren. Aber dort herrscht die Schlechtigkeit bei dem größten Theil des Adels, des Militärs und bei einigen jungen Advocaten und Studenten, sowie bei bösen Priestern und Mönchen. Das Volk ist treu, aber entwaffnet und gedemüthigt durch die häufigen Füsilladen."[1]

Mit steigender Ungeduld erwartete sie deshalb das russische Hülfscorps, das, von Kaiser Paul versprochen, sich längst auf dem Wege nach Italien befand, aber infolge militärischer und politischer Umstände niemals nach Neapel gelangte. Dagegen konnte man jetzt endlich von Palermo aus ein Lebenszeichen geben. Nur deshalb war Nelson so lange unthätig geblieben, weil seine Flotte getheilt und durch verschiedene Aufgaben, die Blokade von Alexandria, die Belagerung von Malta beschäftigt war. Am 16. März kehrte Troubridge, der geschickteste seiner

während seines Aufenthalts in Neapel durch Vermittelung des ihm befreundeten Archivdirectors Lattari erhalten hatte. Sie sind, soviel mir bekannt, niemals später für die Geschichte des Jahres 1799 benutzt worden. Ich selbst verdanke ihre Kenntniß der Güte des Herrn Marchese Maresca, der mir bei dieser Arbeit die freundlichste Unterstützung zutheil werden ließ.

[1] Die Königin an die Kaiserin, 19. März, 2. April.

Digitized by Google

Kapitäne, aus Aegypten zurück, und befand sich vor Ende des Monats mit drei Linienschiffen und mehrern kleinern Fahrzeugen auf der Fahrt nach Neapel. Er sollte die Inseln des Golfs wieder für den König in Besitz nehmen, der Hauptstadt und den benachbarten Orten die Zufuhr zur See abschneiden und durch sein Erscheinen die Franzosen abhalten, Truppen in die aufständischen Provinzen zu senden. Bis zum 10. April waren Ischia, Capri, Procida in seiner Gewalt; die Einwohner fielen überall der königlichen Sache zu, und von Neapel aus konnte man nur geringen Widerstand leisten, obgleich Caracciolo halb willig, halb widerwillig in den Dienst der Republik getreten war und der Bildung einer neuen Marine seine, wie selbst die Gegner gestehen, nicht geringen Fähigkeiten zugewendet hatte. Sogleich wurde die königliche Regierung wiederhergestellt, freilich unter Formen und Maßregeln, die es zweifelhaft machen, wer der schlimmste Feind des unglücklichen Landes gewesen sei. Nichts ist unerfreulicher als der Briefwechsel Nelson's mit seinem Freunde; sogar die Aeußerungen des republikanischen Fanatismus erträgt man leichter, als die rohe Selbstüberhebung, welche alles, was nicht englisch ist, kaum als Menschen anzusehen sich herbeiläßt. Unter dem Einfluß der Unglücksfälle, an denen er selbst so nahe betheiligt war, hatte Nelson's Erbitterung gegen Franzosen und Republikaner jedes Maß verloren. Narren nannte er die sicilianischen Offiziere, welche die Mannschaft eines aus Aegypten zurückkehrenden französischen Krankenschiffes in Agosta vor der Niedermetzelung bewahrt hatten, und mit Troubridge hegte er keinen eifrigern Wunsch als nach blutigen Executionen gegen die auf den Inseln gefangenen Republikaner. Der auf sein Drängen von Palermo nach Procida geschickte Richter — es war der später zu entsetzlicher Berühmtheit gelangte Speciale — erschien ihnen nicht rasch und thätig genug. „Er ist die ärmlichste Creatur, die ich jemals sah", schreibt Troubridge, „erschreckt und gleich außer sich. Er sagt, 70 Familien seien verwickelt, will den Priester, ehe er ihn hängen läßt, erst degradiren lassen." Als dann am 14. April die Processe anfingen, mußte selbst Troubridge das Verfahren zuweilen befremdlich

Digitized by Google

finden; es kam vor, daß man Gefangene anklagte und verurtheilte, ohne sie vorzuführen.[1]

Natürlich säumte Troubridge nicht, sich mit den Bandenführern auf dem Festlande, mit Fra Diavolo und dem Bischof Torrusio in Verbindung zu setzen und ganz in der Art der Engländer, ohne alle Rücksicht auf die unvermeidlichen Folgen, die Anwohner des Golfs zur Ergreifung der Waffen anzureizen. Auch Ruffo hätte er gern zu einem raschen Vorstoß bewogen, aber der Cardinal hielt sich an seinem wohl überlegten Plane, zum großen Misfallen der beiden Engländer, jedoch in Uebereinstimmung mit den Ansichten der Königin, die am 5. April sehr verständig vor unzeitigen Wagnissen und einem übereilten Angriff gegen die Hauptstadt warnt.[2] Einige Wochen später scheint aber Nelson's Drängen doch wieder den Ausschlag gegeben zu haben.[3] Gegen Ende des Monats, nachdem die neapolitanische Fregatte Minerva einige Verstärkungen gebracht hatte, wagte Troubridge eine Landung. Es gelang ihm, sich des Forts von Castellamare zu bemächtigen; das war genug, um die Royalisten in Sorrent, Salerno und benachbarten Orten zu neuem Aufstand und blutigen Thaten gegen ihre Widersacher aufzuregen. Hätte man nur einige Tage den schon vorherzusehenden Abzug der Franzosen erwartet, so hätte das Ergebniß dauernd sein können, jetzt aber war Macdonald schon im Interesse der eigenen Sicherheit zur Abwehr genöthigt. Er ließ eine Colonne von Avellino, eine andere, die er selbst führte, von Torre dell' Annunziata aus, gegen Castellamare vorgehen. Am 28. April wurden die vereinigten Engländer und Neapolitaner auf die Schiffe zurückgetrieben[4]; der

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 329, 333, 357.

[2] Vgl. auch die merkwürdige, an Nelson gerichtete Instruction des Königs für Troubridge vom 28. März bei Alexandre Dumas, „I Borboni a Napoli", III, 202.

[3] Die Königin an Ruffo, 23. April, bei Maresca, a. a. O., S. 28.

[4] Bericht Macdonald's an die Executivcommission in Neapel, im französischen „Moniteur, An VII", Nr. 258; Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 341, 358.

Digitized by Google

General Vatrin drang noch einmal nach Salerno vor, und nur Caracciolo's Einfluß bewahrte die beiden Städte vor Brand und Plünderung. Allein dies war die letzte Anstrengung der Franzosen. Der Rückzug nach Oberitalien war beschlossene Sache; die Nachrichten von der Niederlage bei Cassano, von Suworow's Einzug in Mailand konnten ihn nur beschleunigen. Macdonald hatte schon im Laufe des April unter dem Scheine eines Uebungslagers den größern Theil seiner Truppen bei Caserta versammelt. Am 7. Mai hob er das Lager auf und schlug den Weg nach Rom ein; nur im Castell Sant' Elmo, in Capua und Gaëta blieben französische Besatzungen zurück. Theils über Sora und San Germano, theils über Terracina und Fondi zogen die Franzosen in zwei Colonnen nach Norden, beide konnten nur unter heftigen Kämpfen nach beträchtlichem Verlust die römische Grenze überschreiten.

III.

Macdonald hatte kurz vor seinem Abzug ein glückverheißendes Schreiben an die junge Republik gerichtet. Wie weit er seinen eigenen Worten glaubte, beweist er selbst, wenn er am 5. Mai einem Waffengefährten schreibt: „Ich sehe, wie die neapolitanischen Behörden sich auflösen, die Patrioten nach allen Seiten fliehen, die Lazzaroni zu den Waffen greifen und sie unbarmherzig niedermetzeln. Ziehen wir einen Schleier über diese Greuel, sie sind herzzerreißend.“ [1] Wer sich nicht selbst täuschen wollte, mußte in der That die Lage der Republik als hoffnungslos erkennen. Nicht als ob in den letzten Wochen nicht manches zu ihrer Befestigung geschehen wäre. Abrial, der französische Commissaire ordonnateur, war am 28. März [2] in Neapel eingetroffen. Alle Parteien rühmen ihn als einen verständigen, wohlwollenden Mann; es bleibt zu bedauern, daß sich bei der Mangelhaftigkeit der Quellen noch kein genaues Bild von seiner Thätig-

[1] Macdonald an den General Gauthier in Florenz, bei Mathieu Dumas, „Précis des événements militaires“ (Paris 1817), I, 463.

[2] Das Datum gibt die von Parisi veröffentlichte Chronik.

Digitized by Google

keit entwerfen läßt. Die von Championnet eingesetzte provisorische Regierung war im wesentlichen dem französischen Convent nachgebildet, der in Verbindung mit den Ausschüssen die gesetzgebende mit der Regierungs-Gewalt vereinigt hatte. Abrial nahm die Directorialverfassung zum Muster; er bildete neben dem Gesetzgebenden Körper eine Executivcommission von fünf Directoren: Agnese, Abbamonti, Albanese, Ciaja und Delfico, von denen aber der letzte wegen des Aufstandes in den Abruzzen niemals nach Neapel gelangte. In den Gesetzgebenden Körper traten zum großen Theil die frühern Repräsentanten, auch Cirillo zeigte sich jetzt bereit, den Vorsitz zu übernehmen. Wenn in den ersten Tagen der Republik das Recht der Erstgeburt und die Fideicommisse aufgehoben waren, so sollten jetzt die feudalen Rechte überhaupt beseitigt werden. An die Barone erging die Aufforderung, ihre Berechtigungen nachzuweisen; der Mangel eines Nachweises machte die vormals Verpflichteten frei. Dies war, wie man sieht, auf die Landbevölkerung der Provinzen berechnet, welche man auch dadurch zu versöhnen suchte, daß man eine von Championnet am 9. Februar veröffentlichte neue Eintheilung des Landes in Departements und Provinzen, ein übereiliges, den Spott herausforderndes Machwerk des Franzosen Vassal, wenigstens zum Theil wieder aufhob.[1] Noch wichtiger war es freilich, die Bewohner der Hauptstadt zu gewinnen, oder doch in diesen Tagen der Noth und Bedrängniß zu beschwichtigen. Schon durch die zahlreichen Aufstände in den Provinzen und in der Umgegend war die Ernährung schwierig geworden, und noch schwieriger, seitdem die Engländer auch zur See die Zufuhr abschnitten. Handel und Gewerbe stockten; schon am 9. Februar ergeht ein Verbot, daß niemand Dienstboten, Gesellen, Handarbeiter entlassen dürfe. Verarmung, Sittenlosigkeit und Misvergnügen nahmen in erschreckender Weise zu. Zahlreiche Verordnungen zeugen von der Sorgfalt und dem guten Willen der Municipalbehörden, von ihrem Wunsch, sich

[1] Vgl. „Proclami", S. 8, 35; Helfert, a. a. O., S. 169, 173; Cuoco, Kap. 23, 24, 30.

Digitized by Google

Liebe und Vertrauen zu erwerben, aber zugleich von der verzweifelten Lage. Man stiftete eine Unterstützungskasse, in welche Cirillo einen großen Theil des durch seine ärztliche Kunst erworbenen Vermögens niederlegte; für die verschiedenen Stadtquartiere wurden Armenpfleger ernannt, Frauen aus den vornehmsten Geschlechtern, die Herzoginnen von Cassano und Pepoli übernahmen die Einsammlung milder und patriotischer Gaben. Den Preis der Lebensmittel suchte man durch Herabsetzung des Eingangszolles zu mindern, die alten, lästigen Beschränkungen des Fischfanges wurden aufgehoben und, um Geld zu beschaffen, einige Besitzungen des Königs, soweit die Franzosen es zuließen, versteigert.[1] Auch für die Bildung einer bewaffneten Macht konnte endlich etwas geschehen. Das von Championnet eingesetzte Militärcomité hatte so gut wie gar nichts geleistet; aber unter Macdonald wurde am 6. März eine besondere Militärcommission berufen, um für das neuzubildende Heer aus der alten königlichen Armee die geeigneten Offiziere auszuwählen. Am 12. März wird sogar die allgemeine Militärpflicht decretirt. Alle unbescholtenen Bürger sollen vom funfzehnten bis zum funfzigsten, nach einem spätern Gesetze sogar bis zum sechzigsten Jahre der Nationalgarde angehören.[2]

Wären nur Befehle und ihre Ausführung dasselbe! Wer hätte im Ernst daran denken können, den Lazzaroni aufs neue die Waffen in die Hand zu geben? Zu der Bildung eines stehenden Heeres war auch im April noch kaum der Anfang gemacht. Das Mistrauen der Franzosen hinderte jede kräftige Maßregel, ebenso wie ihre Anforderungen jede Besserung der Finanzen unmöglich machten. Selbst unter den Patrioten wuchs die Unzufriedenheit, und von der Stimmung der niedern Klassen zeugen die immer wiederkehrenden kriegsgerichtlichen Urtheile.[3] Alle Bemühungen Championnet's waren nicht im Stande ge-

---

[1] „Proclami", S. 52, 53 fg., 99 fg.

[2] Ebend., S. 88, 79, 99.

[3] Ebend., S. 119. Die Königin an Ruffo, 23. April.

Digitized by Google

wesen, den Ingrimm der Bevölkerung, die Erbitterung gegen die Fremden zu besiegen. Nur mit der äußersten Anstrengung hielten die beiden bevorzugten Häupter der Lazzaroni ihre Genossen vom offenen Aufstande zurück; am 4. März, als die bei Salerno genommenen königlichen Fahnen durch die Straßen geführt wurden, kam es gleichwol zu blutigen Auftritten.[1] Natürlich steigerte sich die Aufregung, als Anfang April englische Schiffe den Golf und die Inseln wieder beherrschten. Selbst die provisorische Regierung schien es anfänglich vermeiden zu wollen, einen so gefährlichen Feind durch schroffes Benehmen zu reizen. Troubridge konnte mit der Stadt in Verbindung treten; man lieferte ihm die zurückgebliebenen Effecten Hamilton's aus, bezahlte sogar den mittlerweile ausgetrunkenen Wein. Der Dank war, daß die Königin über die Schwäche und Feigheit der Rebellen frohlockte, und daß Troubridge um so eifriger die Royalisten in Neapel zum Aufstande antrieb. Unzweifelhaft harrten viele nur auf eine Landung der Engländer, um sich ihnen anzuschließen. Da wurde, am 5. April, die Stadt von dem Gerücht erfüllt, es sei eine entsetzliche Verschwörung entdeckt. Als Anstifter nannte man die Gebrüder Baker und ihren Vater, Kaufleute, aus der Schweiz gebürtig; in ihrer Wohnung sollte eine unzählige Menge königlicher Abzeichen gefunden sein, daneben Mordinstrumente, um an einem bestimmten Tage alle Republikaner umzubringen. Eine junge Frau, Luigia Molines San Felice, wurde als Entdeckerin, Befreierin und Mutter des Vaterlandes gepriesen. Sie war die Geliebte des einen der Brüder, der ihr zur Sicherung für den bevorstehenden Schreckenstag eine Warnung und ein geheimes Erkennungszeichen gegeben hatte. Sie aber, die auch unter den Republikanern einen andern, noch bevorzugten Liebhaber besaß, machte diesem, um ihn zu retten, von dem ihr anvertrauten Geheimniß Mittheilung, und von ihm gelangte es weiter an die Behörden. Wie viel Wahrheit jenen Angaben zu Grunde liegt, läßt sich schwer bestimmen; sicher ist nur, daß

[1] Vgl. „Nouvelles politiques de Leyde" vom 16. April, Supplement.

Digitized by Google

die beiden Brüder mit ihrem Vater und vielen andern — man erzählte, gegen 400 — als Verschwörer verhaftet wurden.[1]

Für den Augenblick war dem Ausbruch der Volkswuth Einhalt geschehen; aber mußte sie nicht um so wilder hervorbrechen, wenn die eigentlichen Machthaber, die Franzosen, sich entfernt hatten? So dachte Macdonald, so dachte die Königin, so dachte Nelson. „Ich schmeichle mir", schrieb er schon am 29. April, „daß die beiden Majestäten in zehn Tagen wieder in Neapel sind."

Aber das Unerwartete geschah. Statt zu verzweifeln, athmete man auf in Neapel. Das Misverhältniß zwischen den Einheimischen und den fremden Bedrängern war so unerträglich geworden, daß man ihren Abzug vor allem als eine Befreiung empfand. Dazu kam die politische Unerfahrenheit, die Unfähigkeit, die eigenen Kräfte im Vergleich zu den fremden zu berechnen, der Enthusiasmus, welcher so leichtbeweglichen Gemüthern das Gewünschte schon als erreicht erscheinen ließ. Eigentlich datirt die Neapolitanische Republik erst seit dem Abzug der Franzosen, und unmöglich kann man den Männern, welche nunmehr an die Spitze traten, das Zeugniß versagen, daß sie, nicht blos dem Namen nach Patrioten, mit Ueberzeugung und Uneigennützigkeit die schwere Aufgabe übernahmen.

Manches, was früher nur beschlossen war, kam jetzt zur Ausführung. In die Nationalgarde trat eine große Zahl von Personen, man sagte 30000, freilich, wie Nelson mit Recht ver-

[1] Der Vorgang ist bekanntlich unzähligemal beschrieben, besungen und bis in die neueste Zeit zu Gedichten und Dramen verarbeitet worden. Die meisten Erzähler stimmen bei vielen Verschiedenheiten darin überein, daß sie, wenn überhaupt ein Datum angegeben wird, nach dem Vorgange der „Mémoires sur les dernières révolutions de Naples par B. N..., témoin oculaire" (Paris 1803), das Ereigniß in den Mai oder Juni verlegen. Helfert, a. a. O., S. 289, nennt nach Ulloa, „Annotamenti alla storia di Pietro Colletta", S. 154, den 10. Juni 1799 als Tag der Entdeckung. Die Erzählung findet sich aber schon im „Moniteur, An VII", vom 4., 12., 14. Mai, nach Briefen aus Neapel vom 9., 10., 13. April. Die Einzelheiten klar zu stellen, würde den hier gegebenen Raum weit überschreiten.

Digitized by Google

muthet, nicht gerade aus Liebe zur Republik, sondern um der Wiederkehr so entsetzlicher Greuel, wie man sie im Januar erlebt hatte, vorzubeugen. Auch für die Bildung von Linientruppen erfolgte eine wirksame Maßregel. Nach einem Erlaß des jetzigen Kriegsministers Manthoné vom 14. Mai wurden vier Legionen, jede zu drei Bataillonen von ungefähr 1050 Mann, gebildet, die Offiziere zum größten Theil sogleich ernannt. Vier Tage früher, gleich nach dem Abzug der Franzosen, war ein schwungvoller Aufruf an die Patrioten und nicht weniger an die verirrten Mitbürger ergangen, allen Freiheit und Glückseligkeit, den letztern auch Verzeihung und Vergessen zusichernd, wenn sie ihre Kräfte zum Wohle der Republik vereinigen wollten.[1] So sind noch andere Proclamationen jener Tage mit überschwenglichen Verheißungen erfüllt, die man nicht ohne Theilnahme liest, weil man sich des Gefühls nicht erwehren kann, daß die Urheber an die Wahrheit ihrer Worte glaubten.

Immer bleibt es aber zweifelhaft, ob dieser Enthusiasmus nicht bald einer ruhigern Erwägung und der Ueberzeugung Platz gemacht hätte, daß man unmöglich sich mit eigenen Kräften gegen die von allen Seiten heranrückenden Feinde und zugleich gegen die englische Flotte vertheidigen könne. Leider gab das, was über die Stimmung des Hofes verlautete, den Führern in Neapel wenig Hoffnung auf annehmbare Bedingungen. Zudem trat ganz unerwartet ein Ereigniß ein, das den Republikanern, indem es sie mit neuem Muth erfüllte, jede Neigung nahm, die Hand zum Frieden auszustrecken.

Mit unvergleichlichem Eifer hatten die Franzosen sich bemüht, die bei Abukir vernichtete Flotte zu ersetzen und die Herrschaft des Mittelländischen Meeres wiederzugewinnen. Unablässig war in den Häfen des Atlantischen Oceans gearbeitet, und am 16. April verließ eine große Flotte den Hafen von

[1] Vgl. „Proclami", S. 160. Ein Decret über die Nationalgarde auszüglich bei Marulli, „Ragguagli storici", I, 379. Der Aufruf der Regierung bei Sacchinelli, S. 175.

Digitized by Google

Brest: 19 Linienschiffe, denen sich bei Corunna und Ferrol 5 spanische zugesellten. Am 12. Mai erhielt Nelson in Palermo die Nachricht, die französische Flotte sei bei Oporto gesehen; am Abend des 13. hörte er, sie sei unter dem Schutz eines dichten Nebels an der großen englischen Flotte, welche unter dem Admiral St. Vincent den Hafen von Cadix blokirte, vorüber und durch die Meerenge von Gibraltar gefahren; man glaubte, daß sie ihren Lauf gegen Minorca und Sicilien richten würde. Auf der Stelle war Nelson's Plan gefaßt: bei Maritimo wollte er seine Flotte vereinigen und den Feind erwarten, deshalb mußte er nicht allein die gegen Malta bestimmten Schiffe, sondern auch Troubridge von Neapel zurückrufen. Kein Zögern galt, schon am 20. befand sich Troubridge mit seinen Linienschiffen in Maritimo; nur Kapitän Foote mit der Fregatte Seahorse, Graf Thurn mit der Minerva und einige kleinere Schiffe waren bei Procida geblieben. Die Ursache konnte in Neapel nicht verborgen bleiben, und die Hoffnung auf baldige Hülfe drängte jeden andern Gedanken zurück. Man rüstete sich zu verzweifeltem Widerstande und versuchte zunächst die Abwesenheit des englischen Geschwaders zur Wiedereroberung der Inseln Procida und Ischia zu benutzen. Nicht lange nach Troubridge's Abfahrt griff Caracciolo den englischen Kapitän mit den Ueberbleibseln der neapolitanischen Flotte und einer Anzahl neugezimmerter Kanonenboote an. Konnte er auch seine Absicht nicht erreichen, so hielt er doch den Tag über Stand, und erst am Abend trennte der Gegenwind ihn von dem Feinde. Es war schon etwas, vor englischen Schiffen nicht geflohen zu sein, und am 28. Mai schreibt Foote an Nelson: Caracciolo bedrohe ihn mit einem neuen Angriff.[1] Aber zu einem solchen kam es nicht mehr. Die Republikaner standen der letzten Entscheidung gegenüber; an Angriffe war nicht mehr zu denken, nur noch, wie man das Aeußerste verzögern könne.

Wir haben gesehen, wie der Cardinal Ruffo in Cotrone neue Kräfte sammelte. Am 5. April setzte er sich wieder in

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 352, 355, 362, 376.

Digitized by Google

Bewegung mit ungefähr 7000 Mann regelmäßiger und unregelmäßiger Truppen und mit einer unzähligen Menge Wagen, die, von Ochsen gezogen, in endloser Reihe auf den ungebahnten Straßen sich langsam fortbewegten. Der Cardinal verstand es, seine Landsleute zu behandeln, er war bald da, bald dort, ermunterte die Müden, regte die Säumigen an, wußte durch zweckmäßige Uebungen ihre Kriegslust anzufeuern und auszubilden. Man durchwatete den Neto, den Grenzfluß zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Calabrien. In Cosenza wurde eine neue Provinzialregierung eingesetzt, sodann am 17. April aus dem Hauptquartier in Corigliano eine Proclamation erlassen, welche allen, die zum Gehorsam zurückkehren würden, Amnestie versprach und alle Gewaltthätigkeiten gegen vormalige Demokraten auf das strengste untersagte.[1]

Aber plötzlich sah sich der Cardinal einer Gefahr gegenüber, wie er sie am wenigsten erwarten konnte. Nach Sacchinelli's Behauptung hatten die Engländer ausgewirkt, daß in Sicilien und auf den übrigen Inseln die Strafgefangenen unter der Bedingung, gegen die Republik zu fechten, befreit und an den Küsten von Calabrien ausgesetzt wurden. Bald war das Land von ihren Greuelthaten erfüllt. Von allen Seiten kam die Klage in das Lager, und die irregulären Compagnien wollten auseinanderlaufen, um Haus und Familie zu vertheidigen. „Niemals", erzählt der Biograph, „hat der Cardinal so sehr sich selbst übertroffen." Ohne Zeitverlust ließ er das Heer unter dem Oberbefehl seines Bruders Francesco, der ihm von Palermo nachgekommen war, in Corigliano Halt machen und von der wenigen Cavalerie und den zuverlässigsten Leuten umringen; zugleich mußten die anwesenden Geistlichen gegen die Desertion und für die Erhaltung der Disciplin kräftig ihre Stimme erheben. Er selbst stieg zu Pferde und ritt in Begleitung des Bischofs von Cariati und der einflußreichsten Grundbesitzer durch das Land. Durch Güte und Ermahnung gelang es ihm, in unglaublich kurzer Zeit mehr als tausend

[1] Die Proclamation bei Sacchinelli, S. 144.

Digitized by Google

jener Sträflinge in einem Corps zu vereinigen, deſſen Anführung mit richtigem Gefühl einem begnadigten Verbrecher und ehemaligen Soldaten Panedigrano übertragen wurde. Sogleich erhielt es auch die nützlichſte Verwendung. Eben damals war es, daß Troubridge in Verbindung mit den Biſchöfen von Policaſtro und Capaccio zu einem raſchen Zuge gegen Neapel drängte. Ruffo gab, wie wir ſahen, eine ausweichende Antwort, ſchickte aber ſtatt ſeiner das Corps des Panedigrano, der in der That während des ſpätern Feldzuges nichts unterließ, das Vertrauen des Cardinals zu rechtfertigen.[1] Ruffo ſelbſt zog über den Crati der Baſilicata zu. Bei Caſſano konnte er 5000 Fußgänger, 1200 Reiter, 13 Kanonen und gegen 10000 Bauern muſtern; neue Verſtärkungen erhielt er, als er am 8. Mai bei Matera anlangte. Der früher genannte De Ceſari hatte nach dem Abzug der Franzoſen wieder Anhänger geſammelt, mit denen er ſich jetzt dem Cardinal zur Verfügung ſtellte. Noch immer hielt er ſeine frühere Rolle aufrecht, noch immer machte die Stimmung der Provinz jeden Zweifel an der frühern Anweſenheit des Kronprinzen gefährlich. Ruffo empfing deshalb De Ceſari als fürſtlichen Abgeſandten und ernannte ihn zum General der fünften und ſechsten Diviſion, Truppenkörper, die ſelbſt auf dem Papier erſt dann zu exiſtiren anfingen, als De Ceſari in der Kanzlei des Cardinals ſich förmlich eine Beſtallung ausfertigen ließ. Es galt jetzt, ſich der volkreichen, befeſtigten Stadt Altamura zu bemächtigen. Hier hatte die Republik von jeher zahlreiche Anhänger gezählt; Flüchtlinge waren hinzugekommen, auch aus Neapel vom Directorium Verſtärkungen geſchickt. Dieſe letztern wichen freilich ſchon bei der Annäherung des Cardinals nach Gravina und weiter ohne Kampf nach

[1] Sacchinelli, S. 140. Die Sträflinge, meiſtens aus der Citadelle von Meſſina entlaſſen, ſollten eigentlich bei Gaëta ans Land geſetzt werden, wurden aber, wie der König am 26. März (Dumas, Supplementband, S. 227) entſchuldigend ſchreibt, durch die Dummheit Dannero's nach Calabrien geſchickt. Auch Troubridge hatte eine Anzahl an Bord. Dagegen richtet ſich die Proclamation Caracciolo's vom 5. April, „Proclami", S. 106.

Digitized by Google

Neapel zurück; die in der Stadt verbleibenden Republikaner wollten dagegen von keinem Anerbieten Ruffo's etwas hören. Während des 9. Mai kanonirte man gegeneinander, der Cardinal stand mitten im Feuer, unter seinen Scharen ging seit diesem Tage das Gerücht, daß er feuerfest sei. Gegen Abend hatten die Belagerten zum Schießen statt der Kugeln nur noch Kupfermünzen, in der Nacht, während von der Gegenseite sich alles zum Sturme bereitete, wanderte die gesammte Bevölkerung aus, und am andern Morgen fand man die Stadt verlassen. Um das, was nach der Einnahme von Cotrone geschehen war, zu verhüten, hatte der Cardinal jede Plünderung aufs strengste untersagt. Als man aber in einer Kirche beinahe 50 Royalisten in abscheulicher Weise ermordet fand, galt kein Befehl mehr. Alles wurde geplündert; nur das erreichte der Cardinal, daß die Beute vor einem einzigen, zu diesem Zweck allein geöffneten Thor zusammengetragen und gleichmäßig vertheilt wurde. Abends hielt er in die verödete Stadt seinen Einzug, nahm in einem Kloster sein Hauptquartier und verwendete 14 Tage, um die Angelegenheiten der Provinz zu ordnen, neue Behörden einzusetzen, seine Truppen zu verstärken und an Disciplin zu gewöhnen. Während dieser Zeit kehrte auch die entflohene Bevölkerung zurück, und die Frauen von Altamura sollen auf die christliche Armata denselben Einfluß ausgeübt haben, wie die Weiber von Capua auf die Soldaten Hannibal's. Nach Sacchinelli's Behauptung hätten sie die Wildheit der Calabresen in solchem Maße bezähmt, daß alles, was nach der Plünderung zur Vertheilung gekommen war, und sogar der aufgesparte Sold in Altamura verblieb. Ein anderer Augenzeuge erzählt dagegen wahrscheinlich mit größerm Recht: Calabrien, Apulien und die Basilicata prangten im Schmuck der Beute von Altamura, und den Besiegten sei nichts übriggelassen als die Freiheit, ihr Elend zu beweinen.[1]

[1] Vincenzo Durante ausdrücklich bei Dumas, „I Borboni", III, 248. Vgl. noch Cimbalo, „Itinerario di tutto ciò, ch' è avvenuto nella spedizione del cardinal Ruffo" (Neapel 1799), S. 23 fg.; auch diese Schrift, unmittelbar nach den Ereignissen von einem Augenzeugen verfaßt, unter den Auspicien der Königin; leider mehr Predigt als Historie.

Digitized by Google

Das Wichtigste war, daß jetzt aus Neapel die Nachricht von dem Abzug der Franzosen und die neue Proclamation des Directoriums eintraf. Hatte Ruffo bis dahin zögernd seine Absichten verheimlicht, so dachte er jetzt um so rascher vorzugehen, um den Gegnern zur Befestigung ihrer Macht keine Zeit zu lassen. Am 24. Mai zog er von Altamura auf dem kürzesten Wege durch das hohe Apulien über Gravina und Venosa nach Melfi, wo am 30. der Namenstag des Königs gefeiert wurde. Widerstand zeigte sich nicht; selbst Carafa, der mit einigen hundert Mann San Severo gehalten hatte, war genöthigt worden, sich in die Festung Pescara einzuschließen.

Dies war freilich nicht allein Ruffo's Verdienst; schon vor seiner Ankunft sah man in Apulien die königlichen Fahnen wehen. Aus dem eroberten Korfu hatte der Admiral Uschakow Ende April ein russisches Geschwader unter Kapitän Sorokin an die italienische Küste geschickt: vier Fregatten, eine sicilische und zwei türkische Corvetten. An Bord befand sich auch der Ritter Micheroux, der von Palermo nach Korfu geschickt war, um die russische Hülfe zu beschleunigen. Am 3. Mai erschien das Geschwader bei Brindisi, fuhr langsam längs der Küste am 13. nach Bari, am 17. nach Barletta, am 19. nach Manfredonia. Ueberall verlieh das Erscheinen einer befreundeten Flagge den Königlichen wieder die Oberhand. Die Städte, von der Furcht vor den Franzosen befreit, gaben ihrer Freude lauten Ausdruck, selbst Bari und Barletta, wo die Republik bis dahin sich behauptet hatte; nur in Mola bedurfte es einiger Schüsse, um die Einwohner zum Aufziehen der königlichen Farben zu nöthigen. Freilich reichte die Besatzung der Schiffe für eine bedeutende selbständige Unternehmung auf dem Festlande nicht aus, aber in Manfredonia ließ Sorokin sich von Micheroux bewegen, eine allerdings kleine Abtheilung, anfänglich nur 400 Mann, unter dem Kapitän Baillie ans Land zu setzen. Schon diese geringe Zahl und die Furcht vor dem russischen Namen trugen wesentlich bei, daß sogar Foggia, seit Anfang der Revolution die am eifrigsten der Republik ergebene Stadt, ihre Unterwerfung anbot. Am 21. Mai, gleich bei Ankunft der

Digitized by Google

Russen, wurden die Demokraten flüchtig oder festgenommen, und die königliche Regierung durch Micheroux wieder eingesetzt. Von dem nahe gelegenen Monte Calvello setzte sich dieser dann mit Ruffo und mit einem treuen Anhänger des Königs, dem Grafen Trojano Marulli, in Barletta in Verbindung, einem alten Freunde, bei dem er schon auf der Hinfahrt Wohnung genommen hatte. Dieser eifrige Mann langte nach wenigen Tagen mit einem Kriegshaufen von 800 Fußgängern, auch einigen Reitern und Kanonen in Monte Calvello an und bemächtigte sich, von einer Anzahl Russen begleitet, der wichtigen Stellung von Ariano, des Schlüssels der großen Straße, die von Foggia und Barletta quer durch das Land nach Neapel führt.[1] So fand auch Ruffo den Weg geebnet. In Ascoli traf er am 31. Mai mit Micheroux und Baillie zusammen; zwei Tage später in Bovino an der großen Straße empfing ihn eine russische Ehrengarde. Während dann in Ariano kurze Rast genommen wurde, überbrachte am 5. Juni Scipione della Marra jene prächtige Fahne, welche die Königin mit ihren Töchtern im März für ihre getreuen Calabresen gestickt hatte[2]: ein glückverheißendes Vorzeichen für den letzten großen Schritt, der noch übrigblieb.

In Neapel hatten sich unterdessen mit der steigenden Gefahr auch die Aufregung, Verwirrung und Parteisucht gesteigert. Bei der Mangelhaftigkeit der Quellen ist es wenig sicher, Einzelheiten hervorzuheben[3]; aber deutlich erkennt man, daß die

[1] Miliutin, „Der Krieg von 1799", übersetzt von Schmidt (München 1857), II, 162 fg., 473 fg.; Gennaro Marulli, „Ragguagli", I, 392 fg. Die Mittheilungen des Autors über die Thätigkeit seines Vaters gehören zu dem wenigen Eigenthümlichen in dieser großen, nicht eben geschickten Compilation.

[2] Sacchinelli, a. a. O., S. 190 fg.

[3] Für die Zeit vom Abzug der Franzosen bis zur Ankunft Ruffo's, 7. Mai bis 13. Juni, fehlt es noch sehr an sichern Daten. Die Sammlung der „Proclami" reicht mit ganz wenigen Ausnahmen nur bis an die zweite Hälfte des April. Die neapolitanischen Archive enthalten nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Professor Pasquale Turiello verhältnißmäßig wenig über diese Zeit, weil nach Beendigung der Staatsprocesse die auf die Republik bezüglichen Acten meistens ver-

Digitized by Google

schwache Regierung die entfesselten Leidenschaften nicht mehr zügeln konnte. Auf der Straße, auf der Bühne und von den Kanzeln, in Flugschriften und Zeitungen wurde immer stürmischer und wilder die Freiheit und die Vernichtung ihrer Feinde gepredigt. Den gefährlichsten Sammelpunkt des eigentlich revolutionären Elements bildeten jetzt die Clubs. In der ersten Zeit hatten die Sala patriotica und die Sala popolare den Gemäßigten zur Vereinigung gedient; jetzt drängten sich die heftigsten Schreier ein. Alles wurde nach dem Muster der französischen Jakobiner eingerichtet; einen Antonio Salfo konnte man ungescheut die Thaten und Tugenden Robespierre's preisen hören, und das Schlimmste war, daß diese Gesellschaften, wie ihr Vorbild, unmittelbaren Einfluß auf die Regierung erlangten. Es geschah, daß Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers und Minister sich zurückziehen mußten, weil Deputationen der Clubs, begleitet von bewaffneten Scharen, drohend und gebietend in den Sitzungssaal eindrangen; und wiederum wurden unfähige Schreier kraft derselben Autorität in wichtige Aemter eingeschoben. Aber in dem Maße, in welchem das Staatswesen der Auflösung entgegenging, feierte Eleonora Pimentel, die schon als Kind von Metastasio gepriesene Dichterin, in ihrem „Monitore"

brannt wurden. Auch die 35 Nummern des „Monitore Napoletano" geben nur spärliche Nachrichten. Unter den gleichzeitigen Schriften die ausführlichste sind die schon angeführten „Mémoires, recueillis par B. N... témoin oculaire" (Paris 1803). Der Name des Verfassers ist Bartolomeo Nardini; vgl. A. Franchetti in der von R. Bonghi in Rom herausgegebenen Zeitschrift „La Coltura" vom 1. Juni 1882 und „Storia d'Italia", S. 347. Die „Mémoires" sind eine Hauptquelle Pietro Colletta's, aber voll augenscheinlicher Irrthümer, mit deren Berichtigung sich schon Malaspina, S. 59 fg., beschäftigt. Auch die kriegerischen Unternehmungen bedürfen noch der Klarstellung. Die letzte Nummer des „Monitore", der am 8. Juni zu erscheinen aufhörte, enthält einen Bericht über einen angeblich gelungenen Zug gegen die Ortschaft Ponticelli. Manche Notizen finden sich gewiß in den zahlreichen gedruckten oder handschriftlich bewahrten Abhandlungen des Generals d'Ayala über berühmte und patriotische Neapolitaner, waren mir aber noch nicht zugänglich.

Digitized by Google

um so glänzender die Herrlichkeit der Republik. Auch gegen die äußern Ereignisse schloß man gewaltsam die Augen. Der „Monitore" wußte von immer neuen Siegen der Franzosen und Republikaner zu erzählen; Ruffo führte nur elende Banden der Vernichtung entgegen. Bald hieß es, er sei getödtet, bald er sei gefangen; der Herzog von Luzzara, aus Palermo ihm zu Hülfe geschickt, sollte zu den Patrioten übergegangen sein, und als das Erscheinen der Russen weithin Schrecken verbreitete, griff man zu der Behauptung, Ruffo habe statt wahrer Russen eine Anzahl jener sicilischen Sträflinge in russische Uniformen stecken lassen. Daß solche Mittel nur den täuschten, der getäuscht sein wollte, bedarf nicht der Erinnerung. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Roccaromana, der Republik, wie ehemals den Lazzaroni ungetreu, jetzt wieder unter den königlichen Freischaren bei Capua stand. Nun war auch der Kriegsminister Manthoné am wenigsten der Mann, den Gefahren nach innen und außen die Spitze zu bieten. Er scheint viel guten Willen, wenig Organisationstalent, und nichts von dem besessen zu haben, was einem Feldherrn das Nöthigste ist. Statt die gesammelten Kräfte vereinigt zu halten und dadurch den wenig geschulten, zum Theil unzuverlässigen Truppen einen Halt zu geben, zersplitterte er sie in kleine Abtheilungen, die schon deshalb nach keiner Seite etwas ausrichten konnten. Genaues läßt sich bei dem Mangel authentischer Documente, bei den Widersprüchen sogar der gleichzeitigen Schriftsteller leider nicht wohl angeben. Noch im Mai sollten die Generale Federici und Matera einen Vorstoß gegen Apulien machen. Beide waren tapfere, geschickte Soldaten, aber wie sie mit geringer Macht, getrennt auf verschiedenen Straßen sich fortbewegten, wurden sie schon von bewaffneten Bauern und Freischaren, Matera hinter Benevent, Federici vor Ariano, in dessen Besetzung Marulli ihm zuvorgekommen war, zurückgetrieben.[1] Im Juni, als Ruffo heranzog,

[1] Die Königin an Ruffo, 2. Juni, bei Maresca, a. a. O., S. 47. Marulli, a. a. O., I, 394, der aber sogar diese Begebenheit augenscheinlich falsch vom 10. Mai datirt. Auch Pepe, „Memorie" (Lugano 1847),

Digitized by Google

kam dann der große Plan Manthoné's zur Ausführung, der Plan, von dem er immer gesprochen, mit dem er alle Besorgnisse zurückgewiesen hatte. Der General Wirtz, früher Oberst bei den Schweizertruppen, blieb zum Schutze der Hauptstadt zurück; vier verschiedene Abtheilungen sollten, von dem Mittelpunkt des Halbkreises ausgehend, die von Capua, Ariano, Salerno anrückenden Feinde vernichten. Das Unvermeidliche geschah. Kaum hatten die kleinen Scharen einige Märsche zurückgelegt, so wurden sie von überlegenen Kräften zu verlustvollem Rückzug genöthigt, und als Manthoné endlich in eigener Person einen Hauptschlag ausführen wollte, fiel er unweit der Thore von Neapel in einen Hinterhalt. Die vormals königlichen Soldaten verließen alsbald die Reihen, um sich mit alten Freunden und Waffenbrüdern auf der Gegenseite zu vereinigen, alles gerieth in Auflösung und Verwirrung, und dem triumphirenden Auszug folgte die schmählichste Rückflucht. Die neapolitanische Republik war auf die Mauern der Hauptstadt beschränkt; nur Schipani, der vergeblich einen Versuch gegen Salerno gemacht hatte, konnte sich wenigstens außerhalb Neapels bei Torre del Greco halten, weil Caracciolo's Kanonenboote von der See her die Straße beherrschten.

Zu einem Zusammentreffen mit den Truppen des Cardinals scheint es dabei gar nicht gekommen zu sein. Wäre Ruffo gleich nach den Niederlagen gegen die erschreckte Stadt gezogen, wahrscheinlich wäre er schon jetzt zum Ziele gelangt. Durch Späher und Boten war er auch von den Zuständen im Innern vollkommen unterrichtet. Ein Adjutant, den er abgeschickt hatte, kam unbehelligt bis dicht an die Thore; auf der Landstraße fand er noch die bei dem Rückzuge verlassenen Kanonen und die weggeworfenen Waffen. Gern hätte der Cardinal die günstigen Umstände benutzt, als er aber auf seinem Zuge über Montefusco am 9. Juni nach Avellino gekommen war, erhielt er aus Palermo die Anweisung, vorerst die Ankunft englischer Schiff

I, 71, erzählt nicht genau, obgleich er unter Matera selbst an dem Zuge theilnahm.

Digitized by Google

und eine regelmäßige Streitmacht abzuwarten, um dann, wie man hoffte, ohne Anwendung von Gewalt und ohne die bei einem Sturme zu befürchtenden Greuel die Republikaner zur Unterwerfung zu bringen. Auch Micheroux und der russische Commandant verlangten, vorerst in der Nähe der Küste mit den Schiffen in Verbindung zu treten. Es wurde deshalb beschlossen, von Nola aus nicht geraden Weges gegen Neapel, sondern links um die Stadt herum nach Portici zu ziehen. Voraussichtlich mußte man dort mit Schipani aneinandergerathen. Der Cardinal richtete deshalb an Foote die Aufforderung, sich für den 13. oder 14. in der Nähe einzufinden, schrieb auch an Torrusio, Panedigrano und andere Commandanten, die in den letzten Tagen von Palermo auf den Inseln des Golfes angekommen waren, sich für jene Zeit zum Angriff bereit zu halten.

Währenddessen hatten in Neapel Aufregung, Furcht, Haß und alles, was mit bürgerlichen Streitigkeiten sich zu vereinigen pflegt, den höchsten Grad erreicht. Nach den Niederlagen der Generale mußte auch ein Verblendeter einsehen, daß die letzte Entscheidung herannahe. Die Hülfsmittel waren erschöpft; jeder Tag vermehrte die Zahl der Feinde und die Zahl derjenigen, die in kaum verhaltener Rachsucht nur die Gelegenheit erwarteten, sich ihnen anzuschließen. Nelson schreibt um diese Zeit, 50000 Royalisten seien beim Erscheinen einer königlichen Flotte zum Angriff bereit, Sonntag, der 17. Juni sei der verabredete Tag.[1] Sei es, daß man eine Verschwörung wirklich entdeckt, oder nur vermuthet und zum Vorwand genommen hatte, in großer Zahl wurden die vornehmsten, dem Könige ergebenen Personen verhaftet und als Geiseln in Gewahrsam gehalten, darunter Bruder und Schwägerin des Cardinals, sowie deren Sohn und Schwiegertochter, ein Vetter Micheroux' und andere, soviel man ihrer habhaft werden konnte. Dann, bei der Nachricht, daß der Cardinal in Nola

[1] Nelson an St. Vincent, 12. Juni, bei Nicolas, „Dispatches of Nelson", VII, Appendix, S. CLXXXV.

Digitized by Google

sei, traf man für den entscheidenden Kampf und zugleich gegen die innern Feinde Vorkehrungen. Alle Truppen wurden in ihren Quartieren bereit gehalten; aus Sant' Elmo, das den weitesten Umblick gewährte, sollten beim Herannahen der Gefahr die Zeichen erfolgen. Bei der ersten Salve sollten alle Läden geschlossen und die Straßen verlassen werden, jedem, der, ohne der Nationalgarde anzugehören, nach der zweiten Salve außer dem Hause betroffen würde, war der Tod gedroht. Nach Portici zu, am Ponte della Maddalena, auf dem linken Ufer des Sebeto, sollte Wirtz seine Aufstellung nehmen, in der Fronte durch eine starke, mit Geschützen besetzte Verschanzung, auf der rechten Seite durch das Castell Vigliena und die Kanonenboote Caracciolo's geschützt. Ueber die Verwendung der übrigen Truppen ist wenig bekannt. Unbegreiflich wäre es auch, daß man Schipani, statt ihn zur Vertheidigung der Hauptstadt heranzuziehen, bei Torre del Greco stehen ließ, wenn nicht bei Schipani und Manthoné jede Kopflosigkeit begreiflich wäre.

Der Cardinal war am Abend des 11. Juni in Nola eingetroffen. Er hatte in den letzten Tagen noch Verstärkungen erhalten. Sogar der Befehlshaber einer türkischen Corvette hatte sich nach dem Vorgange der Russen nicht abhalten lassen, 84 Mann von Manfredonia herbeizuführen, und Sacchinelli bemerkt mit Vergnügen, daß Katholiken, Protestanten, Griechen und sogar Mohamedaner unter dem Cardinal zur Vertheidigung der christlichen Religion sich vereinigt hätten. Gleich am 12. schickte Ruffo vier Bataillone Linien-Infanterie und zehn Compagnien calabresischer Jäger unter den Commandanten Schiava und de Filippis nach Resina, zur Unterstützung der schon im Aufstand befindlichen Einwohner. Er selbst setzte sich am Morgen des 13. in Bewegung; es war der Tag des heiligen Antonius, in den Annalen der Hauptstadt seitdem für immer unvergeßlich. Der Heereszug mit Wagen und Gepäck war so ausgedehnt, daß der Anfang schon in die Nähe von Portici gelangte, als das Ende Nola kaum verlassen hatte. Mittlerweile hatten Schiava und de Filippis, unterstützt durch die Landbevölkerung und die englischen Schiffe, Portici angegriffen,

Digitized by Google

das Castell und den Palast genommen und die Republikaner bis gegen Neapel verfolgt. Es war schon Nachmittag, als der Cardinal, umgeben von den Russen und Calabresen, nach San Jorio gelangte. Hier im Angesicht der Hauptstadt ließ er die Truppen lagern und Erfrischungen reichen, wenn man Sacchinelli glauben will, noch immer in dem Gedanken, vorerst eine beobachtende Stellung einzunehmen. Da kamen Bauern, den Kopf eines Feindes auf einer Stange tragend, und erzählten den Calabresen, daß ihre Brüder an der Magdalenenbrücke von den Jakobinern hart bedrängt würden. Auf diese Nachricht war kein Halten mehr. Die Calabresen ließen die Mahlzeit stehen und eilten, von den Bauern geführt, auf Feldwegen ihren Kameraden zu Hülfe. Der ersten Compagnie folgten unaufhaltsam die andern, kein Befehl wurde gehört, und dem Cardinal blieb nichts übrig, als zu unterstützen, was er nicht mehr hindern konnte. Rasch sorgte er, daß sein Bruder nebst Schiava und de Filippis seinen Rücken gegen Schipani deckte. Er selbst wandte sich mit dem übrigen Theile seiner Leute, mit den Russen und Türken auf der großen Straße von Portici gegen die Magdalenenbrücke. Kaum trat man aus den Häusern der letzten Ortschaft, San Giovanni a Teduccio, ins Freie, als von dem Lager bei der Brücke, aus dem Fort Vigliena, von Caracciolo's Kanonenbooten ein lebhaftes Feuer begann. Die Angreifenden stutzten, die Offiziere der Russen, welche die Spitze bildeten, beriethen, ob man weiter vorrücken solle. Aber die Berathung war noch nicht zu Ende, als die Lage sich plötzlich veränderte. Ungeschreckt durch die Kugeln von der Seeseite, hatten sich einige Compagnien Calabresen auf einem Nebenwege längs des Ufers bis an die Wälle des Forts geschlichen. Eine Flintensalve reinigte die Courtine von Vertheidigern, und indem einer auf die Schultern des andern kletterte, gelangten sie in das Innere. Russen kamen ihnen zu Hülfe, rasch war der Widerstand besiegt, statt der republikanischen Fahne die königliche aufgepflanzt und ein Offizier eilte mit der frohen Nachricht nach San Giovanni zum Cardinal, der eben von einer Procession feierlich empfangen, den Segen ertheilen

Digitized by Google

ließ. Ruffo kam selbst herbei; als er aber in die Nähe des Forts gelangt war, erfolgte im Innern eine Explosion; die Pulverkammer oder eine Mine war aufgeflogen, sei es durch Zufall oder, wie gleich nach dem Ereigniß und oftmals später nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet wurde, von einem der noch im Fort befindlichen Republikaner angezündet. Mehr als dreißig Menschen kamen um, Calabresen von der einen und der andern Seite, ungefähr die Hälfte von der Seite des Königs mit ihrem Obersten Rapini. Im Gefolge des Cardinals wurden manche von Furcht vor einer zweiten Explosion ergriffen, aber Ruffo verlor so wenig die Fassung, daß er eine Anzahl Russen gegen diejenigen, welche etwa fliehen wollten, einen Cordon bilden ließ.[1] Bald begann an der Magdalenenbrücke

[1] Das Ereigniß wird schon von Mitlebenden und Augenzeugen sehr verschieden dargestellt. Geschichtschreiber der königlichen Partei, Durante, Paulini, Cimbalo, Petromasi suchen den Grund der Explosion in einer vorher angelegten Mine, während die Republikaner behaupten, die Garnison habe mit dem heroischen Entschluß, lieber ihr Leben, als ihren Posten aufzugeben, sich selbst und die Feinde, deren Zahl bis auf mehrere Hundert steigt, in die Luft gesprengt. Colletta's phantastische Erzählung fand einen Gegensatz in Sacchinelli's gleichfalls unzulässigen Angaben, das Fort sei nach der Flucht der Besatzung, erst eine Stunde nach Sonnenuntergang, in Folge einer Unvorsichtigkeit mit 150, ausschließlich dem Heere Ruffo's angehörigen Calabresen in die Luft geflogen. Alles, was sich darüber in Italien auffinden ließ, hat mit unermüdlichem Fleiß Professor Pasquale Turiello gesammelt, und in einer musterhaften, überaus lehrreichen Schrift: „Il fatto di Vigliena" (Neapel 1882), zusammengestellt. Vornehmlich nach den Erinnerungen eines der überlebenden Vertheidiger, Girolamo Arcovito — gestorben am 1. Dezember 1847 — kommt er zu dem Ergebniß, daß in der That zwei Republikaner, die Calabresen Bernardo Pontari und Achille Martelli, die Pulverkammer angezündet haben. Nachrichten, gleichfalls aus der Familie Arcovito stammend, melden noch, daß der oft als Thäter genannte Priester Toscano aus Cosenza, schon auf den Tod verwundet, von der bevorstehenden Ausführung des Planes noch Kenntniß erhalten habe. Schlechthin beweisend kann man einen Bericht, der beinahe 50 Jahre nach dem Ereigniß, nach einer mündlichen Mittheilung niedergeschrieben wurde, nicht nennen, aber noch weniger unwahr oder unwahrscheinlich. Nur wird man den

Digitized by Google

ein neuer heftiger Kampf; die Verschanzungen wurden genommen, General Wirtz, der noch einmal die Seinigen anzufeuern versuchte, tödlich verwundet, und von der Höhe der Brücke eröffneten die russischen Kanonen ein verderbliches Feuer. Eine Stunde nach Sonnenuntergang war alles beendet. Ein Mitbetheiligter erzählte noch im späten Alter, wie in der Dämmerung die apulischen Reiter mit wüthendem Geschrei über die Brücke nach der Stadt zu, den Flüchtigen nachgesprengt seien. Namhafte Männer: der Dichter Luigi Serio, Cestari, Biagio de Turris haben damals ihre Treue für die Republik, die sie nicht mehr retten konnten, kämpfend mit dem Tode besiegelt. Die Ueberbleibsel zogen sich in die Castelle Nuovo und dell' Uovo zurück, andere suchten auf dem Hügel von San Martino in der Nähe von Sant' Elmo eine Zuflucht, denn in das Fort wollte der französische Commandant, Oberst Mejean, niemand aufnehmen.

Aber die Vertheidiger gaben ihre Sache noch nicht verloren. Gegen Mitternacht wurde von den Leuten des Cardinals auf dem Meere eine Barke aufgefangen und in derselben ein Schreiben Manthoné's an Schipani, der während der entscheidenden Vorgänge an der Magdalenenbrücke kein Lebenszeichen gegeben hatte. Am folgenden Tage sollte er zu einem großen Schlage mitwirken, den Cardinal im Rücken fassen, während die Republikaner in Neapel und die Besatzungen von Sant' Elmo und Capua ihn von vorn angreifen würden. Sogleich traf Ruffo dagegen seine Vorkehrungen; noch in der Nacht wurde die Lage wesentlich dadurch verbessert, daß die Calabresen in Verbindung mit den Türken das Castell del Carmine überrumpelten, welches den Hafen und seine Batterien beherrschte. Am folgenden Tage, Freitag, den 14. Juni, wurde dann das Heer Schipani's, als es zum Angriff anrückte, schon infolge der Ungeschicklichkeit des Führers, ohne Mühe auseinandergesprengt,

---

heroischen Entschluß schwerlich der ganzen Garnison zurechnen dürfen, weil nach den nicht wohl zu bezweifelnden Umständen, welche Cimbalo S. 42 anführt, zwischen der Einnahme des Forts und der Explosion wenigstens eine halbe Stunde in der Mitte liegt.

Digitized by Google

und Mejean hielt sich wie tags vorher hinter seinen Mauern. Aber jetzt erwuchs dem Cardinal durch seine Freunde eine weit größere Schwierigkeit. Am 13. waren die Lazzaroni noch durch den Schrecken zurückgehalten; schon in der Nacht waren jedoch einzelne Calabresen in die Stadt gedrungen, einer hatte vom Palast des Erzbischofs die von Championnet geschenkte dreifarbige Fahne abgerissen und im Triumph ins Lager getragen. Ueberall hatten die Lazzaroni die Befreier mit jauchzender Freude begrüßt, und am Morgen des 14. begann in der Stadt, was die Königin so lange gefürchtet hatte. Da die Mitglieder der Regierung und die bekanntesten Patrioten in den Castellen Schutz fanden, suchte die Rachsucht ihre Schlachtopfer in allen, die einer Neigung für die Republik irgend verdächtig schienen. Am 15. wiederholten sich die Greuel in verstärktem Maße. Das Volk, durch die frühern Mishandlungen, durch den hartnäckigen Widerstand der Castelle, die alles in ihrem Bereiche mit Kugeln überschütteten, erbittert, schonte nichts mehr. Wer tags zuvor in einem Versteck oder durch glücklichen Zufall Rettung gefunden hatte, wurde hervorgezogen und nicht selten unter barbarischen Martern ermordet, Frauen aus den höchsten Ständen mishandelt, der Kleider beraubt und an den Pranger gestellt. Jeder, der die Haare nach Art des Brutus kurz geschnitten trug, hatte sich dadurch als Jakobiner und des Todes würdig bezeichnet. Der Cardinal war in Verzweiflung; er stand mit dem größten Theil seiner Truppen an der Magdalenenbrücke und wagte nicht, sie in die Stadt zu führen aus Furcht, sie möchten sich den Lazzaroni anschließen. Eine Anzahl angeblicher Jakobiner wurde vor ihn gebracht. Er ließ sie in Freiheit setzen mit den Worten, daß man nur mit den Feinden in den Castellen Krieg führe; aber wenige Schritte von ihm entfernt wurden die Unglücklichen vor seinen Augen niedergeschossen. Noch an demselben Tage erließ er eine Proclamation, welche denjenigen mit den schwersten Strafen, ja mit dem Tode bedrohte, der sich an den Wehrlosen, was sie auch gethan haben möchten, vergreife; selbst die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, sollten nicht erschlagen, sondern vor

Digitized by Google

den neuerrichteten Staatsgerichtshof gestellt werden. Gleichzeitig wurde auch ein neues Ministerium und mancher von den frühern Beamten wieder eingesetzt, Francesco Ruffo zum Kriegsminister ernannt, und dem Herzog von Salandra, der schon beim Abgange Mack's hatte eintreten sollen, die Neubildung des Heeres übertragen.[1]

Währenddessen ruhten aber die kriegerischen Maßregeln nicht. Das Feuer der Castelle hatte während des 15. die Aufstellung der Batterien nicht verhindern können. Der Cardinal, um die Befestigungen zu schonen und die Geiseln zu befreien, ließ am nächsten Morgen durch Micheroux die Besatzungen auffordern, sich als Kriegsgefangene zu ergeben, oder die Gnade des Königs anzurufen. Die Republikaner forderten zwei Tage Bedenkzeit, aber Ruffo bewilligte nur zwei Stunden und ließ nach Ablauf derselben das Feuer wieder beginnen. Darauf erschien abermals die weiße Fahne, und der General Massa, der im Namen der Belagerten das Wort führte, verlangte, das Urtheil Mejean's, unter dessen Oberbefehl er stehe, einholen zu dürfen. Eine solche Verbindung wollte wieder der Cardinal nicht gestatten, aber es kam dahin, daß der Tag mit unnützen Hin- und Herreden verloren ging. In der Nacht vom 16. auf den 17. gelang es den Republikanern, von San Martino her durch einen Ausfall eine ihnen gegenüberstehende Batterie zu vernageln[2]; dagegen setzte sich der Oberst de Filippis in Besitz des Quartiers Pizzofalcone, aus welchem am Morgen des 17. ein wirksames Feuer eröffnet werden konnte, worauf dann um Mittag, als Ruffo schon die Leitern zum Sturm heranbringen ließ, die weiße Fahne nochmals erschien. Dem Cardinal war aus vielen Gründen an einem raschen Abschluß gelegen. Noch immer besorgte man die Ankunft der französisch-spanischen Flotte, und jedenfalls mußte man, um die französischen Besatzungen aus Capua und Gaëta

[1] Die Erlasse bei Sacchinelli, S. 232.

[2] So Sacchinelli, S. 238. Nach dem später anzuführenden Briefe der Königin an Lady Hamilton vom 25. Juni möchte man den Vorfall eine Nacht später setzen.

Digitized by Google

vertreiben zu können, vorerst Herr der Hauptstadt sein. Ruffo's eigene Verwandte hatten sich zwar am Abend des 13. aus der Haft befreien können[1], aber ein Vetter Micheroux' wurde im Castell Nuovo zurückgehalten; ihm und den andern vornehmen Geiseln drohte, wenn es zum Sturme kam, das härteste Schicksal. Endlich war dem Cardinal gewiß sehr wenig daran gelegen, so viele ihm oder seiner Familie nahe stehende Personen durch eine Capitulation auf Gnade und Ungnade vielleicht der Hand des Henkers zu überliefern. Alle diese Umstände fallen bei den folgenden Verhandlungen ins Gewicht.

Die Lage war übrigens so, daß der Cardinal die Ergebung für unmittelbar bevorstehend hielt. In dieser Ueberzeugung hatte er schon zwei Tage früher nach Palermo berichtet, und so schreibt er auch am 17. Juni an Foote, alles gehe gut, die Rebellen schienen nur einem Geistlichen sich nicht ergeben zu wollen; Foote möge doch die englische Flagge aufziehen, um die Ergebung zu beschleunigen. Die Bedingungen seien einfach und klar: die Franzosen würden auf Kosten des Königs nach Frankreich befördert, die andern könnten sich mit ihren Effecten auf eigene Kosten einschiffen.[2]

Wäre nur auf diese billigen, verständigen Bedingungen sogleich eine Einigung erfolgt! Aber wieder trat ein unglückliches Ereigniß dazwischen, nicht eigentlich ein Ereigniß, ein Phantom, dasselbe Phantom, das einen Monat früher die Einigung erschwert hatte. Offenbar am 17. Juni nachmittags kam aus Palermo die Nachricht, Nelson habe auf einer mächtigen Flotte zahlreiche Landungstruppen unter dem Befehl des Erbprinzen

[1] Sacchinelli, S. 202, 211.

[2] Für die Geschichte dieser und der folgenden Tage ist noch immer Sacchinelli, jedoch mit Vorsicht, zu benutzen. Die beste und die Hauptquelle ist der Briefwechsel Foote's mit Nelson und Ruffo vom 16. bis 24. Juni, abgedruckt aus Foote's später anzuführender „Vindication" bei Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 477 fg. Diese Briefe haben vor jeder andern Quelle den Vorzug, daß sie den unmittelbaren Eindruck der Ereignisse wiedergeben und die Gefahr eines spätern Gedächtnißfehlers ausschließen.

Digitized by Google

nach Neapel bringen wollen, aber mitten auf dem Meere habe er die Fahrt plötzlich unterbrochen und alles in Palermo wieder ausgeschifft. Nicht ohne Grund waren die Republikaner des Glaubens: es sei die Furcht vor der französisch-spanischen Flotte, was Nelson zur Umkehr bewogen habe; sie knüpften daran die ausschweifendsten Hoffnungen. Die frühern Bedingungen wurden verworfen, alles aufs neue zur Vertheidigung gerüstet, und die Verhandlungen so gut wie abgebrochen. Selbst Foote war durch die Nachricht mit so großer Besorgniß erfüllt, daß er am andern Morgen durch den Kapitän Oswald dem Cardinal vorstellen ließ, es sei jetzt durchaus nothwendig, sich in den Besitz der Forts zu setzen, selbst wenn man ihnen günstigere Bedingungen bewilligen müsse. Aber Ruffo schrieb zurück: zu Verhandlungen sei jetzt keine Zeit, man müsse vielmehr an die Einnahme von Sant' Elmo denken, das bei Annäherung der Franzosen wieder ganz besondere Wichtigkeit erlangte. Gleichwol schickte Foote den Kapitän Oswald an das unmittelbar ins Meer hinausreichende Fort dell' Uovo mit einem Briefe, in welchem er den Belagerten ein Asyl unter der englischen Flagge anbot, mit der Versicherung, die Unterwerfung der Republikaner werde ihn in den Stand setzen, ihre Lage wesentlich zu verbessern, während hartnäckiger Widerstand für sie und alle, die zu ihnen gehörten, das größte Unheil herbeiführen müsse. Aber den Republikanern war jetzt, wahrscheinlich durch Mejean und die in den Forts anwesenden Franzosen, wieder Muth gemacht. „Wir wollen die eine untheilbare Republik", schrie der Commandant von dell' Uovo dem Abgesandten zu. „Wir sterben für sie, das ist unsere Antwort. Entfernen Sie sich, Bürger! auf der Stelle, so schnell Sie können!" [1] So war wieder alles auf Gewalt gestellt. Als aber in der Nacht ein Ausfall der Franzosen aus Sant' Elmo zurückgeschlagen und Castell dell' Uovo von den Engländern nicht ohne Erfolg beschossen wurde, änderte sich die Stimmung; der Commandant von dell' Uovo

[1] Foote an Nelson, 18. Juni, und die übrigen hierher bezüglichen Correspondenzen bei Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 481 fg.

Digitized by Google

wurde wegen seines insolenten Benehmens gegen Oswald abgesetzt, und aus Castell Nuovo kamen am Morgen des 19. zwei Parlamentäre, mit dem Vorschlage, Massa wolle sich nach Sant' Elmo begeben, um von Mejean die Erlaubniß, sich zu ergeben, einzuholen. Micheroux ging unbegreiflicherweise darauf ein und ließ auf der ganzen Linie von del Carmine bis zur Chiaja die Feindseligkeiten einstellen.[1] Der Cardinal, mit der neuen Zögerung wenig zufrieden, schrieb sogleich an Micheroux zurück, man hätte die Erlaubniß nie ertheilen und den Belagerten nicht abermals Aufschub bewilligen sollen; Micheroux möge jetzt das Weitere selbst abmachen. „Ich bin sicher", setzte er hinzu, „das Ganze wird mit unserm Schaden und Nachtheil endigen."

Und so endete es in der That. Es scheint, daß Micheroux ein wenig fähiger Mensch, ganz durch die Furcht vor der feindlichen Flotte oder vor dem übeln Schicksal der Geiseln beherrscht wurde. Er ließ sich auf neue Unterhandlungen ein mit den Republikanern, mit den Commandanten von Sant' Elmo und sogar von Capua. Beide forderten aber, sei es im Ernst, oder um die Verhandlungen hinzuziehen, so unmäßige Geldsummen, daß Ruffo, selbst wenn er willens gewesen wäre, sie nicht hätte schaffen können. Unterdessen wartete Foote mit Ungeduld auf eine Entscheidung. Am Morgen des 19. Juni schrieb ihm Ruffo, es sei nöthig, das Feuer einzustellen, weil eine weiße Flagge sogar auf Castell dell' Uovo wehe. Sehr nützlich werde es sein, wenn Foote zu den Verhandlungen einen britischen Vertreter absende, denn man wünsche, alle verbündeten Mächte an dem Vertrage zu betheiligen. Zur Betheiligung wollte Foote nach der Behandlung, die seinem Parlamentär widerfahren war, sich nicht mehr verstehen; er verlangte aber von dem Gegenstande der Verhandlungen Kenntniß zu erhalten, und hob, als er bis zum Abend keine weitere Auskunft erhielt, nachdrücklich hervor, wie gefährlich es sei, wenn man die Rebellen durch

[1] Micheroux' Befehl vom 19. Juni in den „Proclami", S. 166, sein Briefwechsel mit Ruffo bei Sacchinelli, S. 242.

Digitized by Google

einen so langen Waffenstillstand wieder zu Athem kommen lasse. Ruffo erwiderte, der Commandant von Sant' Elmo verlange nur so viel Zeit, um an Foote zu schreiben und dessen Antwort zu erhalten. Auch die Waffenruhe sei jetzt eher nützlich als schädlich; denn seitdem die Verhandlungen am Morgen begonnen hätten, seien aus den Castellen zahlreiche Deserteure fortgegangen, darunter wenigstens 40 Franzosen. Unter dem Schutze der Nacht werde die Zahl sich noch beträchtlich vermehren. Man habe rund um Castell Nuovo Offiziere aufgestellt, um die Flüchtigen aufzunehmen und ihnen Vergebung zuzusichern; wenn Foote auch nach der Seeseite ein Asyl biete, so sei es wahrscheinlich, daß die Franzosen, wenn sie etwa die Feindseligkeiten wieder eröffnen wollten, die Castelle leer finden würden. Eher müsse man jetzt eine Unterbrechung der Verhandlungen dadurch fürchten, daß Castell Nuovo vom Volke erstürmt würde, denn es sei schon ganz offen, und die Calabresen bereits in dasselbe eingedrungen. Ueber die Verhandlungen weiß der Cardinal nichts zu sagen. Er bemerkt, ganz in Uebereinstimmung mit seinem verdrießlichen Brief an Micheroux, dieselben würden vornehmlich im Namen der Russen geführt; er habe Foote's Brief an Micheroux geschickt, damit dieser, wie es ihm gut scheine, darauf antworten könne. Man sieht: bei diesen Verhandlungen ist es nicht mehr der Widerstand der beiden Castelle, der gefürchtet wird; ihre Lage war verzweifelt geworden. Um so unbegreiflicher erscheint, was nun geschah.

Bereits am 15. war von Foote eine Capitulation mit den Forts Revigliano und Castellamare abgeschlossen, welche den Garnisonen freien Abzug oder Aufenthalt in der Heimat bewilligte. Man ist damit in Palermo später wenig zufrieden gewesen, obwol es sich nur um den militärischen Act eines englischen Offiziers und um unbedeutende Personen handelte. Aber jetzt wurde der Gesammtvertretung der Republik von dem Stellvertreter des Königs beinahe Unglaubliches bewilligt: volle Kriegsehren für die Garnison Amnestie ohne jede Ausnahme für die Militärpersonen und alle übrigen, die sich in den Castellen befänden, ja sogar für alle Gefangenen, die vor der Belagerung der Castelle von den königs-

Digitized by Google

lichen Truppen irgendwo gemacht seien. Alle erhielten Freiheit, nach eigener Wahl entweder nach Toulon überzuschiffen, oder bei ihren Familien in Neapel zu bleiben. Das einzige, was dagegen gewährt wurde — denn von militärischem Widerstande konnte bereits am 19. Juni kaum noch die Rede sein — war die Entlassung der Geiseln und die Uebergabe der Vorräthe. Aber auch von den Geiseln sollten vier, darunter Micheroux' Vetter, so lange in Sant' Elmo bleiben, bis aus Toulon die Ankunft der Entlassenen gemeldet sei. Nicht einmal die Hauptforderung des Cardinals war durchgesetzt. Nicht sogleich, sondern erst, wenn man die Schiffe zur Ueberfahrt versammelt, und wenn der Commandant von Sant' Elmo die Uebereinkunft genehmigt hätte, sollte die Uebergabe der Castelle erfolgen. Micheroux und Ruffo waren also sofort gebunden, Mejean erhielt und benutzte die Gelegenheit zu neuer Zögerung. Wie es scheint, wurden die zehn Artikel schon am Abend des 19. im Castell Nuovo von Massa und Micheroux unterzeichnet, aber mit Mejean hatte Micheroux noch den ganzen folgenden Tag zu unterhandeln, Foote hörte gar nichts mehr; gegen Abend schrieb er nochmals an Ruffo: es seien jetzt 36 Stunden vergangen, seit er von dem Anfang des Waffenstillstands die erste, dann gar keine Nachricht mehr erhalten habe. Es sei durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die feindliche Flotte einträfe und alles, was bis dahin gewonnen sei, wieder vereitele. Aber Ruffo wußte selbst nichts zu sagen; er bedauert noch um $6\frac{1}{2}$ Uhr abends, daß er keine befriedigende Antwort geben, sondern den Ueberbringer des Briefes nur an Micheroux verweisen könne; Micheroux habe mit dem russischen Commandanten die ganze Sache in der Hand, Ruffo könne, ohne undankbar zu sein, den Russen nicht das geringste Misvergnügen bereiten. Endlich spät abends kam Micheroux von Mejean zurück, mit der nun endlich festgestellten, aber noch immer nicht bestätigten Capitulation. Ruffo schickt sie noch um 10 Uhr an Foote zur Unterzeichnung mit dem Bemerken, er halte die Bedingungen nicht für besonders übel; sie gäben Muße und Gelegenheit, die Batterien wieder in Stand zu setzen und die Kanonenboote auf-

Digitized by Google

zustellen für den Fall, daß etwa die feindliche Flotte noch erscheinen sollte. Ich kann nicht entscheiden, ob der Cardinal, wie Sacchinelli angibt, wirklich zufrieden war, oder nur dem bösen Spiel, das er nicht rückgängig machen konnte, sich fügte. Noch weniger als er konnte der Engländer zögern. Er unterzeichnete und schickte noch um Mitternacht das Document an Ruffo zurück. Die Bedingungen, bemerkte er, seien sehr vortheilhaft für die Republikaner, er habe aber den Interessen des Königs von Neapel, die der Cardinal am besten beurtheilen könne, nicht entgegentreten wollen. Dem von Foote unterzeichneten Vertrag konnte dann auch Mejean am folgenden Tage die Bestätigung nicht verweigern.[1] Aber noch immer ließ die Ausführung sich erwarten. Vorerst sollten die Transportschiffe bereit liegen, deren im Hafen sich nur wenige befanden. Darüber vergingen zwei und drei Tage; immer noch blieben die Republikaner im Besitz der Castelle, immer noch hätte die feindliche Flotte, wäre sie erschienen, die Lage wesentlich verändert. Ueberblickt man, was seit dem 14. Juni geschehen war, so hatten die Republikaner in einer Zeit, die jeden Augenblick kostbar machte, sich zehn Tage im Besitz einer Stellung erhalten, die einem kräftigen Angriff wahrscheinlich keinen Tag widerstanden hätte. Wie oft mag man in den Castellen ausgeschaut haben, ob die ersehnte Hülfe nicht heranmahe. Aber Tag auf Tag verging. Endlich am Morgen des 24. Juni sah man von Capri her ein gewaltiges Geschwader im Anzuge. Bei den Republikanern in den Forts regte sich neue Hoffnung; der Cardinal war nicht ohne Besorgniß. Aber bald wurde man aufgeklärt. Der Golf füllte sich mit Schiffen, welche die englische oder portugiesische Flagge trugen. Kein Zweifel: nicht die Gallo-Hispana, Nelson war es, der heranzog.

[1] Der Wortlaut der Capitulation bei Sacchinelli, S. 244; Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 487; Palumbo, „Maria Carolina, suo carteggio con Lady Hamilton" (Neapel 1877), S. 76. Die kleinen Abweichungen erklären sich zum größten Theil durch den verschiedenen Zeitpunkt der Unterschriften.

Digitized by Google

IV.

Wir müssen den Blick zurück auf Sicilien wenden. Beim Abzug der Franzosen rechnete die Königin, wie wir sahen, auf baldige Unterwerfung der Hauptstadt. Durch das Erscheinen der französisch-spanischen Flotte im Mittelmeer, durch die Abberufung Troubridge's wurde diese Hoffnung vereitelt. Man mußte im Gegentheil einer französischen Landung in Neapel, vielleicht in Sicilien entgegensehen.[1] Aufs neue verfiel man beinahe in die qualvolle Ungewißheit des vorigen Jahres. Nelson, die einzige Hoffnung in dieser Noth, kehrte nach zehntägigem Warten am 29. Mai von Maritimo nach Palermo zurück, ohne Nachricht, ohne bestimmten Plan. Erst am 6. Juni erhielt er unter dem Contreadmiral Duckworth beträchtliche Verstärkung, sodaß er daran denken konnte, dem Feinde entgegenzugehen.[2] Man vermuthete die französische Flotte in Livorno oder La Spezia, auf dem Wege nach Neapel; für den sicilianischen Hof war es also von der äußersten Wichtigkeit, daß Nelson sich dorthin begäbe. Aus einem doppelten Grunde: zuerst weil man eine Landung der Franzosen fürchtete, dann, weil man besorgte, es könne bei Ruffo's Annäherung in Neapel zu voreiligen Aufständen kommen, die, gleichviel ob siegend oder unterdrückt, neues Unheil herbeiführen würden. Am 10. Juni richtet der König an den Admiral ein ausführliches Schreiben; das Hauptgewicht legt er auf den letztern Grund. Es sei, fährt er dann fort, eine beträchtliche Zahl regulärer Truppen zur Hand, aber nur durch Nelson's Vermittelung könnten sie an ihren Bestimmungsort gelangen. Bei Ankunft der mächtigen englischen Flotte würden die Rebellen in der Hauptstadt und die Franzosen in Sant' Elmo den Widerstand aufgeben. Der Erbprinz solle mit den regulären Truppen sich einschiffen, aber in allem dem Rathe Nelson's folgen. Gleichzeitig erging an den Erbprinzen und die Generale eine Instruction, welche für alle

[1] Eine königliche Proclamation vom 15. Mai, welche die Sicilianer zum Widerstande auffordert, bei Sacchinelli, S. 222.

[2] „Dispatches of Nelson", III, 368, 377.

Digitized by Google

militärischen und politischen Maßregeln die höchste Entscheidung von Nelson's Willen abhängig macht.[1] Am folgenden Tage, dem 11. Juni, schreibt auch die Königin; auch Lady Hamilton läßt ihre Unterstützung nicht fehlen. Sie hatte am Abend des 12. die Königin in großer Aufregung gefunden. „Sie ist sehr elend", schreibt die Lady gleich nachher ihrem Freunde, „und meint, es könne nicht eher gut werden, bis die englische Flotte vor Neapel erscheint; sie bittet, ersucht und beschwört Sie, theurer Lord, wenn irgend möglich nach Neapel zu gehen. Um Gottes willen überlegen Sie es, thun Sie es. Wir wollen mit Ihnen gehen, wenn Sie kommen und uns abholen."[2] Ob erst dieser Brief den Ausschlag gab? Sicher ist: am nächsten Morgen, dem 13., segelte Nelson mit den Truppen und dem Erbprinzen nach Neapel ab. Aber wie war die Königin enttäuscht, als sie schon am folgenden Tage das ganze Geschwader zurückkehren sah. Nelson hatte noch am 13. Juni auf hoher See von seinem Chef, dem Admiral Keith — St. Vincent mußte, durch Krankheit genöthigt, den Oberbefehl niederlegen — die Nachricht erhalten, daß er von der Verfolgung des Feindes abstehen und das von Spanien aus bedrohte Minorca schützen müsse; er könne deshalb an Nelson vorerst nur zwei Linienschiffe abgeben. Da die feindliche Flotte nicht weniger als 22 Linienschiffe, darunter 3 Dreidecker zählte, hielt Nelson mit 16 Schiffen sich allein für nicht stark ge-

[1] Der Brief des Königs bei Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 491, in Uebersetzung, das italienische Original III, 522. Die Instruction bei Harcourt, „Diaries and Correspondence of George Rose" (London 1860), I, 231.

[2] Der Brief bei Nicolas, „Dispatches", III, 491. Drei Briefe der Königin an Nelson vom 11. Juni, an Lady Hamilton vom 11. und 12. Juni (übersetzt nach den Originalen im Britischen Museum) bei Pettigrew, „Life of Nelson" (London 1849), I, 229. Alle drei fehlen in Palumbo's, „Maria Carolina". Den Gedanken, nach Neapel zu gehen, äußert Nelson übrigens schon am 6. Juni in einem Briefe an Foote, den bestimmten Entschluß am 12. Juni in einem Briefe an St. Vincent, „Dispatches of Nelson", III, 376; VII, Appendix, S. CLXXXV.

Digitized by Google

nug. „Halb todt vor Kummer" entschloß er sich in der Nähe von Palermo neue Verstärkungen zu erwarten. Wir kennen die Wirkungen, welche dieser mislungene Versuch in Neapel hervorrief. Nelson fühlte selbst, wie man darüber denken würde. Da erhielt er am 20. Juni die Nachricht, es sei eine neue englische Flotte bei Cadix eingetroffen; Keith habe infolge dessen selbst die Verfolgung des Feindes wieder aufgenommen, könne also auch jetzt keine Verstärkung schicken. Für Nelson fiel damit die Veranlassung weg, noch länger bei Maritimo zu warten. Er schrieb an Hamilton: nur durch sein Herzblut solle die französische Flotte nach Palermo oder nach Neapel gelangen, und deutete an, daß er den frühern Plan wol wieder aufnehmen könne.[1] Nichts konnte dem Hofe erwünschter sein. Gerade hatte man durch Ruffo's Briefe vom 17. die gefährliche Wendung in Neapel, den Bruch des Waffenstillstandes erfahren. Man erkannte, daß der Cardinal sich in einer unbehaglichen Lage befände, vor allem fürchtete die Königin, er möge sich verführen lassen und eine schlechte Capitulation abschließen; denn er wisse, wie sehr die ganze höhere Klasse schuldig sei. Aber sie war entschlossen, keinen Fuß in Neapel ans Land zu setzen, wenn die Sache nicht in ehrenvoller Weise und so, daß man vor einem Rückfall gesichert sei, beendigt würde. So säumte man keinen Augenblick, als Nelson am 21. Juni wieder vor Palermo erschien und sich zur Fahrt nach Neapel bereit erklärte. Drei Stunden genügten zur Vorbereitung. Der Erbprinz blieb in Palermo, aber die Hamiltons schifften sich ein, und schon am Abend wurde die Fahrt fortgesetzt. Noch auf dem Wege, am 23. nachmittags, erhielt der Admiral durch ein sicilianisches Schiff, dem man begegnete, Nachrichten aus Neapel, aber unzuverlässige: es sei ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen; die Castelle würden sich ergeben, wenn bis dahin kein Ersatz erfolge. Voll Unwillen über ein so unvernünftiges Zugeständniß schrieb Nelson am nächsten Morgen, als

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 379, 384, 391; VII, Appendix, S. CLXXXV.

Digitized by Google

man sich bereits dem Golf von Neapel näherte, eine Reihe von Bemerkungen nieder, zum Beweise, daß die Ankunft der britischen Flotte eine ganz neue Lage geschaffen habe, in welcher die frühere Vereinbarung keine Gültigkeit behalten könne.[1] Noch immer dachte er nur an einen Waffenstillstand, aber wenig später, gegen Mittag, kam Foote vom Seahorse an Bord des Foudroyant mit einem Exemplar der Capitulation. Man kann sich die Gefühle Nelson's und der Hamiltons denken. Gerade was sie verhindern sollten, war geschehen. Dem englischen Kapitän machte Nelson keinen Vorwurf, aber er war entschlossen, die Capitulation nicht anzuerkennen und sogar den Waffenstillstand aufzuheben. Sogleich mußte Hamilton dem Cardinal hiervon Mittheilung machen. Die Kapitäne Troubridge und Ball, denen Nelson am meisten vertraute, sollten die Erklärung überbringen und Ruffo auffordern, am nächsten Morgen gemeinsam mit Nelson weitere Maßregeln gegen die Castelle zu ergreifen. Aber Ruffo war wenig geneigt, eine von ihm förmlich abgeschlossene Vereinbarung für ungültig erklären zu lassen; es kam zu lebhaften Erörterungen, und als die beiden Engländer schließlich die bestimmte Frage vorlegten, ob Ruffo den Angriff Nelson's gegen die Castelle unterstützen würde, antwortete der Cardinal ebenso bestimmt: „Weder mit Mannschaft noch mit Kanonen."[2] Im Glauben, Nelson sei über den wirklichen Abschluß der Verhandlungen nicht hinreichend unterrichtet, begab er sich am nächsten Tage[3] auf Nelson's Admiralschiff. Er wurde mit allen Ehren empfangen, aber zur Einigung gelangte man nicht. Es mag dem Cardinal schwer genug geworden sein, die Bedingungen der Capitulation zu rechtfertigen, um so mehr bestand er auf dem Satze, man dürfe, da der Abschluß einmal erfolgt sei, das gegebene Wort nicht

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 384.

[2] Nelson an Keith, 27. Juni, „Dispatches", III, 392.

[3] Das Logbuch des Foudroyant nennt den 26. Juni, das heißt den Nachmittag des 25., der nach der englischen Seezeit schon zum folgenden Tage gerechnet wird. Sacchinelli, S. 250, scheint die Begegnung noch auf den Abend des 24. zu setzen.

Digitized by Google

brechen. Nelson's Einwendungen machten keinen Eindruck, er selbst schreibt: „ein Admiral kann mit einem Cardinal nicht auskommen". Auch Hamilton griff ohne Erfolg in die Unterredung ein; Ruffo nahm Abschied mit dem Bemerken, daß er jedenfalls die Mitunterzeichner der Capitulation erst befragen müsse. Diese, sowol Micheroux als der russische und türkische Anführer, fanden, wie sich denken läßt, die Capitulation nützlich, nothwendig und ehrenvoll, und machten den englischen Admiral für den Bruch des gegebenen Wortes verantwortlich. Micheroux, voll Besorgniß für seinen noch in Sant' Elmo zurückgehaltenen Vetter, begab sich selbst zu Nelson, natürlich ohne etwas zu erreichen. Der Admiral weigerte durchaus, daß die Einschiffung der Capitulation gemäß erfolge.[1] Um das Seinige zu thun, ließ Ruffo den Republikanern anbieten, sie möchten, da der Weg zur See versperrt sei, den Landweg einschlagen; aber diese, voll Mistrauen gegen den Cardinal, oder in der Voraussicht, daß sie zu Lande den Scharen Mammone's und Fra Diavolo's nicht entrinnen würden, bestanden hochfahrend auf der Capitulation und der Einschiffung. So wurde die Lage immer mehr gespannt und um so gefährlicher, als die Nachricht von dem Zerwürfniß sich bald genug verbreitete. Nur mit Mühe hatte man während der letzten Woche die wüthende Volksmenge einigermaßen gezügelt, jetzt aber übten die aus dem Norden herbeigeeilten Bandenführer aufs neue ihr blutiges Handwerk. Aufs neue begannen Plünderung und willkürliche Verhaftung. Nicht dem von Ruffo eingesetzten Gerichtshofe wurden die Gefangenen abgeliefert, sondern nach Procida vor den von Palermo geschickten Richter geschleppt. Der Cardinal, hieß es, sei selbst Jakobiner, darum wolle er die Jakobiner schützen. Zum Glück für Ruffo blieben ihm seine calabresischen Jäger treu und trieben nicht ohne Blutvergießen die Meuterer zu Paaren. Aber auf die Länge wurde dem Cardinal die Lage unerträglich. Er erklärte, wenn der englische Admiral den förmlich abge-

[1] Nelson's Declaration vom 25. Juni, „Dispatches", III, 386.

Digitized by Google

schlossenen, von einem englischen Offizier unterzeichneten Vertrag nicht halten wolle, so falle ihm allein die Verantwortung zu; er, der Cardinal, würde in diesem Falle den Feind wieder in den frühern Stand setzen und sich mit seinen Truppen zurückziehen; die Engländer möchten dann ihre eigene Kraft versuchen. Diese Sprache machte, wie Sacchinelli versichert, Eindruck. Die Landungstruppen waren in Palermo zurückgeblieben, die Ankunft der feindlichen Flotte war noch immer zu berücksichtigen, die Verantwortlichkeit für Nelson und zugleich für Ruffo wäre übergroß gewesen. Ich möchte zweifeln, ob man den Streit im Ernste bis auf diesen Punkt getrieben hat. Erwägen wir, daß zwei mit so weitgehender Vollmacht ausgestattete Vertreter der königlichen Gewalt über eine so wichtige Frage verschiedener Meinung waren, daß der eine die Capitulation ausführen wollte, die der andere für schmachvoll und nichtig erklärte, so ergibt sich als die einzig richtige Auskunft: daß man die höchste, die königliche Entscheidung einholte. Dieser Ansicht scheint auch Nelson sich zugewendet zu haben. Am Morgen des 26. schrieb Hamilton in seinem Auftrage an Ruffo, der englische Admiral werde den mit den Castellen abgeschlossenen Waffenstillstand nicht verletzen, also nicht, wie er früher gedroht hatte, die Feindseligkeiten wieder anfangen. Desgleichen versicherte Nelson in einem Briefe, welchen Troubridge und Ball überbrachten, er werde sich darauf beschränken, während des Waffenstillstandes die Stadt gegen jeden Angriff zur See zu vertheidigen.[1] Die Kapitäne gaben ferner in Nelson's Namen mündlich und schriftlich die Versicherung, er werde sich der Einschiffung der Rebellen nicht widersetzen. „Der Einschiffung", nicht etwa der Abfahrt; denn diese dachte Nelson keineswegs zu bewilligen und sprach es aus in einer vom 26. Juni datirten Erklärung, nach welcher

[1] „Dispatches", III, 394. Das Schreiben ist, wie schon Sybel, a. a. O., V, 362, bemerkt, unrichtig vom 28. statt vom 26. datirt. Unrichtig ist auch die Interpunktion; „under the present armistice" ist der Anfang des darauffolgenden Satzes. Die Erklärung der Kapitäne im Facsimile bei Sacchinelli.

Digitized by Google

der Vertrag mit den Rebellen nur mit Genehmigung des Königs ausgeführt werden könne. Wäre diese Erklärung, was freilich bestritten und später noch zu untersuchen bleibt, rechtzeitig und offen der Besatzung der Castelle mitgetheilt, so würde gegen Nelson's Verfahren in diesen ersten Tagen sich wenig einwenden lassen. Er selbst hat jederzeit behauptet, die Rebellen hätten seine Absicht, die Ausführung des Vertrages, also die Fahrt nach Toulon von der Genehmigung des Königs abhängig zu machen, gekannt und in diesem Bewußtsein die Castelle verlassen. Den Umständen würde dies nicht widersprechen; denn die Insurgenten, in dem irrigen Glauben, der Cardinal sei ihr schlimmster Feind, und erfüllt von dem Haß, der in Bürgerkriegen die Landsleute verschiedener Parteien gewöhnlich am feindlichsten gegenüberstellt, waren weit mehr geneigt, Nelson, dem Engländer, dem Seehelden, als einem Neapolitaner und gar einem Geistlichen ein Zugeständniß zu machen. Dann hatte sich ihre Lage in der That durch die Ankunft der Flotte so sehr verschlimmert, daß von fernerm Widerstande sich nichts mehr erwarten ließ. Die Forts waren schon in den Tagen vor der Capitulation kaum noch vor einem Handstreich der Calabresen gesichert, von den Besatzungen hatte sich ein beträchtlicher Theil fortgeschlichen, und das Schicksal der noch übrigen Geiseln war wol für Ruffo und Micheroux, aber für die Engländer gar nicht von Bedeutung. So erklärt sich, daß Troubridge und Ball mit ihren Anträgen in den Castellen leichtes Gehör fanden. Ob nicht dabei mehr in Aussicht gestellt wurde, als sie verbürgen konnten, läßt sich für jetzt weder behaupten noch verneinen. Gewiß ist, daß man noch am 26. Juni nachmittags zum Abschluß kam. Schon am Abend wurde Castell Nuovo von englischen Marinesoldaten, Castell dell' Uovo von Neapolitanern besetzt, den darin befindlichen Personen freigestellt, entweder zur Nachtzeit sich in die Stadt zu begeben, oder sich einzuschiffen. Die meisten wählten das letztere; englische Barken waren dabei behülflich. Von kriegerischen Ehren, fliegenden Fahnen, Trommeln und angezündeten Lunten, welche der zweite Artikel der Capitulation versprochen hatte, war nicht ferner die

Digitized by Google

Rede.[1] Im Castell dell' Uovo gab es nur noch 129 Personen, von denen 95 sich den Engländern anvertrauten; die Gesammtzahl der aus dem größern Castell Nuovo Eingeschifften mag einige hundert betragen haben.

Der Cardinal war hocherfreut über diese Wendung. Gleich am nächsten Morgen, am 27. Juni, begab er sich mit dem Pomp seiner geistlichen und weltlichen Würde zu einem Dankgebet in die Kirche Del Carmine Maggiore. An Hamilton richtete er ein besonderes Dankschreiben und erhielt von ihm eine ebenso freundliche Antwort mit der Versicherung, Nelson sei sehr zufrieden, nichts gegen den Waffenstillstand unternommen zu haben.[2] Gern traf dagegen der Cardinal alle Vorbereitungen für die Belagerung von Sant' Elmo, und vorerst schienen Friede und Eintracht hergestellt.

Aber schon zwei Tage darauf erging an Ruffo ein Schreiben von einem der Eingeschifften: eine bittere Klage, die Capitulation sei gebrochen. Und am Abend erfuhr er, Francesco Caracciolo sei nach kriegsrechtlichem Spruch an die Fockraa der neapolitanischen Fregatte gehängt worden. Um diese Ereignisse in der richtigen Folge zu sehen, müssen wir den Blick vorerst wieder auf Palermo richten.

V.

Mit fieberhafter Ungeduld hatte die Königin nach Nelson's Abfahrt weitere Nachrichten aus Neapel erwartet. Mehrere Tage vergebens. Der Cardinal, selbst in Ungewißheit und bei dem schleppenden Gange der Verhandlungen in Verlegenheit, hatte seit dem 17. Juni vier Tage, ohne zu schreiben, verstreichen lassen. Erst am 24. oder 25. kamen Briefe Ruffo's vom 21. nicht an den König oder die Königin, sondern an Acton. Der Cardinal schrieb über den jammervollen Zustand in Neapel, über die Anordnungen, die er getroffen, die Personen, die er

[1] Brief Albanese's an Ruffo vom 29. Juni bei Sacchinelli, S. 262. Das Protokoll der Uebergabe von dell' Uovo a. a. O., S. 257.

[2] Sacchinelli, S. 258.

Digitized by Google

angestellt hatte, aber noch nichts von dem wirklichen Abschluß der Capitulation. Es scheint, daß der Brief erst darauf vorbereiten sollte. Immer ließ er wenigstens die Wahrscheinlichkeit eines Abschlusses und äußerst milde Bedingungen voraussehen.[1] Der Hof, insbesondere die Königin, wurden aufs empfindlichste getroffen; die Königin glaubte ihre schlimmsten Befürchtungen verwirklicht, das Ansehen, die Ehre des Königs erniedrigt und beschimpft. Sogleich wurde das Schiff, das die Nachrichten überbracht hatte, zurückgeschickt; Acton und der König selbst schrieben an Nelson. Wir kennen diese Briefe nicht nach dem Wortlaut, aber der Inhalt wird unzweifelhaft durch ein Schreiben, das die Königin an demselben Tage, dem 25., an ihre Freundin richtet. Sie beklagt sich, daß der Cardinal nicht an den König, sondern an Acton geschrieben habe; von den Unterhandlungen sage er wenig, von den militärischen Operationen gar nichts. „Sehen Sie", fährt sie fort, „die Grundlage, von welcher der König und ich ausgehen, die wir dem Urtheile, Herzen, Verstande unsers theuern Admirals unterbreiten: Die Rebellen haben die angebotene Gnade des Königs verschmäht! Der Commandant des Castells dell' Uovo hat mit der größten Frechheit auf die schriftlichen Anerbietungen des englischen Kapitäns geantwortet, in der Nacht haben sie den Waffenstillstand gebrochen, einen Ausfall gemacht und sich der königlichen Batterien bemächtigt. Mit dieser rebellischen Canaille kann man keine Unterhandlung führen, man muß abbrechen. Der französischen Besatzung von Sant' Elmo kann freier Abzug ohne Gepäck bewilligt werden; die rebellischen Patrioten müssen die Waffen niederlegen und sich der Gnade des Königs ergeben. Dann", fährt sie fort, „muß man nach meiner Ansicht an den vornehmsten Häuptern der Repräsentation ein Beispiel statuiren, die andern müssen auswandern und sich durch eigene Unterschrift verpflichten, bei Todesstrafe nicht in die Besitzungen

[1] Diesen merkwürdigen, noch ungedruckten Brief hat Herr Marchese Maresca erst vor kurzem wieder aufgefunden und mit gewohnter Güte mir mitgetheilt.

Digitized by Google

des Königs zurückzukehren. Zu dieser Klasse gehören die Mitglieder der Municipalität, die Anführer einer Brigade, die blutigsten und frechsten Scribler. Kein Militär, welcher der Republik gedient hat, darf in das Heer wieder aufgenommen werden. Für Frauen, die sich hervorgethan haben, gilt dasselbe, wie für die Männer. Auf die Zahl kommt es nicht an; einige tausend Verbrecher werden Frankreich nicht stärker machen, und wir selbst werden uns besser befinden. Verdient hätten sie, nach Afrika oder in die Krim transportirt zu werden; daß man sie nach Frankreich gehen läßt, ist eine Wohlthat; sie verdienten, daß man sie brandmarkte, damit sie keinen wieder betrügen können. Ich empfehle Ihnen also, theure Lady, die größte Festigkeit, Energie, Strenge. Ich empfehle Lord Nelson, Neapel wie eine rebellische Stadt in Irland zu behandeln. Was uns noththut, ist rasche, strenge Gerechtigkeit. Eines Staatsgerichtshofs bedarf es nicht; es handelt sich nicht um einen Proceß, um Vermuthungen, es handelt sich um eine Thatsache, die geschehen, bewiesen, gedruckt ist. Sollten die Bösewichter der imponirenden Macht des Admirals sich noch nicht unterworfen haben, so muß man Truppen, nöthigenfalls von auswärts, zusammenziehen, den Frauen und Kindern Abzug bewilligen, dann die beiden Castelle einnehmen und mit denen, die darin sind, nach Kriegsrecht[1] verfahren."

Als dieser Brief mit den andern am 28. Juni nach Neapel gelangte, hatte sich in den Verhältnissen, die wir kennen, noch nichts verändert. Die Fahrzeuge, auf denen die Insurgenten eingeschifft waren, 16 Polacken, lagen auf der Rhede, angesichts und unter den Kanonen der englischen Flotte; für die Ausrüstung wurden Vorkehrungen getroffen. Man kann sagen: die Capitulation war suspendirt, gebrochen war sie noch nicht.

---

[1] Der Brief bei Palumbo, a. a. O., S. 73, und Pettigrew, „Life of Nelson", I, 233, leider nicht im Original, sondern in italienischer und englischer Uebersetzung. Die wichtige Thatsache, daß er am 28. Juni ankam, wird bewiesen durch den Brief Hamilton's an Acton vom selbigen Tage, bei Dumas, „I Borboni", IV, 94.

Digitized by Google

Aber sie wurde gebrochen noch vor dem Ablauf des Tages. Gegen 7 Uhr abends erschienen Bewaffnete an Bord der Schiffe, suchten den Kriegsminister Manthoné, die Generale Massa und Basset, die Präsidenten der executiven und gesetzgebenden Commission, Ercole d'Agnese und Cirillo, nebst andern hervorragenden Republikanern. Die Gefangenen wurden an Bord des englischen Admiralschiffes geführt und in Fesseln gelegt. Als sie in der Nacht und am nächsten Morgen nicht zurückkehrten, wandte sich einer ihrer Gefährten in dringenden Schreiben an Ruffo, an Micheroux und an den russischen Commandanten. Ruffo schickte Micheroux an Nelson, um Aufklärung zu fordern. Aber umsonst; Nelson's Antwort bestand darin, daß er mit doppeltem Eifer während der folgenden Tage in der Stadt, wie auf den Schiffen die Verhaftungen fortsetzen ließ.

Die Gründe dieses Verfahrens findet man unzweifelhaft in den Depeschen, welche am 28. angekommen waren. An den Häuptern der Republik sollte ein Beispiel statuirt werden. So hatte die Königin, so hatten sicher auch der König und Acton geschrieben. Ein wichtiger Punkt blieb allerdings noch unbestimmt. Die Königin geht am 25. von der Ansicht aus, daß eine Capitulation noch nicht zum Abschluß, sondern erst zur Verhandlung gekommen sei. Aber die Sprache des Briefes ließ mit Sicherheit erkennen, die Königin würde eine Capitulation, wie sie Ruffo abgeschlossen hatte, verabscheuen. Dazu muß man in Anschlag bringen, was schon früher ganz in Nelson's und Hamilton's Sinne in Palermo über das Unstatthafte einer Verhandlung mit Rebellen geäußert und vielleicht in Acton's Depeschen in Voraussicht eines möglichen Falles bestimmt wiederholt war. Jedenfalls erklärt sich, daß Nelson schon jetzt der Personen, welche bestraft werden sollten, sich versicherte; dem König blieb ja unbenommen, sie wieder freizulassen.

Einem von der Königin geäußerten Wunsche entsprach auch eine Maßregel, welche Nelson tags darauf zum Vollzug brachte. Durch eine Proclamation vom 29. Juni wurden alle frühern Civil- und Militärbeamten, welche in den Dienst der

Digitized by Google

Republik getreten waren, aufgefordert, sich unverzüglich in den Castellen der Gnade des Königs zu überliefern, bei Strafe, als Rebellen und Feinde des Königs behandelt zu werden. Und an demselben Tage machte ein schreckliches Beispiel klar, wie man die militärische Felonie zu beurtheilen und zu bestrafen denke.

Von allen Staatsbeamten, ja von allen Mitgliedern des neapolitanischen Adels, die sich der Revolution angeschlossen hatten, war keiner durch seine Stellung, wie durch seine Persönlichkeit so ausgezeichnet, wie Francesco Caracciolo. Als Seemann mit Recht gerühmt, bei Untergebenen, wie Standesgenossen gleich beliebt, war er auch bei Hofe, insbesondere von der Königin ausgezeichnet worden. Er galt für einen treuen Anhänger der Dynastie, mußte auch die königliche Familie auf der Flucht nach Sicilien begleiten, und damals geschah es, wie man sagt, daß der Same des Unmuths in seinem Herzen Wurzel faßte, als der König nicht seinen eigenen Schiffen, sondern nur dem englischen Admiral sich, seine Familie und seine Schätze anvertrauen wollte.[1] Aus mehr als einem Grunde hatte er sich nach dem Einzug der Franzosen, wie wir sahen, nach Neapel zurückbegeben, trotz der Warnung des Königs, trotz der Empfindlichkeit der Königin. Möglich, daß beim Abschiede noch nichts von Untreue in seinem Herzen war, aber in Neapel gab er sich der großen Strömung hin, die seine Standesgenossen ergriffen hatte. Vorerst, scheint es, mehr gezwungen als freiwillig. So erschien es sogar den Engländern, die seine Schritte in Neapel genau im Auge behielten. „Ich höre eben", schreibt Trowbridge am 9. April, „daß Caracciolo die Ehre hat, als gemeiner Soldat zu dienen, gestern stand er als Schildwache am Palast; er hat sich geweigert, Dienste zu nehmen. Als man dann Briefe auffing, die von Caracciolo als Haupt der Marine unterzeichnet waren, suchte man ihn noch zu entschuldigen." „Ich hoffe", schreibt Trowbridge am 13. April, „er ist dazu gezwungen worden, alle Seeleute versichern mir, er sei kein Jakobiner; man setzt seinen

[1] Vgl. den Brief der Königin an Ruffo vom 8. Mai bei Maresca, S. 35; Malaspina, S. 96.

Digitized by Google

Namen, ohne ihn zu fragen, unter gedruckte Papiere.“ Aber die Wahrheit wurde augenscheinlich, als Caracciolo am 28. April den Franzosen gegen die in Castellamare gelandeten Engländer Beistand leistete. „Jetzt weiß ich“, schreibt Troubridge am 1. Mai, „daß Caracciolo ein Jakobiner ist; gestern kam er mit den Kanonenbooten selbst nach Castellamare und feuerte die Jakobiner an.[1] Als nach dem Abzug der Franzosen die Republik zuerst ihre eigenen Kräfte zeigen sollte, schien Caracciolo's Thätigkeit sich zu verdoppeln. Wir sahen, wie er Ende Mai dem Feinde entgegenzog; was die Engländer und den mit ihnen vereinten Grafen Thurn besonders reizte, war, daß Caracciolo ohne Schonung auf die vordem von ihm befehligte Fregatte feuern ließ. Noch am 13. Juni war er bei der Vertheidigung der Stadt mit seinen Kanonenbooten thätig; dann verlor er den Muth, er wollte versuchen, ob er mit der jetzt siegreichen Partei sich vielleicht wieder aussöhnen könne. In dieser Absicht verließ er den unsichern Schutz der Castelle und wandte sich zuerst in Portici durch einen Freund, dann in Neapel durch Ruffo's Nichte, die Fürstin Motta Bagnara, an den Cardinal mit der Anfrage, ob er fliehen oder bleiben solle. „Er soll fliehen“, antwortete Ruffo, als die Fürstin, obgleich durch ihre Schwangerschaft gehindert, den Weg für Caracciolo angetreten hatte. Da nahm der Verfolgte bäuerliche Kleidung und floh ins Gebirge. Mehrere Tage irrte er umher, bis er durch Hunger aus seinem Versteck getrieben, oder, wie auch erzählt wird, durch einen ungetreuen Diener verrathen, dem Scipio della Marra, dem Fahnenträger der Königin, überliefert wurde. Der ließ ihn fesseln, bei Nachtzeit, ohne den Cardinal zu benachrichtigen, einschiffen und am nächsten Morgen auf die englische Flotte bringen.

Gegen 9 Uhr langte die Barke bei Nelson's Admiralschiff an. Kapitän Hardy, der sich eben auf dem Verdeck befand, wurde schon vorher durch die Aufregung und das Geschrei der in seiner Nähe befindlichen Italiener benachrichtigt, daß man den

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson“, III, 329, 334, 358.

Digitized by Google

Verräther Caracciolo herbeiführe. Sogar auf dem Verdeck konnte er den Gefesselten den Mishandlungen seiner Häscher kaum entziehen. Er ließ ihm die Fesseln abnehmen und Erfrischungen anbieten, aber Caracciolo berührte nichts. Er wurde in eine Cabine geführt und der Bewachung eines Lieutenants Parkinson übergeben.

Kaum hatte Nelson von der Einbringung des Gefangenen gehört, so ließ er an den Grafen Thurn, den Commandanten der sicilianischen Fregatte Minerva, den Befehl ergehen, sich mit den fünf ältesten Offizieren an Bord des Admiralschiffes einzufinden, um über Caracciolo wegen Aufruhrs (rebellion) Gericht zu halten. Schon um 10 Uhr begann die Verhandlung und drei Stunden später war sie beendigt. Was man dem Angeklagten vorwarf: daß er gegen den König gefochten, daß er auf die sicilianischen Schiffe habe feuern lassen, war offenkundig. Der Beweis, daß er nur gezwungen in den Dienst der Republik getreten sei, mislang. Die wirklichen Milderungsgründe würden, wenn auch angeführt, vor solchen Richtern wenig Berücksichtigung gefunden haben. Bald nach Mittag wurde — nicht einstimmig, nur mit Stimmenmehrheit — das Todesurtheil gesprochen. Umsonst forderte Caracciolo ein erneuertes Verfahren, weil der Vorsitzende des Gerichts, Graf Thurn, sein persönlicher Feind sei; umsonst bat er, man möge ihm, dem im Dienst ergrauten Manne, die Schmach des Erhängens mit dem Tode durch eine Kugel vertauschen, umsonst baten sogar Thurn und Hamilton um vierundzwanzigstündige Frist. Nelson fuhr den Lieutenant, der im Auftrage Caracciolo's sich zu ihm begab, unwillig an, bestätigte das Urtheil und bestimmte, daß es um 5 Uhr an Bord der Minerva zur Vollziehung käme. Lady Hamilton's Verwendung, die der Verurtheilte noch zuletzt in Anspruch zu nehmen wünschte, war nicht zu erlangen. Nach Sonnenuntergang wurde der Leichnam Caracciolo's ins Meer versenkt.[1]

---

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 398 fg., 499 fg. Bericht des Grafen Thurn an Ruffo bei Sacchinelli, S. 265. Viele Zeugnisse gesammelt bei Helfert, a. a. O., S. 351 fg., 436 fg. Dazu kommen

Digitized by Google

Auch die Nachricht von diesem Ereignisse erhielt Ruffo noch am Abend des 29. Juni durch einen Bericht des Grafen Thurn. So sehr seine persönlichen Gefühle durch das Verfahren gegen einen ihm nahestehenden Mann, durch die Umgehung seiner Gerichtsbarkeit verletzt sein mochten, die Frage nach der Gültigkeit der Capitulation wurde dadurch nicht aufs neue angeregt, denn Caracciolo hatte, wie es scheint, die Castelle vor dem Abschluß verlassen. Nach jener vergeblichen Sendung Micheroux' konnte aber auch Ruffo für die Aufrechthaltung nichts mehr unternehmen. Thatsächlich hatte Nelson sich in Besitz der Macht gesetzt, und die am 25. aus Palermo ergangenen Anweisungen ließen dem Cardinal keinen Zweifel mehr, daß er sich dem Engländer unterwerfen müsse. Er fügte sich; aber betrübt, gekränkt, in dem Gefühl, daß man ihm mit Undank lohne, vielleicht auch, daß von seiner Seite einiges versehen sei, bat er um seine Entlassung.[1]

Und es fehlte wenig, daß man in Palermo seinen Wunsch nicht blos erfüllt, sondern überboten hätte.

Schon in dem Briefe vom 25. Juni erhebt die Königin schwere Vorwürfe gegen den Cardinal: daß er so selten und so unvollständig Nachricht gebe, daß er mit den Rebellen unterhandle, daß er in die neugebildeten Behörden unzuverlässige, sogar strafbare Leute berufen habe. Zwei Tage später überbrachte eine neapolitanische Fregatte die von Nelson noch auf der See niedergeschriebenen Observationen, und gleichzeitig oder gleich nachher muß man auch ein Exemplar der Capitulation erhalten haben.[2] Jetzt brach der Sturm gegen Ruffo los. Die boshaftesten, unsinnigsten Gerüchte wurden ausgestreut. Seine Maßregeln sollten nicht allein ungeschickt, sondern verrätherisch sein, er sollte im Gegensatz zum Könige sich selbst eine Partei bilden

noch die interessanten Briefe Hamilton's an Acton vom 27. und vom Morgen und Abend des 29. Juni bei Dumas, „I Borboni", IV, 100 und 111.

[1] Briefe der Königin an Ruffo vom 2. und 15. Juli, bei Maresca, „Carteggio", S. 55 fg.

[2] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 507.

Digitized by Google

und seinen Bruder Francesco, den er zum Kriegsminister gemacht hatte, zum Könige von Neapel erheben wollen. Der König schrieb sofort an Ruffo, Nelson's Observationen könnten nicht weiser, den Umständen angemessener und in Wahrheit evangelischer sein; es sei ein Treubruch, wenn der Cardinal sich nicht unverzüglich danach gerichtet hätte. Aber Acton wollte die Gelegenheit, dem verhaßten Gegner zu schaden, noch besser ausnutzen. Er stellte den Antrag, Ruffo, weil er trotz des königlichen Verbots mit den Rebellen unterhandelt habe, zu verhaften und nach Palermo abführen zu lassen. Nach glaubwürdigen Zeugen war es die Königin, welche im Staatsrath dagegen sich erhob. Sie zeigte, daß nach Verdiensten, wie Ruffo sie erworben, jeder Fehltritt Verzeihung verdiene, daß Ruffo's Verhaftung den Staat und den König selbst mit Schande bedecken, daß nach einer solchen Undankbarkeit niemand für den Thron im Nothfalle wieder eintreten würde. So kam es nicht zum Aeußersten, aber für den Fall, daß Ruffo sich nicht füge, erhielt Nelson Vollmacht, ihn zu verhaften. Auch für den Herzog von Salandra und andere Generale gingen ihm die entsprechenden Befehle zu beliebiger Benutzung zu.[1] Wenn die Königin Ruffo schützte, so ist doch kein Zweifel, wie sie über die Capitulation dachte, und sie hat es später dem Cardinal, wenn auch in würdiger Form, unverhohlen ausgesprochen.[2] Eine Abschrift des Vertrages, die sie ihrer Freundin zuschickte, begleitete sie mit leidenschaftlichen Randbemerkungen. Sie fand es

[1] Der Brief des Königs an Ruffo vom 27. Juni bei Harcourt, „Diaries of G. Rose", I, 230. Ebenda Brief Acton's an Ruffo und der Haftbefehl zu Händen des Herzogs von Salandra. Eine wichtige Quelle ist auch der bisher kaum beachtete Brief Acton's an Nelson vom 1. August, „Dispatches of Nelson", VII, Appendix, S. CLXXXVI. Ueber die Anschuldigungen gegen Ruffo vgl. Sacchinelli, S. 259, über das Auftreten der Königin im Staatsrath Malaspina, S. 129. Die Briefe Nelson's und Hamilton's an Acton vom 28. und 29. Juni bei Dumas, „I Borboni", IV, 90 fg., sind voll von Klagen gegen Ruffo und voll der dringendsten Mahnungen, daß König und Königin baldmöglichst in Neapel erscheinen möchten.

[2] Brief vom 2. Juli bei Maresca, S. 56.

Digitized by Google

unerträglich und entehrend, daß der Cardinal nach allem, was vorgegangen, mit den Rebellen capitulire, ihnen alle Kriegsehren und nicht allein freien Abzug, sondern freien Aufenthalt in der Hauptstadt bewillige, sogar Geiseln in ihrer Gewalt lasse. Als der Gipfel aller Niederträchtigkeit erscheint ihr, daß die Bestätigung des eigenen Souveräns, dessen bestimmten Befehlen man diametral entgegenhandle, nicht für nöthig gehalten, dagegen die Bestätigung eines kleinen Haufens von Franzosen verlangt würde. „Es ist", schreibt sie zum Schluß, „ein so infamer Tractat, daß ich mich, wenn nicht durch ein Wunder der Vorsehung ein Ereigniß eintritt, das ihn aufhebt, für verloren und entehrt halte. Kommt er zur Ausführung, so schmerzt es mich mehr als der Verlust des Reiches, und wird weit schlimmere Wirkungen haben."[1]

Diese Besorgniß wurde freilich bald genug zerstreut. Nelson hatte gleich am 28. Juni Foote mit der Nachricht, daß die Capitulation zerrissen sei, nach Palermo abgehen lassen. Der Cardinal hatte sich gefügt; selbst den Engländern mußte es unpassend und überflüssig erscheinen, ihn verhaftet nach Palermo zu schicken, um so mehr, als Nelson eben den König dringend nach Neapel einlud. Sowohl die erreichten Erfolge, als die noch übrigen Schwierigkeiten machten diese Reise unumgänglich. Man hoffte, der Anblick des bei der niedern Bevölkerung immer beliebten Fürsten würde den Eifer neu beleben, oder auch in Schranken halten und rascher eine neue Ordnung herbeiführen. Wenige Stunden nach Foote's Ankunft, am Abend des 2. Juli, wurde der Entschluß gefaßt und bereits am folgenden Tage ausgeführt; nur von Acton ließ sich der König begleiten, nicht von dem Erbprinzen, auch nicht von der Königin. Offenbar hat man befürchtet, ihre Anwesenheit würde dem guten Eindruck Abbruch thun; sie selbst empfand es als eine schwere Zurücksetzung. „Unsere Angelegenheiten", schreibt sie der Tochter

[1] Palumbo, „Maria Carolina", S. 76 fg. Zwischen die Bemerkungen der Königin sind ganz ungehörig S. 80 die Worte „Invito di Nelson a Ferdinando IV di recarsi a Napoli" eingeschoben.

Digitized by Google

am Tage nach der Abreise des Königs, „sind rasch vorangegangen. Wir haben die Provinzen und die Hauptstadt wiedergenommen, mit Ausnahme von Capua, Gaëta, Pescara und des Castells Sant' Elmo, das man belagert. Der Cardinal, halb aus Furcht, halb aus Schwäche, hat eine schmachvolle Capitulation mit unsern rebellischen Unterthanen abgeschlossen, der Admiral Nelson hat alles wieder aufgehoben. Das Volk ist wüthend gegen den Adel und die Jakobiner; kurz in Neapel sind Unordnung, Gemetzel, Plünderung, Brand, tausend Uebel eines bürgerlichen und Partei-Krieges. Jeden Tag kommen Haufen von Klagen. Alles dieses hat Deinen vortrefflichen Vater zum Entschluß gebracht, sich persönlich dahin zu begeben. Er nimmt 1400 Mann Infanterie und 600 Reiter mit. Er ist ganz plötzlich gegangen, in 24 Stunden wurde die Sache beschlossen und ausgeführt. Du kannst denken, wie viel es mich gekostet hat. Noch niemals sind wir so weit und durch das Meer getrennt gewesen, und viele Sorgen bedrängen mein unglückliches Herz."

Um seine eigenen Seeleute nicht abermals zu kränken, schiffte der König nicht auf der englischen, sondern auf der neapolitanischen Fregatte La Sirena sich ein. Nach langer Fahrt kam er erst am 8. nach Procida und zwei Tage später auf die Rhede von Neapel, wo nicht allein officieller Pomp, sondern aufrichtiger, unermeßlicher Jubel der Volksmassen ihn begrüßte. Aber nichts konnte den feigen Mann bewegen, ans Land zu steigen. Schon in Palermo war bestimmt, er werde sich nur auf Nelson's Admiralschiff sehen lassen und sogleich, wenn die wichtigsten Punkte festgesetzt seien, nach Palermo zurückkehren.[1] Zu den ersten, die sich auf dem Schiffe einstellten, gehörte der Cardinal. Er wurde freundlich empfangen, und gewiß hat er noch einmal versucht, wenn nicht die Genehmigung der Capitulation, doch den freien Abzug der Gefangenen zu erwirken. Sacchinelli behauptet sogar, der König habe die Capitulation aufrecht halten wollen und sei nur von

[1] Die Königin an die Kaiserin, 4. Juli.

Digitized by Google

Nelson und Hamilton wieder umgestimmt worden. Aber diese Behauptung hat gar keine Wahrscheinlichkeit. Um die Aufrechthaltung der Capitulation handelte es sich damals gar nicht mehr, höchstens darum, ob den Republikanern als eine Gnade zutheil werden sollte, was die Capitulation ihnen als Recht zusprach. Leider erhielten sie eines so wenig, wie das andere. Die Verhaftungen wurden eifrig fortgesetzt; am 14. Juli schreibt Nelson daß alle Hauptführer der Rebellen — etwa 80 — sich im Gewahrsam auf der englischen Flotte befänden, und von Gnade war um so weniger die Rede, je mehr der Fortgang des Krieges die Gnade wünschenswerth, möglich und ungefährlich machte.

Gleich die Ankunft des Königs wurde durch ein glückliches Ereigniß bezeichnet. Die Belagerung von Sant' Elmo war seit den letzten Tagen des Juni eifrig betrieben. Die Neapolitaner wetteiferten mit den englischen Seesoldaten unter Troubridge, der schon am 27. Juni ans Land gekommen war, um die Freiheitsbäume umzuhauen und dann vor dem königlichen Palast zu verbrennen. Micheroux war nach dem Bruch der Capitulation in doppelter Sorge für die in Sant' Elmo zurückgehaltenen Geiseln, aber diese kamen mit dem Schrecken davon; Mejean zeigte gegen alles, was die Republikaner anging, die roheste Gleichgültigkeit. Eher hatte man die Engländer zu fürchten, denn Troubridge äußerte mit der ihm eigenen Urbanität, er werde durch unterlegte Pulverminen die Geiseln sammt den Franzosen zum Teufel schicken. Gerade am 10. Juli, als der König die Belagerungsarbeiten durch ein Fernglas betrachtete, brachte eine sicher treffende Kugel die dreifarbige Standarte auf der Zinne des Forts zu Falle. Der Commandant fand sich dadurch, oder doch kurz nachher, zu einer Unterhandlung veranlaßt, welche am folgenden Tage zur Uebergabe des Castells führte.[1] Unverzüglich schritt man zu der Belagerung der beiden noch übrigen, von den Franzosen besetzten Festungen Capua und Gaëta. Den vom Könige mitgebrachten 2000 Mann wurden 1000 der besten englischen Marinesoldaten unter Troubridge beigegeben, obgleich es den

[1] „Dispatches of Nelson", S. 389 fg., 402; Sacchinelli, S. 269.

Digitized by Google

Regeln des englischen Seewesens widersprach und später von der Admiralität getadelt worden ist, daß Nelson Seesoldaten so weit von der Küste, auf dem Festlande verwendet habe. Ja, in seinem Eifer, die Befreiung Neapels zu vollenden, ließ er sogar die wiederholten Befehle seines Vorgesetzten, einige Schiffe zum Schutz gegen die französisch-spanische Flotte nach Minorca zu schicken, wochenlang unbeachtet. „Ew. Lordschaft", antwortete er am 19. Juli, „sind von dem Wechsel im Königreich Neapel nicht unterrichtet. Bis die Franzosen wenigstens aus Capua vertrieben sind, halte ich es für recht, den Befehlen Ew. Lordschaft nicht zu gehorchen. Ich bin mir der Folgen meines Ungehorsams vollkommen bewußt, aber da ich glaube, daß die Sicherheit des Königreichs Neapel von dem Hierbleiben des von mir befehligten Geschwaders abhängt, so entscheide ich mich ohne Bedenken dafür, daß es besser ist, das Königreich Neapel zu retten und Minorca aufs Spiel zu setzen, als das Königreich Neapel aufs Spiel zu setzen, um Minorca zu retten." Erst am 22. Juli, infolge eines dritten Befehls, wurde Duckworth mit drei Linienschiffen nach Minorca geschickt.[1] Damals stand man mit dem General Girardon schon in Unterhandlung. Am 28. Juli ergab sich Capua, drei Tage später Gaëta. Die Garnisonen zogen mit kriegerischen Ehren aus, um dann auf englischen Schiffen nach Frankreich geführt zu werden, die von Sant' Elmo und Capua als Kriegsgefangene, welche, um wieder dienen zu können, ausgewechselt werden mußten, die von Gaëta frei, weil eine eigentliche Belagerung nicht stattgefunden hatte.[2] Alle diese Capitulationen unterschieden zwischen Franzosen und Neapolitanern, allen war die Bestimmung gemein, daß die Unterthanen des Königs beider Sicilien den Verbündeten ausgeliefert würden. Nicht einmal diejenigen, welche jahrelang in dem französischen

[1] Vgl. „Dispatches of Nelson", III, 404 fg., 414 fg. Der S. 460 mitgetheilte Brief von Davison, in welchem sich Nelson über den Tadel der Admiralität beklagt, kann nicht „About the 23 August", sondern frühestens einen Monat später geschrieben sein.

[2] Die Capitulationen von Sant' Elmo, Capua und Gaëta bei Sacchinelli, S. 272 fg. Vgl. „Dispatches of Nelson", III, 428.

Digitized by Google

Heere gedient und mit demselben ihr Vaterland wiedergesehen hatten, wurden geschont, und nichts ist gerechter, als der Zorn der republikanischen Schriftsteller gegen die Commandanten, welche nur auf ihren Vortheil bedacht, die Unglücklichen, die vertrauensvoll sich ihnen angeschlossen hatten, gleichgültig dem Verderben preisgaben.

Die Wiedereroberung des Königreichs konnte als vollendet gelten. Der König wünschte nach Palermo zurückzukehren. Am 1. August, dem Jahrestage der Schlacht bei Abukir, feierte man noch ein glänzendes Fest zu Ehren des Siegers. Am 5., als die Capitulation von Gaëta zur Ausführung gebracht war, segelte der König ab, mit ihm Nelson und die englische Flotte; nur Troubridge mit zwei Linienschiffen blieb vor Neapel zurück. Am 8. August war der König in Palermo, und es begann nun eine Reihe von Festen, wie Nelson sie liebte, überschwenglich an Ehren und Schmeichelei. Alle englischen Offiziere wurden reichlich beschenkt; den Admiral erhob der König am 12. August zum Herzog von Bronte mit einem Einkommen von 3000 Pfund.[1] Am 20. August wurde er von der Admiralität auch zum Höchstbefehligenden im gesammten Mittelmeer ernannt; von Gibraltar bis Konstantinopel reichte seine Macht. Glücklich, hätte er auch sich selbst beherrschen können!

VI.

Den Dank des Königs hatte er verdient; was ein Mensch thun konnte, um die Folgen des unglücklichen Auszugs im vergangenen Herbste wieder gut zu machen, hatte er gethan. Für die äußere Stellung des Königreichs mochte man, wie die europäischen Angelegenheiten sich gewendet hatten, Günstiges erwarten, aber wie heilte man die Schäden, die Zerstörung im Innern? In den Briefen der Königin tritt, von Ruffo angeregt, schon seit dem Februar der Gedanke hervor, man müsse die Revolution durch die Revolution besiegen und dem, was die Franzosen be-

[1] Vgl. „Dispatches of Nelson", III, 438, 524.

Digitized by Google

abſichtigten, durch Aufhebung der Feudalrechte und anderer läſtiger Abgaben zuvorkommen.[1] In dem merkwürdigen Schreiben an Lady Hamilton vom 25. Juni entwickelt ſie ausführlich, daß der König dem treuloſen Adel gegenüber ſich auf die untern Schichten der Bevölkerung ſtützen müſſe. Die Eletti ſollen von jetzt an vom Könige ernannt, die Sedili, die Quelle aller Uebel und der erſte Sammelpunkt der Rebellen, für immer aufgehoben werden, ebenſo die Rechte und Gerichtsbarkeit der Barone, die den König durch Verrath und ſträfliche Gleichgültigkeit um ſeinen Thron gebracht haben. „Das iſt nicht angenehm", ſetzt ſie hinzu, „aber durchaus nothwendig, ſonſt wird der König nicht fünf Monate ruhig regieren. Die Völker erwarten von ſeiner Gerechtigkeit dieſe Erleichterung, nachdem ſie ſo viel für ihn gethan haben." Gewiß war der Gedanke nicht unrichtig, aber wo die Männer finden, ihn kräftig und beſonnen durchzuführen? Gleich zeigte ſich, daß Ruffo, ſo ſehr man ihn auch verdächtigte, unentbehrlich war. Die Königin mag ſich oft beglückwünſcht haben, daß ſie ſeine wiederholten Bitten um Entlaſſung beſtimmt und in Worten, die den Eindruck nicht verfehlen konnten, zurückwies. Selbſt Nelſon, der, dem Cardinal von jeher abhold, ihm ſeinen letzten Widerſtand niemals verzieh, vermochte ſeine Entfernung nicht zu bewirken. Acton mußte am 1. Auguſt vor der Abreiſe des Königs, gewiß nicht mit Vergnügen, dem Engländer auseinanderſetzen, weshalb man Ruffo an der Spitze der Regierung laſſen müſſe.[2] Freilich große Beſchränkungen wurden ihm auferlegt. Manche der von ihm berufenen Perſonen in Neapel, wie in den Provinzen wurden durch eifrigere oder rückſichtsloſere Anhänger des Königthums erſetzt. Das Generalvicariat hörte auf; Ruffo erhielt

[1] Ich verweiſe auf die Briefe an Ruffo vom 16. und 26. Februar, vom 3. März, 8. Mai und 14. Juni bei Maresca, „Carteggio di Maria Carolina" und auf die Briefe Ruffo's an Acton vom 3. März, Acton's an Ruffo vom 14. März bei Maresca, „Carteggio del cardinale Ruffo" im „Archivio storico Napoletano", 1883, VIII, 242, 254.

[2] Nicolas, „Dispatches of Nelson", VII, Appendix, S. CLXXXVI.

Digitized by Google

den Titel eines königlichen Stellvertreters (Luogotenente) und Generalkapitäns. Neben ihm stand eine höchste Behörde, Suprema Giunta di buon Governo; der Cardinal führte zwar den Vorsitz, aber die höchste Entscheidung in allen wichtigern Angelegenheiten verblieb dem Könige, der durch die Minister Acton und Castelcicala der Giunta seinen Willen kund that.[1] Nelson war auch das noch viel zu viel. Am 1. August schickt er jenen Brief Acton's an Lord Spencer. „Meine Meinung über den Cardinal", setzt er hinzu, „hat sich niemals verändert; er ist jetzt nur noch Generallieutenant des Königreichs mit einem Rath von Acht, ohne dessen Zustimmung kein Act gültig ist; aber bekanntlich hat das Haupt einer jeden Behörde immer großen Einfluß. Dieser Mann muß bald entfernt werden, denn seine ganze Umgebung war und ist so verdorben, daß man alles dort kaufen kann." „In Neapel", schreibt er am 16. August, „ist alles ruhig, aber der Cardinal scheint Unheil gegen den König auszuhecken zum Vortheil des Adels. Ueber kurz oder lang muß er entfernt werden." Einige Tage später bestimmt er ihn ohne weiteres für den Galgen.[2] Bei dem Könige blieb Ruffo gleichwol in Gunst; er erhielt, wie sein Bruder Francesco, eine werthvolle Dotation; immer mag er es aber als einen Vortheil empfunden haben, als er im November zur Wahl eines neuen Papstes in das Conclave nach Venedig gerufen wurde und infolge dessen dem entsetzlichen Schauspiele nicht länger zusehen mußte, das den bessern Theil von Neapel mit Trauer und Schrecken erfüllte.

Wir haben von dem Blutgericht zu reden, das die Sieger über die unterworfene Stadt verhängten. Der Cardinal hatte sich, je weiter er in seiner Unternehmung vorrückte, um so mehr überzeugt, daß Milde wirksamer sei als Härte. Sein Wunsch war, sich seiner Gegner so bald und so leicht als möglich in der Weise zu entledigen, daß er ihnen den Weg zur Gnade

[1] Die königlichen Decrete vom 22. und 23. Juli über die Giunta, die Ministerien und das Kriegswesen bei Marulli, „Ragguagli", I, 508 fg.

[2] „Dispatches of Nelson", III, 427, 447, 452.

Digitized by Google

oder zur Flucht ins Ausland offen ließ. Das beweist noch in den letzten Tagen die Verhandlung mit den Castellen, welche die Hauptschuldigen beinahe sämmtlich den Händen des Richters entziehen mußte. Anders dachte man in Palermo. Die Engländer, der Hof, die Minister, der König hielten strenge Bestrafung für nothwendig; offenbar ist die Königin derselben Ansicht gewesen, und zwischen ihr und dem Cardinal ist der streitige Punkt mehr als einmal zur Erörterung gekommen. Schon im März schien es ihr bedenklich, daß Ruffo Leute, die sich compromittirt hatten, nicht allein begnadigte, sondern sogar wieder anstellte. „Gnade taugt nicht in Neapel", schreibt sie im April, „man muß das giftige Kraut durch Belohnung der Treuen und Bestrafung der Bösen ausreißen und vertilgen; nur auf diesem Wege läßt sich eine glückliche Zukunft herbeiführen." Der Cardinal hatte dagegen am 17. April für alle, die sich unterwerfen würden, eine Amnestie erlassen, er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Bandenführer im Norden den Abzug der Republikaner nicht hindern, sondern beschleunigen möchten, und als er von der Ankunft Speciale's und dem Beginn der Blutgerichte auf Procida hörte, hatte er am 29. und 30. April in dringenden Vorstellungen die Königin und Acton darauf hingewiesen, wie unpolitisch es sei, die Rebellen zur Verzweiflung zu bringen und dadurch zur Verdoppelung ihrer Kräfte anzuspornen; weit besser lasse man ihnen den Weg nach Rom offen, stelle Gnade in Aussicht und bringe sie dadurch in Unthätigkeit und Zwietracht.[1] Leider wurde die mildere Stimmung, welche damals vielleicht auch in Palermo überwogen hätte, durch die Standhaftigkeit der

[1] Briefe der Königin an Ruffo vom 5. und 14. April, und die Bemerkung von Maresca, „Carteggio di Maria Carolina", S. 40. Mit den Briefen der Königin stimmen die des Königs vom 26. und 28. Februar, 21. und 28. März und 11. April bei Dumas, „I Borboni", Supplementband, S. 219 fg., überein, nur daß sie sich roher, nicht selten in der Sprache der Lazzaroni ausdrücken. Die wichtige Instruction vom 1. Mai bildet schon die Grundlage der spätern Eintheilung der Schuldigen. Es ist dieselbe, welche Nelson am 1. Mai „a very handsome ordre" nennt.

Digitized by Google

Republikaner bald wieder zurückgedrängt. In zwei merkwürdigen Schreiben vom 17. und 23. Mai setzt die Königin dem Cardinal abermals die Nothwendigkeit einer strengen Bestrafung auseinander. „Alles, was Ew. Eminenz sagen und thun", schreibt sie, „setzt mich in Erstaunen durch die Tiefe der Gedanken und die Weisheit der Maßregeln. Nichtsdestoweniger bin ich nicht Ihrer Meinung rücksichtlich der Verstellung, des Vergessens und sogar Belohnens, das unsere schuftigen Rebellenhäupter gewinnen soll. Ich bin nicht dieser Ansicht; nicht aus Rachgier, diese Leidenschaft ist meinem Herzen fremd, und wenn ich im Eifer rede, als wenn ich sie hätte, so beweise ich durch die That das Gegentheil. Aber die Bösewichter in Neapel kann man nicht gewinnen, man muß sie entfernen, damit sie die andern nicht verderben. Gnade, Verzeihung wären bei ihnen verloren. Ich sage es mit Bedauern, aber wer dem König gedient hat, wie Caracciolo, Moliterno, Roccaromana, Federici, muß mit dem Tode bestraft werden, wenn er mit den Waffen in der Hand betroffen wird. Die andern muß man einkerkern, oder nach Amerika und, wenn dies zu theuer ist, nach Frankreich deportiren. Der Verlust einiger tausend solcher Individuen ist eher ein Gewinn als ein Verlust für den Staat und wird Frankreich nicht stärker machen. Gnade würde nur als Schwäche gelten und uns keinen Augenblick Ruhe verschaffen. Das ist so sehr meine Meinung", setzt sie hinzu, „daß ich lieber Neapel gar nicht angreifen würde, wenn ich es mit diesem Brandmale wiedernehmen müßte. Besser, man wartet in diesem Falle, bis eine ausreichende Macht vorhanden ist, damit man von Grund aus alles herstellen kann." Vorzüglich und immer von neuem schärft sie deshalb ein, daß man sich mit den Rebellen nicht in Unterhandlungen einlassen dürfe. „Als Christ und Vater", schreibt sie, „kann und muß der König seinen verbrecherischen, undankbaren Unterthanen verzeihen, aber er darf keinen Vertrag oder Waffenstillstand abschließen, der wie Furcht aussähe. Nur als Eroberer, als unbeschränkter Herrscher darf er sein Reich wieder einnehmen, denn er wird aller Macht und Kraft bedürfen, um es wieder zur Ordnung zu bringen. Ist

Digitized by Google

das nicht zu erreichen, so überläßt er es besser der Anarchie und wartet, bis sie aus Noth und Verzweiflung selbst zu ihm kommen." Die Königin meint, Ruffo solle in einem solchen Falle einige Tagemärsche von der Hauptstadt die Ankunft der Russen und Engländer und regelmäßiger Truppen erwarten und sich nicht mit einem Haufen von Bauern gegen Leute wagen, die mit Waffen und Artillerie versehen seien. Man kann denken, wie nach allem diesen die Nachricht von der Unterhandlung des Cardinals und von den Bedingungen, die er bewilligt hatte, auf die Königin wirken mußte. In dem Briefe an Lady Hamilton bringt sie mit doppelter Entschiedenheit die leitenden Gesichtspunkte zum Ausdruck: Exemplarische Bestrafung der Hauptschuldigen, Verbannung der Minderschuldigen und rasches, summarisches Verfahren. Der ganze Brief zeugt von der Erregung der Schreiberin, aber man kann nicht sagen, daß er an Vorschriften oder Wünschen irgendetwas enthielte, das sie nicht schon in früherer Zeit dem Cardinal selbst ausgesprochen hätte. Wir haben gesehen, wie Nelson ihren Wünschen entgegenkam, und so sind auch ihre Briefe an Lady Hamilton in den nächsten Wochen voll von Bewunderung und Dankbarkeit für den theuern, heldenmüthigen, unvergleichlichen Admiral. Mit dem, was der König und seine Rathgeber in Neapel vornehmen ließen, war sie dagegen weit weniger einverstanden, am wenigsten mit dem Verfahren gegen die Anhänger der besiegten Republik.

Der Cardinal hatte schon am 15. Juni einen Staatsgerichtshof eingesetzt. Dieser wurde nach der Ankunft des Königs reformirt und beinahe ganz neu mit Richtern besetzt, auf deren Eifer und Gefügigkeit man rechnen konnte.[1] Von den ältern findet man nur di Fiore, als Präsidenten Damiani, und unter den Richtern jenen Speciale, der sich auf Procida zuerst die Verachtung, dann das noch schlimmere Lob der Engländer zugezogen hatte und später mit der zunehmenden Zahl der Executionen in eine Art von Raserei verfiel, wie sie bei den Blutmenschen der pari-

[1] Sacchinelli, S. 233, 281; Marulli, „Ragguagli", I, 517, Einsetzung des Militärgerichtshofes, I, 514.

Digitized by Google

fer Revolutionstribunale hervortritt. Aber statt der raschen Justiz, die von der Königin gefordert wurde, schien man vorerst nur darauf bedacht, die Zahl der Angeklagten zu vermehren. Ende August befanden sich allein in den Kerkern der Hauptstadt 8000 Personen, und schon die ersten Untersuchungen hatten eine unendliche Zahl von Mitschuldigen erkennen lassen.[1] Wie sollte man sich ihrer entledigen? Unmöglich konnte man alle auf den Richtplatz führen.

Am 30. Juli erging an den Gerichtshof die Aufforderung, ein Verzeichniß der Hauptschuldigen, die man nach der Schärfe der Gesetze bestrafen müsse, und der weniger Schuldigen anzufertigen. Die letztern sollten nach summarischer und kurzer Feststellung dessen, was sie unter der sogenannten Republik verübt hätten, nach einem einfachen raschen Verfahren mit Einziehung der Güter und Verbannung bestraft werden. Die Giunta erließ darauf am 11. August ein Gutachten, das Ruffo vier Tage später an Acton sendet. Als schwer, aber doch im Vergleich zu andern minder schuldig, bezeichnet sie die 416 Mitglieder der Sala patriotica und die 471 Mitglieder der Sala popolare; sie gehören zu den am schwersten Schuldigen, wenn mit dem Verbrechen der Einzeichnung in die Bücher der Gesellschaften sich noch andere Verbrechen verbinden. Zu den schwer Schuldigen gehören ferner die Mitglieder der Nationalgarde und die Linientruppen zur See und zu Lande, zu den am schwersten Schuldigen die Seesoldaten, welche in der Sitzung der provisorischen Regierung Freiheit oder Tod geschworen, und die Landsoldaten, welche thatsächlich gegen den König gefochten und sogar nach Uebergabe der beiden Castelle sich in Gaëta, Capua und Sant' Elmo widersetzt haben. Zu den schwer Schuldigen gehören endlich alle Beamte der sogenannten Republik, zu den am schwersten Schuldigen die Mitglieder der provisorischen Regierung, der Repräsentation, des Revolutionstribunals und der Militärcommission, endlich die Prediger und Schriftsteller,

[1] Schreiben Acton's an Ruffo vom 7. September bei Sacchinelli, S. 284.

Digitized by Google

welche öffentlich gegen das Königthum und die Person der beiden Majestäten sich vergangen haben. Mit dieser Klassentheilung erklärt der König am 23. August sich einverstanden; ein zweites Schreiben Acton's an Ruffo vom 7. September gibt die Grundsätze des Verfahrens näher an. Gegen die schwersten Verbrecher: Regierungsmitglieder, Magistrate, Soldaten, Schriftsteller, überhaupt gegen die, welche durch ihre Frevel für die Aufrechthaltung der Republik sich ausgezeichnet haben, soll ein summarisches Verfahren stattfinden und nach vorgängigem Bericht an den König die Strafe der Gesetze eintreten können. Für alle übrigen wird die gesetzliche Strafe gemildert; sie sollen gleichfalls nach einem möglichst abgekürzten Verfahren mit einer außerordentlichen Strafe, die schwerern Verbrecher mit Kerker, Deportation und Confiscation der Güter, die minder Schuldigen mit Verbannung und Sequester bestraft werden. Alle übrigen, gegen welche noch keine Beweise vorliegen, sollen die Freiheit erhalten.[1]

Als dieser Erlaß geschrieben wurde, hatten die Hinrichtungen bereits begonnen. Noch am 23. August klagt Nelson freilich, daß noch kein Adeliger gehängt sei. Diese Aeußerung zeugt aber von Unkenntniß der Gesetze, wie der Thatsachen. Denn Adelige durften gar nicht gehängt werden, sie wurden enthauptet; nur für Bürgerliche war der Galgen bestimmt. Schon am 14. August war aber der General Oronzio Massa, aus dem Geschlecht der Herzoge von Galignani, in den Tod gegangen, sechs Tage später die Dichterin Eleonora Fonseca de Pimentel, der Bischof Natale, ein Fürst Colonna und ein Herzog von Cassano. In dem neapolitanischen Archiv hat sich noch ein Theil der Correspondenzen zwischen dem Gerichtshof und den Militärbehörden erhalten. Am 3. September meldet Giuseppe de Guidobaldi

[1] Das Schreiben Acton's an Ruffo vom 23. August, welches auch die frühern Daten enthält, ist abgedruckt zuerst von dem Archivdirector Lattari in der turiner „Rivista contemporanea", zuletzt in den „Proclami", S. 187; das Schreiben vom 7. September bei Sacchinelli, S. 284. Der Briefwechsel zwischen der Giunta und den Militärbehörden in den „Proclami", S. 188 fg.

Digitized by Google

dem Stadtcommandanten General Gambs, daß tags darauf der Graf von Ruvo, Ettore Carafa, enthauptet werden solle. Gambs möge in der gewohnten Weise eine angemessene Truppenzahl bereit halten, den Verurtheilten zu begleiten und der Hinrichtung beizuwohnen. Er möge zugleich die gewohnten Patrouillen durch die Stadt schicken, um jeder Unordnung vorzubeugen. Im October und November häufen sich Anordnungen dieser Art. Bis Ende des Jahres kann man für etwa vierzig Hinrichtungen, ungefähr die Hälfte der wirklichen Zahl, ähnliche Befehle nachweisen, deren kurze, geschäftsmäßig trockene Form den widerwärtigsten Gegensatz zu ihrem Inhalt bildet. Am 24. September stirbt Manthoné, am 30. zwei Fürsten Pignatelli, am 1. October Agnese, am 10. Matera, am 23. Federici, am 29. Mario Pagano, Domenico Cirillo, Ignazio Ciaja und Giorgio Pigliacelli. Am 31. October der Pater Severo Caputo und der Priester Ignazio Falconieri. Am 19. November der Publicist Vincenzo Russo, am 7. December Raffaele Doria und Francesco Conforti. Durch eine königliche Verordnung hatte die Giunta auch die Gerichtsbarkeit über Personen erhalten, welche eigentlich vor das Militärgericht gehörten; so läßt sie am 23. October Antonio Velasco und Filippo Wirtz vorfordern, von denen aber der erstere durch Selbstmord sich der Verurtheilung entzog. Die Richter sind von jeher als Ungeheuer an Blutdurst und Roheit geschildert worden, als die schlimmsten di Fiore, Guidobaldi und vor allem Speciale. Dem gegenüber erscheinen die Verurtheilten als Märtyrer und Heroen von unbeugsamer Standhaftigkeit. Im allgemeinen darf man Lob und Tadel für berechtigt halten. Die Besetzung des Gerichtshofs, das summarische Verfahren, die Leidenschaft der Parteien machen nur zu wahrscheinlich, daß es an Acten der Willkür und Grausamkeit nicht gefehlt hat. Und da sich unter den Verurtheilten Männer befanden, die zu den edelsten des Landes gehörten — es gab auch Abtrünnige und Verräther — so läßt sich von ihnen ein Betragen erwarten, wie es das Gefühl erfüllter Pflicht in den größten und feierlichsten Proben des Lebens hervorzurufen pflegt. Leider ist das, was mir darüber vorliegt, so voll von Fabeln und Widersprüchen,

Digitized by Google

daß auch das vielleicht Thatsächliche verdächtig und zweifelhaft wird.

Bis lange in das nächste Jahr dauerten die Processe und Executionen. Nach Sacchinelli's Zeugniß, das durch neuere Forschungen bestätigt wird, betrug die Zahl der Verurtheilten: In der ersten Klasse, enthauptet, gehängt oder erschossen, 99. — In der zweiten Klasse, verurtheilt zu lebenslänglichem Kerker, 222. — In der dritten Klasse, verurtheilt zu zeitlichen Strafen, 322. — In der vierten Klasse, verurtheilt zur Deportation und Verbannung, 355.[1] Die nach der Capitulation Eingeschifften wurden, sofern sie nicht in besondern Gewahrsam genommen waren, Mitte August, vermuthlich mit den Besatzungen von Capua und Gaëta, durch englische Schiffe nach Marseille geführt.

Am 29. November, als Ruffo sich bereits nach Venedig begeben hatte, erging durch seinen Nachfolger, den Herzog von Cassaro, an den Gerichtshof die Mahnung, die Urtheile der Hauptverbrecher und der zu Deportirenden zu beschleunigen, damit der König alsdann einen schon vorbereiteten Gnadenact erlassen könne. Aus den drei ersten Monaten des folgenden Jah-

[1] Die Zahl der Verurtheilten ist nicht selten weit übertrieben. Der „Moniteur, An VII", Nr. 344, vom 31. August läßt sich schon unter dem 30. Juli von einem Augenzeugen aus Neapel schreiben, daß 600 Menschen, darunter 300 der ausgezeichnetsten Personen, an Bord der englischen Flotte gehängt seien. Die erste, wie sich denken läßt, nicht genaue Liste der Hingerichteten veröffentlichte der neapolitanische Flüchtling Francesco Lomonaco 1800 zu Mailand in seinem „Rapporto al Cittadino Carnot". Er nennt 122 Namen. Im Jahre 1865 stellte der General Mariano d'Ayala 116 Namen zusammen, die, in Marmortafeln eingegraben, auf dem Rathhaus zu Neapel bewahrt werden. Ich folge den Angaben von Giustino Fortunato in der Schrift „I Napoletani del 1799" (Neapel 1882), für welche vornehmlich die gleichzeitigen Tagebücher des Arztes Diomede Marinelli benutzt wurden. Auf Procida und Ischia erfolgten 30 Hinrichtungen. Zur Vergleichung sei noch bemerkt, daß in Toscana, also in einem Lande, das etwa eine Million Einwohner zählte, die durch die Reaction veranlaßten Processe auf 32000, die Zahl der Verurtheilungen auf 22000 berechnet wurden. (Reumont, „Geschichte von Toscana", II, 394.)

Digitized by Google

res werden gleichwol noch 15 Hinrichtungen erwähnt. Erst am 23. April 1800 unterzeichnete der König eine Amnestie, welche aber immer noch mehr als 1000 Ausnahmen machte, also der Thätigkeit des Gerichtshofs kein Ende setzte.[1] Doch hörten von jetzt an die Hinrichtungen auf, das Blutgerüst auf dem Markte wurde abgebrochen. Nur Luigia Sanfelice mußte noch am 11. September 1800 die Anzeige der Baker'schen Verschwörung mit dem Tode büßen, unter Umständen so abscheulich und empörend, daß sie allein hinreichen, der blutigen Reaction ein Brandmal aufzudrücken. Sacchinelli versichert übrigens, daß im Jahre 1801 — nach dem Frieden mit Frankreich — alle Verurtheilten, mit einziger Ausnahme der Hingerichteten, frei in ihre Heimat hätten zurückkehren dürfen. Am 11. Januar 1803 erließ dann der König einen Generalpardon und erlaubte sogar den des Hochverrathes Schuldigen wieder an den Hof zu kommen. „Der Act war nothwendig", schreibt die Königin am 19. Februar, „denn die Zahl der Schuldigen ist zu groß, und ihre Ausschließung erregte zu arge Misstimmung gegen den Souverän." Später klagt sie dann freilich über die widerwärtigen Gesichter, denen sie noch Complimente machen müsse.[2]

VII.

So groß die Zahl der Verurtheilten, so unabsehbar das Unheil erscheint, das durch diese überlange Reihe von Processen und Strafen über das Land gebracht wurde, man kann sie doch nicht gerade außerordentlich nennen, wenn man den Maßstab der Zeit anlegt und sie mit dem vergleicht, was von französischen Blutgerichten, was von den Engländern gegen Jakobiten oder Irländer vorgenommen wurde. Den eigentlich gehässigen Charakter erhalten sie dadurch, daß sie nicht von wilden Revolutionären, sondern von einem sich von Gottes Gnaden nennenden

[1] Abgedruckt in den „Proclami", S. 184.

[2] Vgl. Helfert, „Königin Karolina von Neapel" (Wien 1878) S. 96.

Digitized by Google

Königthum im Namen der Religion und Gerechtigkeit angeordnet wurden und daß sie gleichwol, nicht ohne den Schein leidenschaftlicher Rachsucht, gegen die durch Geburt, Fähigkeit und Bildung hervorragenden Klassen gerichtet waren. Welches Zeugniß gibt die Königin ihrer eigenen Regierung, wenn sie beständig wiederholt, daß der Adel, die Gelehrten, die Offiziere und ein beträchtlicher Theil der Geistlichkeit gegen sie verschworen, daß nur das gemeine Volk treu geblieben sei! Wohin war es gekommen in einem Lande, in welchem man Männer wie Cirillo, Pagano, Conforti, Federici, Caracciolo dem Henker übergab! Die vier ersten noch dazu im Widerspruch mit einer von dem Generalvicar des Königs unterzeichneten Capitulation! Diese Capitulation, oder vielmehr ihre Aufhebung hat von jeher die lebhafteste Erörterung hervorgerufen. Es schienen mit den politischen sich so viele persönliche Motive zu verbinden, und die Handelnden, wie die Leidenden waren persönlich so interessant, daß die allgemeine Aufmerksamkeit immer von neuem dieser Angelegenheit sich zuwandte: namentlich in den Ländern, die unmittelbar betheiligt waren, also in England und Italien. Zuerst war es Vincenzo Cuoco, der öffentlich diese Verwickelung besprach, manches Unrichtige einmischte, aber in seiner gemäßigten, besonnenen Weise nicht mehr sagte, als er zu sagen genöthigt war. Gewiß mit guter Ueberzeugung legt er die Hauptschuld auf Nelson, fügt aber bei, daß die schimpfliche Wortbrüchigkeit von der Königin verlangt und durch Absendung der Lady Hamilton gefördert sei. Auch Botta („Storia d'Italia", Lib. XVIII), so sehr er dem Rhetorischen geneigt ist, hält sich noch in den Grenzen einer geschichtlichen Darstellung. Es war erst Pietro Colletta, der, wie es seine Art ist, Eigenes und Fremdes zu einem wirklichen Roman verarbeitete, für die historische Wahrheit um so gefährlicher, als die Vorzüge seines Stils gerade hier in vollem Glanze sich entfalten konnten. Nicht seine Kunst, nur seine Farbengebung wird von Palumbo noch überboten, der ohne Auswahl wahre und falsche Angaben, selbst wenn sie sich widersprechen, durcheinanderwirft. Botta wie Colletta sind mit Cuoco darin einig, daß die Capitulation von Ruffo auf Grund seiner Voll-

Digitized by Google

machten gültig abgeschlossen, und von Nelson und dem sicilianischen Hofe gegen alles Recht gebrochen sei.

Aber Colletta's Buch, nicht weniger ein politisches, wie ein literarisches Ereigniß, forderte den Widerspruch heraus. Von den italienischen Schriftstellern, welche sich diese Aufgabe stellten, ist der am besten unterrichtete unzweifelhaft Sacchinelli. Selten hat ein Diener dem Namen seines Herrn einen größern Dienst geleistet, als dieser einfache Geistliche.[1] Er schrieb zwar länger als 30 Jahre nach den Ereignissen, aber unzweifelhaft nach gleichzeitigen Aufzeichnungen. Für den Kriegszug von der Meerenge bis nach Neapel wird sein Buch trotz einzelner Irrthümer immer eine Hauptquelle bleiben; für die entscheidenden Tage nach der Einnahme der Hauptstadt ist er dagegen nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Ueber die Stimmung des Hofes in Palermo gibt er nur Unzureichendes, selbst in die angeblich authentischen königlichen Briefe haben sich offenbare Irrthümer der Datirung und des Inhalts eingeschlichen[2], und für die Verhandlungen des Cardinals mit den Republikanern und mit Nelson fehlte es ihm nicht selten an Kenntnissen, zuweilen auch an Verständniß. Patriotischer Neapolitaner, war er vor allem darauf bedacht, seinen König und den Cardinal zu rechtfertigen, die ganze Schuld schiebt er den ihm wenig sympathischen Engländern zu, zumeist ihrem Admiral, dem persönlichen Gegner seines Herrn.

[1] Er war nicht einmal im eigentlichen Sinne, wie er sich selbst nennt, Secretär des Cardinals, sondern nur Untersecretär in der Kanzlei mit einem Gehalt von monatlich 20 Dukaten, während der eigentliche Privatsecretär Abbate Sparziani 50 Dukaten erhielt. Maresca, „Archivio storico per le provincie Napoletane", VIII, 229.

[2] Nicht der einzige, aber der auffallendste Irrthum ist S. 219 die Behauptung, Ruffo habe am 14. Juni aus Palermo einen eigenhändigen Brief des Königs erhalten, in welchem die Rückkehr Nelson's und die Ausschiffung des Erbprinzen in Palermo — Ereignisse, die bekanntlich erst am 14. Juni stattfanden — ausführlich erzählt werden. Wahrscheinlich ist der Tag der Ausstellung mit dem der Ankunft des Briefes verwechselt. Statt „sei" vascelli ist in demselben Briefe sedici zu lesen.

Digitized by Google

Dabei hätte er sich freilich auf Nelson's eigene Landsleute berufen können. Die Opposition im englischen Parlament ließ eine so günstige Gelegenheit zum Angriff nicht unbenutzt. Am 3. Februar 1800 sprach Fox von den Greueln, welche die Eroberung von Neapel befleckt hätten. „Wenn die Gerüchte, die sich verbreitet haben, wahr sind", setzt er hinzu, „so ist England sogar nicht frei von Tadel. Es wird gesagt, daß ein Theil der republikanischen Einwohner von Neapel unter Bürgschaft eines englischen Offiziers eine Capitulation abschloß. Freiheit der Person und des Eigenthums war ihnen zugesichert. Sie sollten nach Toulon befördert werden, aber bevor sie absegelten wurde ihr Eigenthum confiscirt, viele von ihnen wurden eingekerkert und mehrere, soviel ich weiß, trotz der englischen Garantie hingerichtet."[1] Nelson erließ dagegen aus Malta am 9. Mai eine Erklärung in einem Briefe an seinen Freund Davison. Aber schon hatte auch die englische Literatur sich das Ereigniß angeeignet. Ungefähr gleichzeitig mit Cuoco schrieb ein neapolitanischer Flüchtling, Amadeo Ricciardi in Paris, eine Denkschrift über die Ereignisse in Neapel („Memoria sugli avvenimenti di Napoli del 1799") und widmete sie einer englischen Schriftstellerin, Miß Elena Maria Williams.[2] Miß Williams nahm sie 1801 zur Grundlage ihrer „Skizze von dem Zustande der Sitten und Meinungen in der französischen Republik", und brachte darin auch die Capitulation von Neapel, den Wortbruch Nelson's und die Mitschuld der Hamiltons in den schwärzesten Farben zur Darstellung. Indessen Vorwürfe, ausgehend von einem politischen Widersacher, von einem neapolitanischen Republikaner und von einem überspannten, in offenbaren groben Irrthümern befangenen Frauenzimmer würden dem Nachruhm Nelson's wol nicht gefährlich geworden sein. Die eindringlichste, bis auf den

[1] Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 510.

[2] Die Denkschrift ist nicht gedruckt; das Original blieb in Paris, eine Abschrift befindet sich in Neapel in der Bibliothek des Fürsten Pignatelli; vgl. Turiello, „Fatto di Vigliena", S. 31. Ueber Miß Williams vgl. Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 510, und Helfert, „Cardinal Ruffo", S. 411.

Digitized by Google

heutigen Tag wirksamste Verurtheilung seines Verfahrens ging von seinem eigenen Waffengefährten und Untergebenen, einem der Hauptbetheiligten aus, kurz von Edward James Foote, dem Commandanten des Seahorse, dem Mitunterzeichner der Capitulation. Den Anlaß gab eine kurz nach Nelson's glorreichem Tode 1806 veröffentlichte Biographie von Harrison, in welcher im Anschluß an Nelson's Brief an Lord Spencer vom 13. Juli die Capitulation als ein ganz infamer Vertrag (most infamous treaty) bezeichnet war. Foote fühlte sich nicht ohne Grund verletzt, und als trotz seiner Verwahrung die kränkenden Worte in der zweiten Auflage wiederholt wurden, veröffentlichte er 1807 eine Rechtfertigung, die beinahe nothwendig zu einer Anschuldigung Nelson's führen mußte. Den Bruch der Capitulation nennt er ein Unrecht, das nur infolge einer unseligen Verblendung zu erklären sei, und deutet an, daß er noch mehr sagen könne. Dieses Mehr wurde ausgesprochen in der zweiten Auflage seiner Schrift 1810, als eine briefliche Erörterung mit Dr. Clarke, dem Verfasser von Nelson's berühmter Biographie, fruchtlos gewesen war. Foote hält es für nur zu wahr, daß man die Besatzungen von Castell Nuovo und dell' Uovo unter dem Vorwande, die Capitulation zur Ausführung zu bringen, aus ihrem Zufluchtsort gelockt und aus den schon ausgeführten Theilen des Vertrages thatsächlich Vortheil gezogen habe, um die unglücklichen Menschen zu ergreifen, welche durch das geheiligte Pfand einer Capitulation in solcher Weise getäuscht waren. Unverhohlen spricht er auch aus, daß Nelson, gegen weibliche Reize keineswegs unempfindlich, unter ihrem Einfluß das Gleichgewicht des Geistes verloren und gegen Caracciolo, wenn nicht ungerecht, jedenfalls übereilt und grausam gehandelt habe.[1] Ein Zeugniß solcher Art aus solchem Munde konnte auch in der englischen Geschichtschreibung nicht ohne Bedeutung bleiben. Selbst Clarke und M'Arthur, die

[1] Ueber Foote's „Vindication of his conduct" vgl. die umfangreichen Auszüge bei Nicolas, „Dispatches of Nelson", III, 513 fg. Das Original war mir leider nicht zugänglich.

Digitized by Google

nicht so leicht etwas zum Ruhm und zur Entschuldigung ihres Helden unbeachtet lassen, ebenso der gleichgesinnte Southey getrauten sich nicht, Nelson's Benehmen zu rechtfertigen. Eine ganze Reihe anderer Historiker und Staatsmänner hat sich mit Schärfe gegen ihn ausgesprochen[1], erst in dem Herausgeber seiner Briefe, Sir Nicolas Harris Nicolas, fand er wieder einen Vertheidiger. Nicolas sucht nachzuweisen, daß Nelson mit guter Ueberzeugung nur das that, wozu er genügende Vollmacht besaß, und wendet sich dann mit Schärfe gegen Foote, dessen Verfahren er als leidenschaftlich, undankbar, rachsüchtig und widerspruchsvoll darstellt. Seiner Ansicht hat Pettigrew („Life of Nelson", 1849) im wesentlichen sich angeschlossen, auch Helfert (S. 435) spricht Nelson von der Anklage des Vertragsbruches frei, wenn er auch in seinem Verfahren gegen Ruffo und die Republikaner eine Unredlichkeit findet, welche manchem noch schlimmer als ein offener Gewaltact erscheinen wird. Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit", V, 360, hat dagegen beinahe ganz und gar die Darstellung Sacchinelli's angenommen: der König hat nur durch Schwäche, die Königin nur durch Billigung einer bereits geschehenen Thatsache gefehlt; Nelson und den Hamiltons fällt der Bruch des rechtsgültigen Vertrags, zudem eine unwürdige, hinterlistige Täuschung zur Last.

Wenn ich die Aufmerksamkeit des Lesers noch einmal für eine so viel erörterte Streitfrage in Anspruch nehme, so geschieht es, weil einzelne und sogar entscheidende Punkte, wie ich glaube, nach den bereits vorliegenden Quellen schärfer und richtiger als bisher sich bestimmen lassen.

Man muß zwei Fragen stellen:

1) War die Capitulation rechtmäßig?

2) Von wem und in welcher Weise wurde sie verletzt?

Ueber den Werth der Capitulation an sich braucht nichts mehr gesagt zu werden. Daß sie zu Stande kam, erklärt sich nur durch die persönliche Stimmung des Cardinals, durch seinen

[1] Zahlreiche Angaben über die Literatur bei Helfert, a. a. O., S. 415 fg.

Digitized by Google

Wunsch, die Geiseln und vielleicht manche der in den Castellen befindlichen Republikaner nicht zu gefährden, sodann durch die Einfalt Micheroux', der die Leitung der Verhandlungen sich aneignete, indessen Ruffo in anderer Weise beschäftigt war und später um der Russen willen den Aufdringlichen gewähren ließ. Der Vertrag enthält nicht allein die volle Anerkennung der Republik als kriegführende Macht, er versetzte in der That das Königthum in eine unerträgliche Lage. Personen, welche das königliche Haus, welche König und Königin öffentlich mit den schamlosesten Schmähungen überhäuft hatten, sollten ohne irgendeine Genugthuung in der Hauptstadt ihnen ins Gesicht trotzen dürfen. Nicht etwa durch königliche Gnade wurde der Aufenthalt ihnen bewilligt, sondern als ein Recht, das sie als Gleiche von Gleichstehenden mit Waffengewalt erzwungen hatten. Nelson hatte nicht unrecht, wenn er eine solche Uebereinkunft unsinnig und schmachvoll nannte, und man braucht sich durchaus nicht auf den Standpunkt der Königin zu stellen, um die Bemerkungen, mit denen sie den Vertrag begleitete, zum größten Theil vollkommen zutreffend zu finden. Daß Foote in seiner spätern Schrift die Capitulation als vortheilhaft für den König bezeichnet, beweist nur seinen leidenschaftlichen Unmuth gegen Nelson. Als er sie am 21. Juni 1799 zuerst zu Gesicht bekam, nannte er sie „sehr vortheilhaft für die Republikaner". Daß er sie gleichwol unterschrieb, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Er war bei den Verhandlungen nicht zu Rathe gezogen, nur seine Unterschrift wurde als unerläßlich gefordert. Wie konnte ein junger Kapitän die Verantwortung auf sich nehmen, durch seinen Widerspruch einen Vertrag zu hindern, von welchem vielleicht das Schicksal der Monarchie abhängig war? Ihm hat auch Nelson seine Unterschrift mit Recht gar nicht als Schuld angerechnet.

Aber mochte die Capitulation noch so schweren Tadel verdienen, so lag darin wol ein Grund sie nicht abzuschließen, aber kein Recht, sie nicht zu halten. Die entscheidende Frage ist: War der Cardinal zum Abschluß befugt oder nicht? Nicolas hat die Rechtfertigung Nelson's nicht zum wenigsten auf die Verneinung dieser Frage gestützt, aber ohne ausreichende Gründe, die vorzüglich

Digitized by Google

den ihm unbekannten Instructionen für den Cardinal zu entnehmen wären. Helfert (S. 433) sucht diesem Mangel abzuhelfen durch eine Stelle aus der ursprünglichen Vollmacht vom 25. Januar. Der Cardinal wird darin angewiesen, regelmäßig Nachricht zu geben und über seine Absichten, wenn es die Zeit erlaube („sopra di cui vi fosse tempo"), die königliche Genehmigung und Entschließung einzuholen. Nach Helfert's weiterer Ausführung war der Cardinal allerdings in seinem Recht, als er die königliche Bestätigung für die Capitulation nicht vorbehielt, weil er wegen der befürchteten Ankunft der französischen Flotte dazu nicht die Zeit zu haben glaubte. Aber nur subjectiv war er im Recht, nicht objectiv, weil die Gefahr bereits verschwunden war, und es mit der Capitulation keine Eile hatte. Von diesem Gesichtspunkt aus, meint Helfert, konnten die Königin und Acton dem Admiral versichern, Ruffo habe gegen seine Instructionen gehandelt, und unter solchen Umständen konnte Nelson sich berechtigt, ja verpflichtet halten, den Vertrag, der nach Ansicht seiner Auftraggeber von Anfang an nicht rechtsbeständig war, soweit als möglich wieder rückgängig zu machen. — Aber eine so allgemein gehaltene, bedingte Anweisung kann, wie mir scheint, die Ungültigkeit einer thatsächlich nicht einmal ihr widersprechenden Handlung nicht begründen. Ob die Zeit erlaubte, die Genehmigung in Palermo nachzusuchen, darüber hatte vorerst Ruffo zu entscheiden, und selbst am Hofe konnte man nicht leugnen, daß er guten Grund zur Eile hatte. Denn auch in Palermo hielt man, als Nelson seine Fahrt antrat, die Gefahr von seiten der französischen Flotte keineswegs für beseitigt. Noch im Golf von Neapel trifft Nelson gegen die Ankunft des Feindes umfassende Vorsichtsmaßregeln. Und selbst wenn der Cardinal keine ausreichenden Gründe gehabt hätte, so hätte er wol einen Vorwurf verdient, aber dieser Vorwurf hätte den Vertrag nicht aufheben können. Die Clausel besaß nicht die Kraft einer sogenannten lex perfecta, ist auch niemals weder von seiten Nelson's, noch von seiten des Hofes als Grund für die Ungültigkeit angeführt worden. Als Grund wird ganz bestimmt angeführt: dem Cardinal sei verboten worden, mit den

Digitized by Google

Rebellen als einer kriegführenden Macht zu verhandeln und ihnen freien Abzug zu bewilligen. Und in der That: nur ein bestimmtes Verbot konnte das Recht zur Aufhebung der damit in Widerspruch stehenden Uebereinkunft verleihen.

Ist ein solches Verbot erlassen worden? Nelson hat es zu verschiedenen Zeiten, so oft er die Aufhebung der Capitulation zu rechtfertigen suchte, behauptet. In dem Briefe an Spencer vom 13. Juli redet er von dem infamen Vertrage, der in directem Widerspruch gegen die Befehle des Königs eingegangen sei. In dem Briefe an Stephenson vom 10. Februar 1803 heißt es: Weder der Cardinal, noch Kapitän Foote, noch irgendjemand hatte Vollmacht, einen Vertrag mit den Rebellen abzuschließen. Ganz so schreibt die Königin in den Bemerkungen zum 10. Artikel der Capitulation: dieselbe sei den Befehlen und Anweisungen des eigenen Souveräns diametral entgegen; der König erklärt sogar am 8. Juli in einer Proclamation, er habe niemals mit Rebellen capituliren wollen. Solche Versicherungen, öffentlich, dem Cardinal gegenüber, müssen doch einen Grund gehabt haben. Eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit geben dafür die Briefe der Königin an den Cardinal. Den schon (S. 363) angeführten Stellen will ich nur noch eine beifügen. „Unterhandeln Sie mit Sant' Elmo", schreibt die Königin am 14. Juni, „und mit seinem französischen Commandanten, aber keine Unterhandlung mit unsern rebellischen Vasallen! Der König wird ihnen verzeihen, ihre Strafe nach seiner Güte mildern, aber niemals wird er mit Verbrechern capituliren oder verhandeln, die das Böse thun wollen, aber nicht thun können, und jetzt wie Mäuse in der Falle sitzen."[1] Man begreift doch kaum, wie der Cardinal, dem dieser Brief unzweifelhaft am 17. Juni zugekommen ist, dann noch handeln konnte, wie er gehandelt hat.

---

[1] Maresca, „Carteggio", S. 50. Es sei hier noch auf die vortreffliche Beurtheilung des Helfert'schen Werkes über Ruffo von Maresca im „Archivio storico per le provincie Napoletane", VII, 805 fg., verwiesen, wo auch der Gedanke, daß Ruffo ohne Vollmacht gehandelt habe, schon ausgesprochen wird.

Digitized by Google

Mit diesen Aeußerungen der Königin stimmt, wie zu erwarten, Alles, was von Erlassen des Königs, von Briefen Acton's vorliegt, vollkommen überein. Insbesondere auch das einzige Actenstück, aus welchem man, soviel mir bekannt, eine entgegengesetzte Ansicht herzuleiten versucht hat. Auf den frühern Blättern (S. 339) erwähnte ich eine Instruction vom 10. Juni für die Truppen, welche Nelson damals nach Neapel führen sollte. Diese Instruction beruft sich in ihrem 5. Artikel wieder auf eine ältere Anordnung: „Die Aufforderungen an die Rebellen, sich zu ergeben, und jede Einladung und Erklärung an die Völker und an die Verirrten oder Verführten müssen als Grundlage und Norm in Ausdrücken und Versprechungen dasjenige nehmen, was in dem von Sr. Majestät dem Cardinal Ruffo am 29. April übergebenen Gesetze vorgeschrieben wird." „Aber", fährt der 6. Artikel fort, „in der Militärcapitulation, welche man vielleicht mit den Feinden, die Sant'Elmo besetzt halten, abschließen muß, kann man den Umständen nach die Befugniß so weit ausdehnen, daß man den Abzug verschiedener Rebellen, auch ihrer Häupter bewilligt, wenn das öffentliche Wohl, die Schnelligkeit der Operationen, überhaupt wichtige Gründe für diese Entscheidung sprechen. Eine solche Maßregel kann auch für Capua und Gaëta gelten, wenn es sich um deren Uebergabe im Verlaufe der gegenwärtigen Unternehmung handeln sollte." Sybel (V, 358) betrachtet „das wichtige Document als geradezu vernichtend für Nelson's Behauptung, daß Ruffo seine Vollmacht überschritten habe"; mir scheint es gerade im Gegentheil zu beweisen, daß dem Cardinal die Unterhandlung mit den Rebellen wirklich untersagt war. Denn die Bestimmungen der ältern Instruction, welche die Bestrafung der Hauptschuldigen zur Pflicht macht[1], werden zuerst in dem 5. Artikel der neuen bestätigt, der 6. Artikel macht nur insofern eine

[1] Wir besitzen zwar keinen Erlaß, sondern nur einen Brief des Königs an Ruffo vom 29. April (Dumas, Supplementband, S. 238), da aber der König schreibt, er könne die heute in Arbeit genommene Anweisung erst zwei Tage später schicken, so möchte ich die sich anschließende, vom 1. Mai datirte Instruction über das Proceßverfahren gegen die Rebellen für die hier in Frage kommende halten.

Digitized by Google

Ausnahme, als er gestattet, daß bei einer Verhandlung mit den Feinden (nemici, nicht ribelli), d. h. mit den Franzosen in Sant' Elmo, Capua und Gaëta, auch der Abzug von Rebellen stipulirt werden könne. Gerade so schreibt auch die Königin in dem Briefe vom 14. Juni beinahe unmittelbar vor den angeführten, die Verhandlung mit den Rebellen so streng ausschließenden Worten: dem Commandanten von Sant' Elmo könne man allenfalls bewilligen, 50 oder gar 100 Jakobiner nach seiner Auswahl mitzunehmen. Dies war aber, wie jeder sieht, keine Verhandlung mit den Rebellen selbst, und das allgemeine Verbot, mit ihnen oder über ihren Abzug zu unterhandeln, wird gerade durch die für einen bestimmten Fall gestattete Ausnahme bestätigt. Selbst in den letzten Artikeln 10 und 11, welche dem Erbprinzen in Bezug auf sämmtliche Castelle sehr weitgehende Vollmachten übertragen, wird doch die Begnadigung der Hauptschuldigen ausschließlich dem Könige vorbehalten. Bis man den Wortlaut der sämmtlichen officiellen Erlasse an Ruffo kennt, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie sich ganz bestimmt und klar ausgedrückt, daß sie dem Cardinal gar keine Handhabe für sein Verfahren gelassen haben[1]; aber nach dem, was vorliegt, muß man annehmen, daß er wirklich einem bestimmten Verbot des Königs entgegen handelte.

Aus dieser Annahme würde dann weiter folgen, daß der Vollmachtgeber an die Uebereinkunft nicht gebunden war. Denn nach allen Regeln des privaten, wie des öffentlichen Rechts braucht niemand anzuerkennen, was ein anderer mit Ueberschreitung der Vollmacht auf seinen Namen abgeschlossen hat. Man wendet vielleicht ein, daß auch Foote, sowie der russische und türkische Commandant das Actenstück unterzeichnet haben. Indessen auch diese Unterschriften, die man gewöhnlich in einem beinahe lächerlichen Maße überschätzt hat, konnten nicht die Ver-

[1] So heißt es in der Instruction vom 1. Mai: „Queste mie determinazioni v' incarico di far eseguire nel modo che giudicherete possibile." Aber aus einem solchen Zusatz würde doch nicht die Berechtigung folgen, gerade das Gegentheil von dem durch so viele Erklärungen feststehenden königlichen Willen vorzunehmen.

Digitized by Google

bindlichkeit eines sonst nichtigen Vertrages herbeiführen. Keiner von den dreien hatte irgend genügende Vollmacht für eine Capitulation, die, weit über die Grenzen einer militärischen Convention hinaus, wichtige Fragen des Staatsrechts und der Politik festzustellen versuchte. Sollte darüber der Anführer von 84 Türken entscheiden? Ihre Unterschrift bedeutete nichts anderes, als daß sie, soviel an ihnen lag, sich für die Aufrechthaltung der Capitulation verwenden und in keinem Falle sich derselben widersetzen würden.

Bei einem ungültigen Vertrage kann man nicht von einem Vertragsbruch reden, aber es bleibt noch immer die Frage, ob diejenigen, welche die Ausführung verhinderten, rechtlich und sittlich gehandelt haben. Es ist eine Regel des privaten, wie des öffentlichen Rechts, daß jemand aus einem Rechtsgeschäft, welches er für ungültig erklärt, nicht selbst einen Vortheil ziehen darf, daß er also, soweit an ihm liegt, den Gegner wieder in den frühern Stand setzen muß. Das war es, was Ruffo den Republikanern anbot und, soweit es noch möglich war, zu verschaffen suchte. Er mochte sich dadurch für gerechtfertigt halten, und es ist ihm in der That noch von keinem Schriftsteller, selbst nicht von denen, die ihn sonst als einen blutdürstigen Wütherich verleumden, sein Betragen nach der Capitulation zum Vorwurf gemacht worden. Anders Nelson; gegen ihn erhebt sich der härteste Vorwurf, ein Vorwurf weit schlimmer, als der gewaltsame Bruch einer Capitulation: Aus demselben Vertrage, den er für ungültig erklärte, soll er durch Betrug und List Vortheil gezogen, er soll den Cardinal getäuscht und die Insurgenten unter dem Vorgeben, es geschehe zur Ausführung der Capitulation, aus ihrem Zufluchtsort unter die Kanonen der englischen Schiffe gelockt haben. Schon Fox deutet in der Rede vom 3. Februar 1800 darauf hin; Sacchinelli hat es ausführlich unter Beifügung, sogar Facsimilirung der, wie er glaubt, die Täuschung bezeugenden Billete Hamilton's auseinandergesetzt. Beinahe alle italienischen Schriftsteller, unter den deutschen besonders Sybel (S. 362), sind ihm vorangegangen oder gefolgt; auch Helfert (S. 436) meint, von diesem Vorwurf sei Nelson's

Digitized by Google

Andenken kaum zu reinigen. Ich bin gewiß nicht geneigt, Nelson's Benehmen in jener Zeit zu billigen, ich halte das Jahr vom September 1798 bis August 1799 bei allem äußern Glanze für die traurigste Episode seines Lebens; aber ein Vorwurf, wie der eben erwähnte, scheint mir einem Charakter, der immer mehr zu rücksichtsloser Derbheit, als zu listiger Zweideutigkeit geneigt war, wenig entsprechend, und Sacchinelli's Darstellung macht nicht den Eindruck einer unbefangenen, klar sehenden Beurtheilung. Ruffo hatte einen doppelten Vertrag abgeschlossen, die Capitulation und einen Waffenstillstand. Beide sind wohl voneinander zu unterscheiden, werden auch von Nelson streng unterschieden, ja bei seiner Ankunft wußte er nur von einem Waffenstillstand, den auch die aufgezogenen Flaggen bezeugten. Kaum erhielt er durch Foote von der wirklichen Lage Kenntniß, so ließ er durch Hamilton noch am 24. an Ruffo schreiben, daß er die Capitulation verwerfe und auch den Waffenstillstand nicht ferner beobachten, sondern am nächsten Tage, es sei denn, daß die Rebellen sich sogleich ergäben, zum Angriff der Castelle schreiten würde. Vornehmlich wegen des letzten Punktes kam es zwischen Nelson und Ruffo zum Streit; Nelson wollte ihn nicht bis zum Aeußersten treiben, er erklärte sich bereit, den Waffenstillstand nach den Wünschen des Cardinals zu beobachten. Dies und nichts anderes — „de ne rien faire, qui puisse rompre l'armistice" — verspricht Hamilton's Billet vom 26. Juni, desgleichen Nelson's Brief von demselben Tage: „I will not on any consideration break the armistice." Von der Capitulation ist darin keine Rede. Auch die Kapitäne Troubridge und Ball versprechen nicht, wie Sacchinelli (S. 256) und nach ihm Helfert angibt, Nelson würde die Ausführung der Capitulation nicht hindern — „non impedisce, che si esegua la capitolazione" — sondern, wie man in dem Facsimile liest: er wird sich der Einschiffung der Rebellen nicht widersetzen — „non si opporrà all' imbarco dei ribelli." Diese Einschiffung, welche Nelson in seiner Erklärung vom 25. Juni ausdrücklich untersagt hatte, wurde erst jetzt bei der Aufrechthaltung des Waffenstillstands möglich; darum kann auch Hamilton am 27. schreiben, Nelson freue sich

Digitized by Google

seines Entschlusses, die Maßregeln des Cardinals nicht zu unterbrechen. Alles das steht gar nicht im Widerspruch mit dem Entschluß und der am 26. wiederholten Erklärung, daß über die Gültigkeit der Capitulation der König entscheiden müsse. Ich glaube, auch der Cardinal hat schwerlich widersprechen können, wenn man ihm vorschlug, über die streitigen Punkte die königliche Entscheidung einzuholen. Nichtswürdig wäre es allerdings, wenn man den Insurgenten von jener Unterscheidung nichts gesagt, wenn man sie durch die Vorspiegelung, daß Nelson die Ausführung der Capitulation gestatte, auf die Schiffe in die Gewalt der Engländer gelockt hätte. Nelson hat dies aber stets aufs bestimmteste in Abrede gestellt. Schon am 27. Juni schreibt er an Lord Keith, am 13. Juli an Lord Spencer, am 9. Mai 1800 an seinen Freund Davison, die Rebellen hätten in dem vollen Bewußtsein, daß die Gültigkeit der Capitulation von dem Willen des Königs abhinge, die Castelle verlassen.[1] Ich habe früher nachgewiesen, daß die Lage der Verhältnisse dieser Behauptung nicht widerspricht, und es scheint mir nicht, daß dagegen die sehr einseitige Darstellung Sacchinelli's und die nach längerer Zeit, in großer Gereiztheit und doch sehr unbestimmt gegebene Andeutung Foote's überwiegen könnten. Daß dabei von einem oder dem andern, insbesondere von Micheroux mehr als billig versprochen, oder in Aussicht genommen sei, läßt sich nicht bestimmt in Abrede stellen, nicht einmal für unwahrscheinlich halten, aber ebenso wenig darf man nach dem, was bis jetzt vorliegt, den englischen Admiral einer so widerwärtigen, treulosen Hinterlist für schuldig erklären.

Dieses kann man sagen und nicht minder, daß Völkerrecht und Politik gestatteten, den Vertrag, *wenn* er ungültig war, nicht zur Ausführung zu bringen. Aber es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß dadurch das Benehmen der Engländer, wie des neapolitanischen Hofes gerechtfertigt sei. Im Gegentheil, vom rechtlichen, sittlichen und politischen Standpunkte betrachtet, verdient es den härtesten Tadel. Die Republikaner

[1] „Dispatches of Nelson", III, 393, 406, 510.

Digitized by Google

hatten in gutem Glauben mit dem Cardinal, an dessen Vollmacht sie nicht zweifelten, eine Capitulation abgeschlossen, hatten darauf das einzig wirksame Widerstandsmittel, die Geiseln, aus der Hand gegeben und sich der Macht ihrer Gegner überliefert. Daraus folgte nicht, daß ein an sich ungültiger Vertrag rechtlich gültig geworden wäre, aber es folgte zunächst, daß derjenige, der ihn für ungültig erklärte, auch die Vortheile des Vertrages nicht für sich in Anspruch nehmen, daß er die Gegenseite wieder in den Stand vor Abschluß des Vertrages zurückversetzen mußte. Da dies aber thatsächlich unmöglich war — wer hätte daran denken können, die Geiseln wieder auszuliefern? — so mußte den Republikanern wenigstens so viel zugestanden werden, als ihnen nach der Lage der Verhältnisse zugestanden werden konnte. Dazu gehört unzweifelhaft der freie Abzug. Dieser wurde in der That dem größten Theile der Capitulirenden bewilligt, und nur die Parteiverblendung konnte glauben, daß das Wohl des Staates leiden würde, wenn auch die übrigen, statt auf den Richtplatz, ins Ausland gingen. Glaubte man eines öffentlichen Beispiels zur Befriedigung des Volks zu bedürfen, so fehlte es dafür leider noch immer nicht an Personen. Jedenfalls war es, wenn man die Capitulanten vor Gericht stellte und verurtheilen ließ, eine Forderung der Billigkeit, sie zu begnadigen. Gnade üben war unter solchen Umständen nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht, auch aus Gründen der Politik das Nützlichste und für die Republikaner weit demüthigender, als die Hinrichtungen, bei denen die Märtyrer ihren Henkern den Vorwurf des Wortbruchs ins Gesicht schleudern konnten. Daß das Gegentheil geschah, daß man die Häupter des Aufstandes nicht blos zurückbehielt, sondern vor erbarmungslose Richter stellte und dann unerbittlich die Urtheile vollstrecken ließ, war ein neuer Beweis, wie sehr der Hof von Neapel und seine Berather das Gefühl für Recht und Schicklichkeit verloren hatten.

Fragt man nach dem eigentlichen Urheber dieser Unthaten, so scheint es mir ungerecht, einen einzigen, sei es Nelson, den König, die Königin, Acton oder die Hamiltons ausschließlich zu

Digitized by Google

nennen. Alle, jeder in seiner Weise, sind dabei betheiligt Sacchinelli und seine Nachfolger belasten Nelson mit der ganzen Schuld. Mit Unrecht; was er vom 24. bis zum 28. Juni vornahm, steht mit dem, was wir über die Stimmung in Palermo aus frühern Tagen wissen, und mit dem Briefe der Königin vom 25. Juni ganz in Uebereinstimmung. Bis zum 28. war zudem noch nichts Entscheidendes geschehen; erst am Abend des 28., infolge der Nachrichten aus Palermo, wurde die Capitulation gebrochen, und selbst dieser Bruch war nicht unwiderruflich, wenn der König bei seiner Ankunft in Neapel die Gefangenen freigeben und den Vertrag bestätigen wollte.

Daß er auch nur einen Augenblick dazu geneigt gewesen sei, ist, wie schon bemerkt, eine unbewiesene, höchst unwahrscheinliche Behauptung Sacchinelli's. Unzweifelhaft hat aber Nelson den König in der strengern Auffassung noch bestärkt. Sein Benehmen in diesen letzten entscheidenden Wochen steht ganz mit dem frühern im Einklang. Durch sein leidenschaftliches Andrängen hatte er im Herbst des vergangenen Jahres das haltlose Königspaar in den verderblichsten Krieg gestürzt und dann ihren Ruin vollendet, indem er zu der schmachvollen Flucht nach Sicilien seine Hülfe bot. Alle Aeußerungen, die wir seitdem von ihm kennen, bezeugen eine so leidenschaftliche Rachgier gegen seine politischen Feinde, eine so brutale Verachtung der Neapolitaner, daß sich schon daraus seine Handlungsweise erklärt. Man braucht nicht den Einfluß eines verführerischen Weibes in Rechnung zu bringen, obgleich Lady Hamilton nach eigener Neigung und auf Anregung der Königin gewiß nichts unterlassen hat, seinen Eifer noch zu befeuern. Ganz nach diesem Gesichtspunkte ist auch das Verfahren gegen Caracciolo zu beurtheilen. Stellt man die Rechtsfrage, so läßt sich, obgleich entscheidende Documente noch nicht vorliegen, kaum bezweifeln, daß Nelson schriftlich oder mündlich zur Berufung des Kriegsgerichts Vollmacht besaß; und sicher hielt es nicht schwer, in den neapolitanischen Militärgesetzen Gründe und sogar erschwerende Gründe für ein Todesurtheil zu finden. Aber daß man neben ihnen die Milderungsgründe gar nicht berücksichtigte, die Art, wie das Kriegs-

Digitized by Google

gericht zusammengesetzt, die Eile, mit welcher das Urtheil, ohne für die Gnade des Königs eine Möglichkeit zu lassen, vollzogen wurde: alles dies macht die Hinrichtung Caracciolo's nicht gerade zu einem Acte der Rache oder der Eifersucht — dafür fehlt es an Beweisen — aber der Roheit und Leidenschaft. Admiral Keith schreibt an Nelson auf die Nachricht, daß er Herr von Neapel sei: „Machen Sie diesen Neapolitanern klar, sie dürften nicht zu blutgierig sein. Feiglinge sind immer grausam, und Abtrünnige gerade gegen ihre frühern Freunde die wüthendsten." [1] Wäre dieser Rath befolgt worden! Statt dessen war es Nelson, der die wilden Leidenschaften noch anstachelte. Aber ich muß wiederholen: ich finde nicht, daß der König eines solchen Antriebs bedurft, daß er ihm jemals etwas anderes, als seine gewöhnliche Indolenz entgegengestellt hätte. Der schon damals tief gesunkene Fürst gehörte zu den Menschen, die wol, solange ihre eigenen Interessen unberührt bleiben, eine oft mit der Güte verwechselte, aber weit mehr der Schwäche verwandte Gutmüthigkeit zeigen, die aber, sobald sie für ihre Sicherheit und ihre Person zu fürchten anfangen, keine Strafe für zu grausam, keine Abschreckung für wirksam genug halten. Deshalb liegt auch kein Grund vor, ihn blos als ein Werkzeug der Königin und ganz unter ihrem Einfluß stehend zu betrachten. Während der entscheidenden Wochen, die er auf Nelson's Admiralschiff im Golf verbrachte, war er zudem ihrem Einflusse ganz entzogen, und es ist eine unbegründete, schon durch den Brief der Königin vom 4. Juli widerlegte Annahme Sybel's (S. 366): man habe den König erst auf der Ueberfahrt in dem Sinne bearbeitet, daß er dem Festlande und allem, was ihn zur Gnade bestimmen konnte, fern blieb.

Aber was ist von der Königin, der nach Nelson interessantesten Persönlichkeit in diesem blutigen Drama, zu sagen? Von ihrem Gemahl unterscheidet sie sich zunächst dadurch, daß sie, die alles mit größerer Energie betreibt, auch ihrem Willen deutlicher und kräftiger einen Ausdruck gibt und deshalb für

[1] Vgl. „Dispatches of Nelson", III, 419.

Digitized by Google

ihre Schuld und Betheiligung den bestimmtesten Maßstab liefert. Zurückhaltung war nicht ihre Art; in den Briefen an ihre Tochter, an Lady Hamilton, an den Cardinal hat sie, man kann wol sagen, jede Falte ihres Herzens offen gelegt. Eine strenge Bestrafung der Hauptschuldigen hielt sie stets für unerläßlich. Wir sahen, der Cardinal war anderer Meinung. Nicht als ob er nur Güte und Sanftmuth gekannt hätte; wenn er es für nützlich oder nöthig hielt, scheute er auch vor der Strenge nicht zurück, aber er war kälter, mehr auf den unmittelbaren Vortheil bedacht, in Monte Leone mild, in Catanzaro strenge, wie es die Umstände forderten. Er war eben Politiker, Staatsmann, der klarste Kopf in dieser verwirrten Zeit; die Königin eine Frau, mehr vom Gefühl, wenn man will, von der Leidenschaft geleitet. Aber wer kann leugnen, daß auch für ihre Meinung vernünftige Gründe sich anführen ließen? So eifrig als irgendjemand verabscheute sie jede Unterhandlung mit den Rebellen, und sicher hat sie auch auf die Beseitigung der Capitulation entschiedenen Einfluß geübt. Helfert hat gegen Palumbo — und gegen diesen Schriftsteller mit Recht — hervorgehoben, daß ein Brief, der am 25. Juni in Palermo geschrieben wurde, für Nelson's Verfahren vom 24. bis 28. nicht entscheidend sein konnte. Aber es wird dabei nicht beachtet, daß vom 24. bis zum 28. etwas Entscheidendes gar nicht geschehen ist, daß die Capitulation nicht gebrochen, sondern nur suspendirt war. Der Bruch erfolgte erst am 28. nach der Ankunft des Briefes, und wenn nicht dieser Brief an sich, so sind es doch die in dem Briefe ausgesprochenen Grundsätze, welche für Nelson's Verfahren nach dem 28. die Richtschnur bilden. Die Königin trägt also ihr volles Theil der Verantwortung. Man muß aber dabei unterscheiden: Daß der ungültige Vertrag keine Anerkennung fand, darin liegt nach der Auffassung, welche hier begründet wurde, überhaupt keine Schuld. Die Schuld beginnt und liegt darin, daß man Personen, denen man durch die Capitulation, wenn nicht rechtlich, doch sicher moralisch verpflichtet war, der Einkerkerung und dem Todesurtheil unterwarf. Auch damit war die Königin unzweifelhaft einverstanden. Unschuldig ist sie dagegen an den

Digitized by Google

ärgsten, unheilvollsten Greueln. Sie blieb bei dem Satze: Rasche, exemplarische Strafe gegen wenige, Verbannung gegen die größere Zahl, dann, sobald als möglich, Gnade und völliges Vergessen. Die massenhaften Einkerkerungen, die endlosen Processe, die Willkür und Grausamkeit der Richter waren ihr verhaßt, dem Cardinal gegenüber hat sie aufs schärfste ihren Abscheu ausgesprochen. „Wie man gegen die Staatsverbrecher vorgeht, ist ganz gegen meine Meinung", schreibt sie am 2. October; „diese qualificirte Anarchie thut uns größern Schaden als die Franzosen." Aber sie konnte damals nicht mehr, was sie wollte. Ende August ist es offenbar am Hofe zu argen Zerwürfnissen gekommen. Immer und immer wiederholt die Königin, daß sie mit den Staatsgeschäften Zeit ihres Lebens sich nicht mehr befassen wolle; davon ist bei ihrem Charakter wenigstens so viel zu glauben, daß sie sich für den Augenblick des Einflusses darauf weit mehr, als ihr lieb war, beraubt sah. Ueber die Pläne des Wahnsinns und der Blutgier, die man ihr schuld gegeben hat, die Einäscherung Neapels, die Ermordung der höhern Klassen und ähnliche Ausgeburten der Phantasie, ist es — besonders nach Helfert's Ausführungen — überflüssig, nur ein Wort zu verlieren. Selbst unmäßiger Rachsucht und grausamer Härte kann man sie nicht anklagen; in den Briefen findet sich hier und da eine Aeußerung, die besser nicht geschrieben wäre, aber zahlreichere Stellen zeugen eher von dem Gegentheil. Offenbar besaß sie eine feste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Reinheit ihrer Absichten, und man darf nicht vergessen: sie hat in der That von vielen und von solchen, die in ihrer nächsten Umgebung jahrelang um ihre Gunst gebuhlt hatten, den schwärzesten Undank erfahren. Als Königin, Gattin, Mutter war sie in einer so nichtswürdigen, schamlosen Weise geschmäht worden, daß die Sanftmuth einer Heiligen dergleichen nicht leicht vergessen hätte. „O, wenn ich wüßte, wo der Lethe fließt", ruft sie aus, „zu Fuße wollte ich hinpilgern, um daraus zu trinken; und es thäte mir sehr noth. Gott weiß, ich verzeihe allen, aber die Wunde, die meinem Herzen geschlagen ist, vergessen, das ist unmöglich." Sie hätte nur dabei erwägen sollen, daß man dem

Digitized by Google

leicht beweglichen Charakter eines solchen Volkes und der leidenschaftlichen Aufregung des Zeitalters manches zugute halten müsse, daß ein so allgemeiner Abfall der bevorzugten Klassen nicht ohne tiefere Gründe geschehen konnte, und daß von allen Verräthern keiner eines so feigen, schmachvollen und verderblichen Verrathes sich schuldig gemacht hatte als der König selbst durch die Preisgebung des noch unbesiegten Königreiches.

So trifft jeden der Betheiligten sein Maß von Tadel, und nirgendwo in dieser unseligen Bewegung findet das Auge einen Punkt, auf dem es mit ungetrübter Freude verweilen könnte. Man zweifelt, was von beiden verderblicher war: die Unerfahrenheit und dünkelhafte Schwäche der republikanischen Regierung oder das verkommene, in sich zerrüttete Königthum, das, zu allem Bildungsfähigen im Gegensatz, nur in der Unwissenheit der Masse einen Halt fand. Erträglich werden solche Ereignisse nur als Ausgangspunkt oder Glied einer großen Entwickelung, welche die freien Bürger eines so herrlich gesegneten Landes auf die Fehler und Drangsale vergangener Zeiten mit dem Gefühl überstandener Leiden und überwundener Irrthümer zurückblicken läßt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 618 176

Digitized by Google